



**Ulrich Pantle**

## **Leitbild Reduktion**

**Beiträge zum Kirchenbau in  
Deutschland von 1945 bis 1950**

Dissertation  
Februar 2003

# Leitbild Reduktion

Beiträge zum Kirchenbau in Deutschland von 1945 bis 1950

Von der Fakultät Architektur und Stadtplanung der Universität  
Stuttgart zur Erlangung der Würde eines Doktor-Ingenieurs  
(Dr.-Ing.) genehmigte Abhandlung

Vorgelegt von Ulrich Pantle aus Ludwigsburg

Hauptberichter: Prof. Dr. Ing. Werner Durth, TH Darmstadt  
Mitberichter: Prof. Dr. rer. pol. habil. Tilman Harlander, Universität  
Stuttgart

Tag der mündlichen Prüfung: 13. Februar 2003

Institut Grundlagen moderner Architektur und Entwerfen der  
Universität Stuttgart

# Inhaltsverzeichnis

<b>1. Einleitung</b>	<b>4</b>
Leitbild Reduktion	
Multidimensionalität der Reduktion	
Thema, Struktur und Thesen der Arbeit	
<b>2. Situation in Deutschland um 1945</b>	<b>26</b>
Auswirkungen des Luftkriegs	
Politische und gesellschaftliche Verhältnisse	
Zustand der Kirchenbauten - eine Bestandsaufnahme der Zerstörung	
Situation der kirchlichen Institutionen	
<b>3. Von der Schuldfrage zum Wiederaufbau</b>	<b>68</b>
Theologische und philosophische Positionen	
Schuldfrage, Katharsis und christliche Werte	
Stimmen von Publizisten und Kulturschaffenden	
Standpunkte von Architekten	
<b>4. Leitbauten und reduktionistische Tendenzen im Kirchenbau nach 1918</b>	<b>114</b>
Neue Materialien und Baustoffe	
Liturgische Reformen	
Kirchenbau im Nationalsozialismus	
<b>5. Beiträge zum Kirchenbau von 1945 bis 1950</b>	<b>163</b>
Auswahlkriterien der Beispiele	
Fallbeispiele	
Emil Steffann und die Suche nach Armut und Einfachheit	
Rudolf Schwarz und sein Wirken in „nüchterner Trunkenheit“	
Otto Bartning und das Notkirchenprogramm des HEKD	
Gerhard Langmaack und die Gestaltung der Religion für die Gemeinschaft	
Max Taut und zwei Entwürfe für Notkirchen	
Martin Schilling und die verborgenen Baracken	
Der „Ruhrkaplan“ und die „Bunkerkirche“ in Düsseldorf-Heerdt	
Winfried Wendland und die Entpolitisierung der Architektur durch den Kirchenbau	
Dominikus Böhm und der Wiederaufbau „im Geiste des alten Raumes“	
Hans Döllgast und die Poesie der Baukunst	
Heinrich Otto Vogel und der Wiederaufbau der Kirchen zwischen „Erbe und Aufgabe“	
Leitbild Reduktion in den Beiträgen zum Kirchenbau nach 1945	
<b>6. Tendenzen im Kirchenbau nach 1950</b>	<b>326</b>
Gesellschaftspolitische Veränderungen	
Eine neue Phase im Kirchenbau	
Neue Leitbauten	
Mittelweg zwischen Tradition und Moderne	
<b>7. Schlussbetrachtung</b>	<b>369</b>
Reduktion als Reaktion und Legitimation	
Reduktion als eine Strategie in der modernen Architektur	
<b>Anhang</b>	<b>390</b>
Abkürzungen	
Abbildungsverzeichnis	
Literaturverzeichnis	

## Einleitung



Leitbild Reduktion  
Multidimensionalität der Reduktion  
Thema, Struktur und Thesen der Arbeit

In sprachlichen Beiträgen zur Architektur des 20. Jahrhunderts tauchen an unterschiedlichen Stellen Formulierungen auf, in denen mit vollem Pathos oder bemüht objektiv ein „bescheidenes Haus“, „zurückhaltendes Mobiliar“ oder verallgemeinernd eine „einfache Architektur“ gefordert werden. Diese Intention beschränkt sich nicht auf bestimmte historische Phasen, stilistische Zuweisungen oder nutzungsspezifische Kriterien. Auch in architekturbegleitenden Texten früherer Epochen und sinngemäß in anderen Sprachen und Kulturen ist diese Forderung zu finden. Aber im vergangenen Jahrhundert zeigt der Drang nach Reduktion eine auffällig kontinuierliche Präsenz und besondere Intensität.

So prägen die Forderungen nach Einfachheit immer wieder die Architekturdebatten in der Moderne. Ein Anspruch, der in den ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts begleitet wurde von einer fundamentalen Kritik am Historismus und einer demonstrativen Absage an die allgemein gebräuchlichen Stilelemente und Ornamente. In der Weimarer Republik mündete dieses Propagieren des Verzichtes gar in den Stil der „Neuen Sachlichkeit“, wodurch Sachlichkeit zum programmatischen kulturellen Begriff jener Zeit wurde. In dieser heroischen Phase planten und bauten sowohl Vertreter einer „fortschrittlich-modernen“ Architektur, wie auch Architekten, die das Postulat der Tradition geltend machten, für einen zeitgemäß asketisch lebenden Menschen. Insofern wurde von beiden Gruppierungen der Reformierungscharakter betont. Unter der gemeinsamen Maxime der Reduktion entstanden vorgefertigte, kubische Flachdachbauten wie auch handwerklich gefertigte Häuschen mit Satteldach in Gartensiedlungen. Dies bedeutet, dass sich mit der Forderung nach Reduktion mutmaßliche Fronten in den Architekturdebatten zwischen „Moderne versus Tradition“ nur schwerlich klären lassen. Stattdessen lassen sich mit ihr traditionalistische Tendenzen in der modernen Architektur in ein epochales Verständnis der Moderne integrieren.

Wie ein roter Faden zieht sich somit das Leitbild der Reduktion durch die verschiedenen Stilrichtungen und Strömungen des vergangenen Jahrhunderts. Reduktion bildet eine Kategorie der Moderne, und es stellt sich die Frage, ob Reduktion nicht sogar eine Schlüsselkategorie für die Architektur in der Moderne ist. Welche Rückschlüsse lassen sich daraus auf das Verständnis der modernen Architektur ziehen? Was verbirgt sich hinter dieser unablässigen Forderung? Eine Antwort auf diese Frage zielt in der vorliegenden Arbeit darauf, dass sich an dem Leitbild der Reduktion die Spaltung zwischen einer dominanten Rationalität, einem aufklärerischen Geist, einer wachsenden Bedeutung von Technik und den Naturwissenschaften als einem Kennzeichen der Moderne, und einem zunehmend verdrängten und dann doch wieder kompensierten Bedürfnis nach dem Geistigen festmacht. Das Streben nach Reduktion in der modernen Architektur könnte daher so etwas wie eine Versöhnungsgeste sein, eine Intention, aus der sich eine permanente Legitimation für die Architektur in der Moderne speist.

## Kontinuität der Reduktion

Da in dieser Arbeit Architektur als vielfältiger Ausdruck und Bestandteil eines kulturhistorisch komplexen Gefüges verstanden wird, soll einleitend die Kontinuität der Reduktion in der deutschen Architektur des 20. Jahrhunderts dargelegt werden, um zugleich skizzenhaft zu zeigen, in welcher Form, mit welchen Dimensionen und durch welche Architekten Reduktion in dieser Zeit propagiert wurde und welche Einflüsse mitunter zur Tradition dieser Begriffe beitrugen. Diese Spurensuche wird sich in den anschließenden Kapiteln zunehmend auf die Betrachtung der unmittelbaren Nachkriegszeit und der damaligen Leitbauten, die Kirchenbauten und einige ausgewählter Architekten einschränken. Neben Entwürfen und realisierten Bauten werden dazu auch zeitgenössische Aussagen und Schriftstücke sowie unterschiedlichste Planungsumstände dargestellt und zur Klärung herangezogen.

Anfang des 20. Jahrhunderts schlug sich in Deutschland beispielsweise noch die politische Dominanz Preußens auf allgemeine Wertvorstellungen wie auch auf spezifische, entwurfsrelevante Aspekte in der Architektur nieder und zeigte in den ersten Dekaden eine starke Wirkungskraft. Der Geist des Preußentums, „der in Deutschland die Schwärmerei durch den Willen, den Schein durch die Sache und Sachlichkeit ablöste“<sup>1</sup>, bot in der angespannten gesellschaftspolitischen Situation um 1918 eine konservative Alternative zur geheimnisvollen Bilderkraft des Expressionismus. In dieser bewegten Phase deutscher Geschichte wurde Preußen, „dieses vermeintlich so kunstferne, wenn nicht kunstfeindliche Land, dessen Reichtum in seiner Sparsamkeit, dessen Überfluß in seiner Maßhaltung, dessen Aufwand in seiner Einschränkung lag“<sup>2</sup>, als Vorbild - insbesondere für eine mustergültige Architektur - präsentiert.

Moeller van den Bruck, der mit diesen Werten einen preußischen Stil beschrieb, nannte auch die Einflüsse, die seiner Meinung nach die Preußen in diesem Sinne geprägt hatten. Eine wichtige Beeinflussung sah er durch die Deutschritter, die „Herren im weißen Mantelhemd mit dem schwarzen Brustkreuz“, die „schon damals ein erstes Beispiel der geistigen Zucht“<sup>3</sup> waren. Die Männer dieses Ritterordens, die „mit dem Gelübde der Armut, des Gehorsams und der Selbstüberwindung“ lebten, hatten sich seiner Meinung nach nicht zufällig für schwarz und weiß entschlossen: „Der asketische Sinn von Zisterziensern wie Deutschherren hatte sich unwillkürlich für die Wahl dieser ernsten, abstrakten nordischen Farben entschieden, die in ihrem Verzicht auf Buntheit eigentlich gar keine Farben sind - und in dem Eifer, mit dem sie ihrem freiwilligen Liebesdienste und Lebenswerke nachgingen, kündigten sich früheste und echtste preußische Züge an.“<sup>4</sup>

Eine einflußreiche Schrift, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts die klassizistische Tradition und Winckelmanns Diktum von der „edlen Einfalt und stillen Größe“ in der Architektur weitertrug, war das Buch „Um 1800“<sup>5</sup> von Paul Mebes. Eine hohe Auflage sowie der dem Buch eigene Charakter eines Musterbuches für die verschiedensten Bauaufgaben waren verantwortlich für die große Bekanntheit, die diese Veröffentlichung erreichte.



<sup>1</sup> „Der Dom in Havelberg“ war für Moeller van den Bruck ein Beispiel, aus welcher Tradition sich „der preußische Stil“ entwickelt hatte.

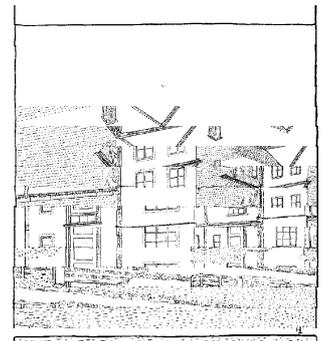


<sup>2</sup> Mit Beispielen wie der Handelsbank in Kopenhagen (ehemaliges Palais Erichsen) von 1797 illustrierte Paul Mebes sein Buch „Um 1800“.

Der von Mebes vorgeschlagene Rückgriff auf den Klassizismus erwies sich als mitbestimmend für die Leitbilddiskussionen nach 1918. Trotz des Untertitels „Architektur und Handwerk im letzten Jahrhundert ihrer traditionellen Entwicklung“ beschränkt sich die Aussage nicht auf architektonische Mittel. Vielmehr zielt die Argumentation über den stilistischen Fundus hinaus und verweist auf eine Zusammengehörigkeit von Architektur und Lebenseinstellung: „Jede Seite, jede Abbildung mahnt uns, bei neuen Aufgaben mit Liebe und Bescheidenheit ans Werk zu gehen, die Umgebung nicht durch das Neuzuschaffende zu überbieten und damit meistens zu schädigen, sondern in vornehmer Zurückhaltung sich den guten alten Schöpfungen harmonisch anzupassen, ohne den Geist der neuen Zeit zu verleugnen.“<sup>6</sup>

Ebenfalls wertkonservativ, aber weniger daran interessiert, den Klassizismus als nationalen Stil zu reproduzieren als ihn vielmehr in die Moderne zu transformieren, stellte Heinrich Tessenow zur gleichen Zeit in einem seiner gleichfalls viel beachteten Bücher klar: „Die Einfachheit mit der Armut [...] haben praktisch ohne weiteres noch nichts miteinander zu tun; unsere Einfachheit kann gewiß ebensogut größter Reichtum sein wie unsere Vielheit größte Armut sein kann“<sup>7</sup>. Ausdrückliche Kritik am Klassizismus äußerte dagegen Herman Sörgel im angewandten Teil seiner „Theorie der Baukunst“<sup>8</sup>. Er sah in dieser Stilrichtung eine versprochene, aber nicht eingehaltene Konstruktions- und Materialgerechtigkeit, da „Gliederungen von ursprünglich konstruktivem Sinne [...] vielfach zu Maskierungen verwendet“<sup>9</sup> wurden. In Abwägung der unterschiedlichen Bauaufgaben erwartete er elementare Veränderungen durch den Einsatz der neuen Baumaterialien Eisen und Beton und sprach sich gegen eine Orientierung an historischen Stilen aus, denn die Tradition sei „etwas ganz Neuem eher hinderlich als förderlich.“<sup>10</sup> Sörgel bekannte sich zu den Symptomen seiner Zeit und bescheinigte ihr: „Der heutige Zeit- und Stilgeist der Sachlichkeit ist [...] dem Schmuckbedürfnis abhold. Liegt auch im Ornamentalen und Dekorativen die letzte Vollendung eines Stiles, so ist gerade die ernste und phrasenlose Formensprache in einer Zeit der Stilentwicklung zu bevorzugen. Sie bekennt offen, dass ihr ehrliche Armut lieber ist als alle künstlich und akademisch fortgezüchteten Schmuckmotive vergangener Zeiten.“<sup>11</sup>

Zukunftsorientierter und mindestens ebenso vehement wurde auch in jenen Gruppierungen mit reduktionistischen Werten argumentiert, die progressiv eine „neue“ und „moderne“ Architektur propagierten. Als einer der Väter der klassischen Moderne forderte Hendrik Petrus Berlage 1904 von seinen Kollegen noch etwas beherrschter und betont rational: „Tut nichts willkürlich: aber vor allen Dingen, seid sparsam in dem Gebrauch eurer Motive, d.h. seid einfach.“<sup>12</sup> Mit Aussagen wie diesen machte Berlage deutlich, dass er sich, - wie es Reyner Banham formulierte - „als einen Mann“ verstand, „der nachdrücklich für gewisse grundlegende Wahrheiten eintrat und Nebensächliches sowie belanglose Dekorationen verachtete“<sup>13</sup>. Mit dieser Haltung wurde er zugleich auch zu einem der Vorbilder für folgende Generationen moderner Architekten. Adolf Loos



<sup>3</sup> Heinrich Tessenow: Entwurf für Kleinhäuser in Hohensalza



<sup>4</sup> Paul Ataria und Hans Schmidt: Haus Huber-Zweifel in Riehen, 1928-1930

hingegen wandte sich in seinen Schriften und Vorträgen weniger an die Architekten seiner Zeit, deren Arbeit er meist ungestüm und bissig abqualifizierte, sondern trat an die Gesellschaft heran, um deren Kultur zu kritisieren. 1908 polemisierte er in seinem berühmt gewordenen Pamphlet „Ornament und Verbrechen“<sup>14</sup>, dass sein „Drang nach Einfachheit“ keiner „Kasteiung“ gleichkomme, sondern ihm „so besser schmeckt“<sup>15</sup>. Kurze Zeit später attestierte J.J.P. Oud der „heutigen Baukunst“, dass sie „keine Verzierung verträgt“<sup>16</sup> und Hans Schmidt rechtfertigte das „Neue Bauen“ mit einer „Einfachheit“, „Klarheit“ und „Nüchternheit“ als das „der Gegenwart und der Zukunft zugewandte Lebensgefühl“<sup>17</sup>. Mart Stam sah im „richtigen Maß [...] die Maße, die mit einem Minimum an Aufwand genügen“, denn „jedes Mehr wäre Ballast, würde unser Leben nicht vereinfachen, sondern erschweren“<sup>18</sup>, und Ferdinand Kramer war „bestrebt, diese Vereinfachungen sowohl der Konstruktion wie der Auswahl der Materialien zugute kommen zu lassen“<sup>19</sup>. Eine Bindung der Einfachheit an das Prinzip der Wirtschaftlichkeit und der Vernunft formulierte auch Walter Gropius in seinen „Grundsätzen der Bauhausproduktion“ von 1926. „Ohne romantische Beschönigungen und Verspieltheiten“, in einer „Beschränkung auf typische, jedem verständliche Grundformen und -farben“ und einer „Einfachheit im Vielfachen“ wollte er eine „knappe Ausnutzung von Raum, Stoff, Zeit und Geld“<sup>20</sup>. Kämpferisch rational sah er die Gestaltung von „Haus und Hausgerät“ mehr als eine „Sache der Vernunft als eine Sache der Leidenschaft“<sup>21</sup>. Ähnlich erklärte es Alexander Schwab, für den „Einfachheit“, neben der „Wirtschaftlichkeit“ und der „Zweckmäßigkeit“, eines der „Grundelemente des neuen Bauens“<sup>22</sup> war. Sein 1930 formuliertes Bekenntnis, dass alle drei Grundelemente „ein- und dasselbe“<sup>23</sup> seien, zeugt stellvertretend von der Ablehnung einer eindimensionalen Sichtweise, mit der sich die Vertreter des „Neuen Bauens“ zur Reduktion bekannten. Stattdessen wurden ökonomische, soziale oder auch ästhetische Belange unter dem Titel des „Neuen Bauens“ geradezu subsumiert. Die Wohnung sollte dabei gleichermaßen „eine große Zahl seelischer Zwecke erfüllen“, auch wenn dies für Schwab „bis heute noch kaum begonnen, geschweige denn geklärt“<sup>24</sup> worden war.

Durch einen zunehmenden Gedankenaustausch über Kongresse und Printmedien entstanden internationale Kontakte und Dispute zwischen Architekten des „Neuen Bauens“. Tonangebend und kämpferisch wandte sich dabei Le Corbusier an Kollegen und Studenten. Seine „Feststellungen“ wurden übersetzt und erreichten auch in Deutschland eine große Publizität. In einem seiner „Leitsätze“ bedauerte er: „Die Architekten von heute verwirklichen keine einfachen Formen mehr“<sup>25</sup> und verherrlichte „das Einfache“ als „Merkmal der Meisterschaft“<sup>26</sup>. Für ihn war „das Einfache also nicht das Dürftige, sondern ein Erlesenes, eine Wahrnehmung, eine Kristallisation, die zum Gegenstand die Echtheit hat“<sup>27</sup>. Le Corbusiers Bekenntnis zum Verzicht zeigte in seinen Wohnbauentwürfen genauso seine Auswirkung wie in seinem eigenen Lebensraum. Der kleine, zellenartige Raum, in dem er sich allein seiner Arbeit widmete, speiste sich aus den Vorbildern der kompakt ausgestatteten Kabinen der Ozeandampfer, die er in „Vers une architecture“ als Ingenieurkunst gepriesen hatte, wie



<sup>5</sup> Le Corbusier: Studio im "Maison Guiette" in Anvers, 1926

auch aus dem Modell der Mönchszelle, wie er sie auf seinen frühen Studienreisen im Kartäuserkloster im norditalienischen Ema für sich entdeckt hatte.

Als Argument für das „Neue Bauen“ wurde auch Mies van der Rohes Feststellung verstanden: „Der Zwang zur Einfachheit bedeutet keine kulturelle Armut, wenn wir uns bemühen, so viel Schönheit als nur möglich einzufangen.“<sup>28</sup> Dabei wurde jedoch allzu oft eine rational-konstruktive Betrachtungsweise seines Werkes überbetont und religiös-mystische Berührungspunkte zu Denkern wie Thomas von Aquin vernachlässigt bzw. hinter den Einfluß von zeitgenössischen Strömungen gestellt.<sup>29</sup> Eine eindeutige religiöse Dimension, die aber für viele unverständlich blieb, hatte die Kritik von Rudolf Schwarz an diesem der „Neuen Sachlichkeit“ nahestehenden „Neuen Bauen“. Für Schwarz galt: „So käme es darauf an, dass die ‚sachliche‘ Baukunst arm würde statt dürftig und demütig statt beschränkt und dass sie aufhörte, ‚Sachlichkeit‘ zu sein, und begänne, Dinglichkeit zu werden. Es mag sein, dass man das Wort prägen könnte von einer ‚Wiedergeburt der Baukunst aus der Armut‘.“<sup>30</sup>

Das Bekenntnis zur Reduktion kursierte indes nicht hermetisch innerhalb eines elitären Fachkollegiums, sondern fand nicht zuletzt durch eingängige Beratungshandbücher auch eine breitere Öffentlichkeit. In den zwanziger Jahren wurde den interessierten Laien in Alexander Koch's „Das schöne Heim“<sup>31</sup> folgender Ratschlag gegeben: „Vereinfache Dein Haus, so wird vieles Dir einfacher werden“<sup>32</sup>. Bruno Taut gab an die „Frau als Schöpferin“ das Motto aus, dass die neue Wohnung „unbedingt von jenem alten Vollgestelltsein mit Möbeln, Schränken usw. befreit sein“<sup>33</sup> müsse und forderte zum Entfernen diverser „Handarbeiten“ und „atavistischer Spielereien“<sup>34</sup> auf. Dafür versprach er: „Eins, meine Damen, ist jedenfalls Tatsache: wenn aus einer Wohnung nach strengster und rücksichtslosester Auswahl alles, aber auch alles, was nicht direkt zum Leben notwendig ist, herausfliegt, so wird nicht bloß Ihre Arbeit erleichtert, sondern es stellt sich von selbst eine neue Schönheit ein.“<sup>35</sup> Dabei wandte sich Taut nicht ohne Hintergedanken an die Frauen. Denn ohne die emanzipatorische Absicht der amerikanischen Haushaltswissenschaftlerin Christine Frederick zu übernehmen, kopierte Taut Argumente und Zeichnungen verbesserter Funktionsabläufe im Haushalt aus den über ein Jahrzehnt zuvor veröffentlichten Berichten von Frederick. Mit Berechnungen versuchte er der Hausfrau aufzuzeigen, wie groß „die Ersparnis an Frauenarbeit“<sup>36</sup> sein kann, um mit ihrer Hilfe eine Reform der Wohnformen zu erreichen. Wie stark sich die von F. W. Taylor geprägte wissenschaftliche Haushaltsführung bei Taut als ein rationales Problem niederschlug, zeigt nicht zuletzt sein Appell: „Zu der Körperhygiene muß die Gehirnhygiene hinzukommen.“<sup>37</sup>



<sup>6</sup> Mies van der Rohe: Entwurf für ein Bürogebäude aus Stahlbeton, 1922



<sup>7</sup> Illustration von Bruno Taut in seinem 1924 erstmals erschienenen Buch „Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin“

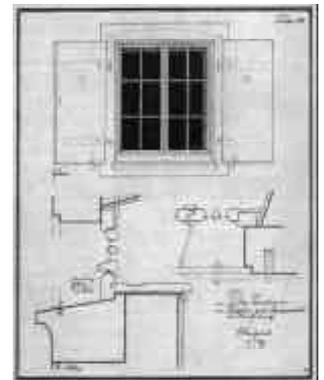


<sup>8</sup> Illustration aus dem Buch „Wie wohnen? Neuzeit-Einrichtungen kleiner Wohnungen“ von Ludwig Neundoerfer aus dem Jahr 1929. Links ein „typisches älteres Wohnzimmer“ und rechts ein „umgestaltetes älteres Wohnzimmer“.

Hinter derartigen Bemühungen, mit scheinbar rationalen Argumenten eine logische Begründung für eine reduzierte Form zu finden, verbargen sich natürlich auch ästhetische Interessen. Um diese Lebens- und Produktformen dem Laien näher zu bringen, mußten anschauliche Beispiele präsentiert werden. So wundert es nicht, dass Ratgeber, - wie der von Wilhelm Lotz, der die Frage im Titel führte „Wie richte ich meine Wohnung ein?“<sup>38</sup> - den angeprangerten schlechten Einrichtungen immer zahlreiche Muster gegenüberstellten. Die antwortgebenden Ratschläge von Lotz für einen „einfachen Lebensraum“<sup>39</sup> und für „Sauberkeit, Ordnung und Übersichtlichkeit“<sup>40</sup> begleiteten zahlreiche Entwürfe von Werkbundmitgliedern, die sich ja gerade diese erzieherische Tat zur sachlich erklärbaren Einfachheit auf ihre Fahnen geschrieben hatten.

Selbst der Soziologe Ludwig Neundörfer, der in einer populären Broschüre zur Volksbildung den Architekten seiner Zeit „große Fehler“ vorwarf, „weil sie meinen, man könnte eine gute Wohnung nach rein vernunftmäßigen Gesichtspunkten zusammenstellen“, beantwortete die Frage „Wie wohnen?“<sup>41</sup> letztlich mit dem Vorschlag: „Verbesserung ohne Umbauten; nur durch Beseitigung alles Überflüssigen.“<sup>42</sup> Auch bei ihm stammen die meisten der vorgestellten Vorbilder aus den Werkstätten des Deutschen Werkbundes. Allesamt Geräte, die für Neundörfer „unaufdringlich, ohne reiche Details, ohne Pathos, selbstverständlich, natürlich und ungezwungen“ sind, kurzum „Geräte ohne Zierat“, denn „so wie wir selbst sein möchten, wie unsere Lebensgewohnheiten langsam werden, so soll auch das Gerät sein, das wir zum Wohnen brauchen“<sup>43</sup>.

Mit den gravierenden politischen und gesellschaftlichen Umbrüchen in den dreißiger Jahren änderten sich auch Intentionen und Haltungen in den Architekturdebatten. Der Sprachstil und der Umgang mit den Antagonisten wurde aggressiver und die Direktive zur Verwirklichung einer national deutschen Baukultur zunehmend bindender. Dabei verschwanden allerdings nicht die reduktionistischen Werte. In der aus dem „Heimatschutz“ entstandenen „Blut und Boden“-Propaganda des Nationalsozialismus wurde der „deutschen Familie“ ein „Haus und Heim“ als Alternative zu dem „modernen‘ Menschensilo der Baubolschewiken“ unterbreitet: „Die Wohnung, die Möbel, die Gebrauchsgegenstände sollen uns [...] durch wohlgefällige, unaufdringliche Form und Farbe erfreuen.“<sup>44</sup> Denn „handwerkliche Arbeit adelt den schlichsten Werkstoff“<sup>45</sup>. Die Ideale waren Utensilien und Möbel wie ein „einfaches irdenes Gefäß eines Bauerntöpfers“, die eine „taktvolle Zurückhaltung“, eine „innerlich vornehme Bescheidenheit“<sup>46</sup> zeigen. Diese im Nationalsozialismus hochgehaltenen Werte der Einfachheit und Schlichtheit wurden auch von Paul Schmitthenner vertreten. Mit einem politischen Bekenntnis zur „Baukunst im neuen Reich“<sup>47</sup> attackierte er 1934 noch die Bauten „neuer Sachlichkeit“, wie sie in der Karlsruher Siedlung „Dammerstock“ gebaut worden waren, als „errechnete Armut in technischer Unzulänglichkeit“<sup>48</sup>. 1941 forderte er politisch gemäßigter, „das Unscheinbare in der Baukunst“ zu pflegen, weil „das einfach Schöne“ immer „das köstlich Einfache“<sup>49</sup> sei. Diesen Standpunkt vertrat er nicht nur in der Zeit der nationalsozialistischen Macht-



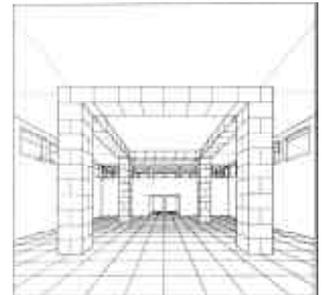
<sup>9</sup> Paul Schmitthenner: Fensteransichten mit technischen Details aus seinem von 1943 bis 1949 entstandenen Buch "Gebaute Form"

herrschaft, sondern auch davor und danach, weswegen sich bis heute kontroverse Debatten darüber entzünden, wieweit das Werk von Architekten wie Schmitthenner dem politischen Kontext enthoben werden kann, um es beispielsweise auf tektonische Aspekte zu beschränken.

Nach dem Ende der nationalsozialistischen Diktatur und deren ideologischer Agitation wurden die Entwürfe für Gebäude und Einrichtungsgegenstände mit fast gleichbleibenden Attributen gekennzeichnet. Im ersten „Wohnhilfe“-Programm sollten die Möbel „nicht notdürftig, sondern einfach und gut“<sup>50</sup> gemacht sein, Hans Schwippert forderte eine „regsame und fröhliche Schlichtheit“<sup>51</sup>, und die Mitglieder des Deutschen Werkbundes riefen anlässlich seiner Wiedergründung zur Suche nach dem „Einfachen und Gütigen“<sup>52</sup> auf.

In den folgenden Jahrzehnten mögen reduktionistische Forderungen nicht immer die Debatten bestimmt haben, dennoch waren sie auch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts kontinuierlich präsent. „Die Leitworte“, die Emil Steffann auch in den Jahrzehnten nach Kriegsende in seinen Entwürfen umzusetzen versuchte, waren „Armut und Einfachheit“<sup>53</sup>. In den fünfziger Jahren war für Konrad Wachsmann „fast alles nicht einfach genug. Wenn aber etwas sehr einfach ist, [...], so ist es darum das Vollkommene, identisch mit dem Begriff des Schönen.“<sup>54</sup> Einige Jahre später mochte für Franz Füg die „Architektur von morgen“ - so seine Vorstellung - „in jener Einfachheit des Bauwerks enden, in der sich der Reichtum des Lebens ungehindert entfalten kann“<sup>55</sup>.

Angesichts immer stärker werdender Debatten um eine postmoderne Architektur ermahnte Wolfgang Pehnt die Architektenschaft auf dem Deutschen Architektentag 1982 zur „Bescheidenheit“<sup>56</sup>. Wenn die allerorts entstandenen Museen kennzeichnend für die Architektur dieser Dekade sind, war zwar Bescheidenheit augenscheinlich kein typisches Attribut dieser Zeit, was aber nicht bedeutete, dass damit grundsätzlich das Streben nach Reduktion ausblieb. O.M. Ungers, der mit dem Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt einen dieser Leitbauten entwarf, forderte in dieser Zeit, dass „Reduktion der Form, die Beschränkung auf wenige Stilmittel und die Verwendung von strengen geometrischen Grundfiguren den Vorrang vor formalen Auswucherungen und Zufällen“<sup>57</sup> haben sollten. Die fast zeitgleich von Heinrich Klotz hoffnungsvoll präsentierte These einer „Revision der Moderne“<sup>58</sup> konnte sich allerdings nur bedingt behaupten. Seine Vorhersage, dass das letzte Viertel des 20. Jahrhunderts einer Architektur vorbehalten sei, „die sich nicht in dem Vereinfachungsdogma der Moderne erschöpft“<sup>59</sup>, erwies sich bereits wenige Jahre später als Trugschluss. Denn Anfang der neunziger Jahre forderte Vittorio Magnago Lampugnani für die Architektur der Jahrtausendwende gar „Die Neue Einfachheit“<sup>60</sup>. In der daraufhin entfesselten Debatte brachten Befürworter und Kritiker diesen Titel mit verschiedenen architekturhistorischen Vorbildern in Verbindung, verwoben ihn mit der städtebaulichen Diskussion um die „kritische Rekonstruktion“ von Berlin oder setzten ihre Vorstellungen in Beziehung zu Arbeiten der *minimal art*. Wesentlich unterstützt von Architekturentwicklungen in der deutschsprachigen Schweiz, wurde die Auseinandersetzung mehr als nur „eine deutsche Architektur-



<sup>10</sup> O.M. Ungers: Perspektive der Zentralhalle im Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt am Main, 1980



<sup>11</sup> Diener & Diener Architekten: Vogesenschulhaus in Basel, 1993-96

debatte“<sup>61</sup>. In Deutschland stellte Gert Kähler schließlich die berechtigte Frage: „Warum löst die Forderung nach einer neuen Konvention in der Architektur, nach dem ‘Einfachen’ [...] überhaupt Streit aus? Denn die Forderung ist weder neu noch originell.“<sup>62</sup> Aber offensichtlich wurde das Fach- und Laienpublikum durch die bis in die Illustrierten gehende Auseinandersetzung eher stimuliert als abgehalten, denn das öffentliche Interesse an diesen zeitgenössischen Bauten war groß. Ausstellungen und Publikationen, in denen Projekte aus aller Welt in den großen Topf einer mehr oder weniger „minimalistischen Architektur“ geworfen wurden, erwiesen sich international als Publikumserfolge.<sup>63</sup> Inzwischen sind die euphorischen Huldigungen einer minimalistischen Architektur wieder etwas zurückgegangen und letztlich blieb die Antwort offen, ob es sich dabei um einen Architekturstil, eine kurzlebige Erscheinung oder eine Lebensform in der Moderne handelt.

Ungeachtet dessen, dass heute zur Jahrtausendwende manch einer die „Einfachheit“ als unzeitgemäßes Attribut kritisiert, sind reduktionistische Eigenschaften mehr als je zuvor zur Konvention geworden. Allorts werden Gebäude wegen ihrer „einfachen kubischen Proportionen“, ihres „puristischen Materialeinsatzes“ oder ihrer „zurückhaltenden Gestalt“ gewürdigt und ausgezeichnet<sup>64</sup>. Einige Architekten fühlen sich inzwischen beengt von einer vermeintlich stilistischen Zuweisung und beugen ihre Absicht an der „Einfachheit“ in Begriffe wie z.B. „Wesentlichkeit“<sup>65</sup>. Gleichmaßen versuchen sich Architekturkritiker in einer differenzierenden Sondierung und stellen wie jüngst die Frage: „Was tun mit der exquisiten Einfachheit, wenn die brutale, sorglos banale Einfachheit wieder Allgegenwart wird?“<sup>66</sup>

### Leitbild Reduktion

Auch wenn eine unpräzise Anwendung bzw. Instrumentalisierung der Begriffe mittlerweile dazu geführt haben mag, dass sie nicht mehr greifen, eine geringere Aussagekraft haben oder aus sonstigen Gründen abgelehnt werden, sind dennoch zwei Punkte evident. Zum einen verschwinden in der Moderne reduktionistische Qualitäten nicht aus den Leitbilddiskussionen beziehungsweise ersetzt eine semantische Verschiebung der Begriffe nicht ihre Reflexion. Zum anderen verdienen die begrifflich erfassten Werte eine fundiertere Betrachtung, um das Verständnis der Architektur sowohl in der Produktion wie auch in der Rezeption abzurunden. Denn architektonische Konzepte werden nicht nur über die Medien der Zeichnung und des Modells, sondern auch über sprachliche Prämissen und Strukturen entwickelt und artikuliert. In dieser kohärenten Beziehung muß die sprachlich konzipierte Architektur mit der gebauten Architektur abgeglichen und interpretiert werden. Darüber hinaus sind grundlegende Sinnfragen der Architektur nur über Begrifflichkeiten zu artikulieren. Noch weniger sind die verschiedenen Dimensionen und die Verhältnisse der Architektur in Relation zu anderen Disziplinen ohne Sprache zu formulieren. Oder von der Sprachebene aus gesehen: Begriffe machen in den seltensten Fällen vor Disziplinengrenzen halt. Vielmehr scheint es, dass sich die Architektur schon immer Begriffe aus anderen Disziplinen



<sup>12</sup> Titelseite des 1995 erschienen Buches „Einfach schwierig. Eine deutsche Architekturdebatte“

einverleibt hat und sie dann in modifizierter Form als architekturimmanente Begriffe einsetzt.

So findet sich beispielsweise in jenen theoretischen Ansätzen, die sich auf eine Bekleidungstheorie stützen, die Nacktheit im Sinne einer Reduktion auf das Wesentliche, den Kern. Obgleich dies noch keine wertende Aussage über die Hülle macht, kommt es nicht zuletzt in der modernen Architektur zu der Auslegung, nach der ein „ornamentloses, nacktes Gebäude“ mit der sprichwörtlichen Suche nach dem „wahren Kern“ in Verbindung gebracht wird. Werner Oechslin hat diesen „evolutionären Weg zur modernen Architektur“ unter diesem Aspekt eindrücklich dargestellt.<sup>67</sup>

Nicht immer fällt es beim Bekenntnis zur Reduktion leicht, den individuellen Stellenwert interpretieren zu können. Doch selbst hinter einer scheinbar nur deskriptiven Nennung reduktionistischer Attribute eines Gebäudes steht eine Wertzuweisung. Werte, die - nach der Definition des Philosophen Otfried Höffe -, als „bewußte oder unbewußte Orientierungsstandards und Leitvorstellungen“ verstanden werden, „von denen sich Individuen und Gruppen bei ihrer Handlungswahl leiten lassen“<sup>68</sup>. Gleichwohl soll bei der Betrachtung des Leitbildes Reduktion nicht versucht werden, dem *Leitbild* polarisierend den *Leitbegriff* gegenüberzustellen. Auch wenn das *Bild* im *Leitbild* eine Dominanz des Bildhaften suggerieren mag, wird unter dem Leitbild die große Bandbreite von vorbildlichen Lebensformen, von individuellen Lebensgestaltungen wie auch kollektiven, richtungsweisenden Grundsätzen und Vorstellungen verstanden. Das heißt, die Definition des Leitbildes integriert die ein Bild kennzeichnende Anschaulichkeit mit einer Begrifflichkeit, ist also sowohl *Leit-Bild* als auch *Leit-Begriff*.

Mit der Betrachtung des Leitbildes Reduktion versteht sich diese Arbeit als ein Beitrag einer Architekturgeschichtsschreibung, die versucht, die Entwicklungen in der Architektur als Geschichte richtungsweisender Werte zu verstehen. Reduktion wird in diesem Fall als kategorialer Begriff verstanden, der reduktionistische Begriffe und Tendenzen umfaßt. Grundlage dafür ist, dass die reduktionistischen Forderungen als Werturteile verstanden werden. Mit der Betrachtung projektierter und realisierter Bauwerke wird desweiteren nach der Umsetzung der Wertbegriffe gefragt und den Konsequenzen des formulierten Anspruches nachgegangen. Dabei soll nicht, wie bei Adorno, der Begriff des Leitbildes selbst mit seiner Nähe zu einer „allgemein-normativen, invarianten Ästhetik“<sup>69</sup> problematisiert werden, sondern der Entwicklungsprozess des Leitbildes Reduktion, die Motivationen und Intentionen und seine Umsetzung in die architektonische Praxis aufgezeigt und interpretiert werden.

### **Multidimensionalität der Reduktion**

Bereits bei einer ersten Prüfung der zahllosen Äußerungen deutet sich an, dass Reduktion unterschiedlich verstanden wurde. Es lassen sich verschiedene **Dimensionen** erkennen. Führten Architekten wie Bruno Taut oder Ferdinand Kramer Einfachheit als funktionalen beziehungsweise rationalen Aspekt an, den sie aus einem sozialen Ansinnen ableiteten, stand

bei Emil Steffann und Rudolf Schwarz das Verständnis von Einfachheit in der Architektur in geistiger Nähe zu den christlichen Tugenden der Bescheidenheit und Demut. Diesen Absichten, die in beiden Fällen stark durch eine ethische Dimension legitimiert werden, steht in der Architektur auch eine ästhetische Dimension von Reduktion zur Seite. Sie schlägt sich in vielfältiger Weise in einer Beschränkung von Formen, Materialien oder anderer architektonischer Mittel und Methoden nieder. Diese einzelnen Dimensionen lassen sich freilich nicht völlig isoliert betrachten oder eindeutig in eine kausale Strategie einbinden, sondern sind eher als Präferenz in der jeweiligen Intention zu verstehen. Allerdings deutete sich mit den genannten Beispielen schon an, dass unabhängig von der Bauaufgabe die religiöse Dimension wesentlich zu sein scheint, die im okzidentalen Raum eine lange Tradition hat und die Kultur prägte. Beispielsweise durch stetig wiederkehrende Feindseligkeiten, mit denen Bilder geächtet wurden, wie beim Bilderstreit im 8. Jahrhundert zwischen Ikonodulen und Ikonoklasten sowie beim Bildersturm des 16. Jahrhunderts, der in höchstem Maße die Bilderfeindlichkeit der reformierten Kirchen zum Ausdruck brachte und im benachbarten Ausland mit Zwingli und Calvin diesbezüglich noch vehementere Streiter fand als mit Luther in Deutschland. Genauso wie die puristische Lebensweise und Kultur des Pietismus, der sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts in einigen Regionen Deutschlands durch eine verinnerlichte Religiosität und eine im frommen Pflichteifer aufgehende Betätigung des Glaubens in praktischen Werken entwickelte, sich auch in einer zunehmend säkularisierten Gesellschaft etablieren konnte und bis heute kulturelle Auswirkungen zeigt. Dadurch soll deutlich gemacht werden, dass es auch gilt, die Verhältnisse der Dimensionen zu betrachten, wobei auch zu untersuchen gilt, inwieweit pauschal gesellschaftsrelevante, mithin politische Inhalte oder gar eine generalisierende Absicht gemeint waren.

Um die Vielfalt der Dimensionen aufzuzeigen, Unterschiede deutlich zu machen und mißverständliche Auslegungen von Reduktion aufzudecken, sollen in einer Art Spurensuche von den jeweils formulierten Ansprüchen, über die geplanten und realisierten Bauten, bis hin zur Rezeption unterschiedliche Dimensionen herausgearbeitet werden. Mit der Frage nach einer Akzentuierung einzelner Dimensionen ergeben sich Rückschlüsse auf Abgrenzungen zu anderen Dimensionen und auf Bestrebungen nach Gemeinsamkeiten. Ferner soll nicht nur der Anspruch an Reduktion deutlich gemacht werden, sondern auch die jeweilige Strategie. Es soll gefragt werden, wieweit sich diese unter „Dimensionen“ angesprochenen Aspekte bewahrt haben und ob sie in affirmativem oder auch negierendem Verhältnis zu Entwicklungen der Moderne stehen.

### **Relevante Begriffe und ihr Beitrag zum Verständnis der Moderne**

Um welche Begriffe geht es, wenn vom Leitbild der Reduktion die Rede ist? Welche etymologischen Wurzeln, welche Konnotationen haben sie und welche Anwendung finden sie in den Ausführungen zum Verständnis der Moderne? Bei vielen Begriffen, die bei Beschreibungen und Bewer-

tungen auch von Architektur gebraucht werden, ist ihr reduktionistischer Sinngehalt deutlich erkennbar: Armut (freiwillige wie auch notwendige), Askese, Bescheidenheit, Demut, Einfachheit, Einschränkung, Mäßigung, Minimierung, Nüchternheit, Reduktion, Schlichtheit, Verminderung, Verzicht, Zurückhaltung u.a. werden fast ausnahmslos im reduktionistischen Sinne verstanden. Andere Begriffe, wie z.B. Nacktheit, Sachlichkeit, Sparsamkeit oder Wesentlichkeit können im besonderen Sinnzusammenhang mit Reduktion in Beziehung gebracht werden.

**Reduktion** leitete sich im deutschsprachigen Raum in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus dem lateinischen *reductio* ab und steht im eher neutralen Sinn für Zurückführung, wertend im Sinne von Herabsetzung, Einschränkung oder Minderung. Im Sprachgebrauch von Naturwissenschaften und in der Logik steht es überwiegend für eine „Zurückführung von etwas Kompliziertem auf einen einfachen Sachverhalt“<sup>70</sup>. Dabei wird auch ein prozessuales, intentionales Verständnis des Begriffs deutlich. In dieser Arbeit wird Reduktion zudem als ein kategorialer Begriff verstanden, unter den sich Begriffe mit reduktionistischen Aussagen einordnen lassen.

Wie Reduktion entwickelten sich im deutschen Sprachgebrauch auch die sinnverwandten Worte **Nüchternheit**, **Schlichtheit**, **Bescheidenheit** und **Einfachheit** zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert. Insofern um jene humanistische Epoche, in der sich auf dem Hintergrund geistes- und naturwissenschaftlicher Umwälzungen grundlegende Veränderungen zwischen Mittelalter und Neuzeit ergaben. Vermutlich hat sich die Bedeutung von **Nüchternheit** aus der Nacht, genauer dem *nocturnus* abgeleitet. Mit diesem Begriff wurde der „mönchen andacht“ bezeichnet, wenn sie „zu nacht und im winter, da es noch nacht ist, in die kirche gehen, da sie zuvor nichts gegessen noch getrunken“<sup>71</sup> haben. In Verbindung mit diesem anschaulichen Bild läßt sich Nüchternheit im Sinne von *Enthalt-samkeit* und *Mäßigung* deuten. Ursprünglich war *schlicht* eine synonyme Nebenform von *schlecht*, womit sich eine mögliche negative Konnotation von **Schlichtheit** etymologisch erklären ließe. Zunehmend behaupteten sich für *schlicht* aber die Bedeutungen von *grade*, *eben*, *glatt* als objektive Eigenschaft, wie auch für „*einfach*, *kunstlos*, dem kostbaren und reichgezierten entgegengesetzt“, oder „zur bezeichnung, dasz etwas an keine weiteren bedingungen geknüpft, nicht mit besonderen umständen verbunden ist.“<sup>72</sup> Somit kann Schlichtheit im positiven wie auch negativen Verständnis mit einer Eindimensionalität, Direktheit oder Monokausalität verbunden werden.

Die Bezeichnung **Sachlichkeit** bildete sich dagegen erst im 19. Jahrhundert heraus, in jener Phase, in der die gewaltigen Fortschritte in den Naturwissenschaften und der Technik auch das geistige Klima bestimmten. Im „Deutschen Wörterbuch“ der Gebrüder Grimm aus dem Jahr 1893, findet sich noch kein Eintrag unter *Sachlichkeit*, und unter *sachlich*, *sächlich* lediglich der kurze Hinweis: „im modernen sprachgebrauche erst hat sich die umlautlose form in der bedeutung ‘gegenständlich, auf das thatsächliche, wesentliche sich beziehend’ festgesetzt.“<sup>73</sup> Folglich wurde Sachlichkeit seitdem, parallel zum Ideal der objektivierbaren Naturwissen-

schaften und ihrer daraus abzuleitenden Erkenntnisse, fast ausnahmslos positiv verstanden. Für die Ära der Weimarer Republik wurde Sachlichkeit gar zum bestimmenden kulturellen Begriff. Vor dem Hintergrund des verlorenen Krieges, als Reaktion auf nationalen Pathos und expressionistische Visionen, strebten Künstler und Wissenschaftler in den unterschiedlichsten Disziplinen nach einem Werk, das objektive, nüchterne, anti-psychologische, neutrale oder auch realitätsnahe Qualitäten aufweisen sollte. Für all diese formulierten Ansprüche setzte sich der Begriff der „Sachlichkeit“ bzw. „Neuen Sachlichkeit“ durch, der sich in den folgenden Jahrzehnten unter anderem auch durch die 1923 konzipierte und 1925 realisierte gleichnamige Ausstellung in der Mannheimer Kunsthalle und anderen Orten kulturhistorisch fest mit den Zwanziger Jahren in Deutschland verband.

In der umgangssprachlichen Verwendung von **Einfachheit** fehlen oftmals Qualitätsangaben, was das Einfache zum Einfachen werden läßt. Stattdessen soll mehr oder weniger deutlich von etwas Kompliziertem, Komplexem oder auch Schwierigem abgegrenzt werden. Die Problematik in der Anwendung dieses Attributs liegt unter anderem darin begründet, dass sich das Einfache sowohl auf Handlungen und Phänomene wie auch auf Subjekte und Objekte beziehen läßt. Beispielsweise kann die Form eines Kreuzes - das ja nur aus zwei Strichen besteht und somit als ein „einfaches Zeichen“ verstanden werden kann - leicht gezeichnet, eindeutig erkannt und nachvollzogen werden. Die kognitive und motorische Leistung beim Zeichnen oder noch deutlicher die semiotische Bedeutung ist jedoch sehr komplex und alles andere als eindeutig. Das gibt bereits einen Hinweis darauf, dass das Einfache nicht nur als wertneutrales Attribut Verwendung findet, sondern in den meisten Fällen gerade eine Wertung beabsichtigt ist. Denn dieser diffuse Charakter des Begriffs verhinderte nicht, dass sich im deutschsprachigen Raum eine tiefgründige Tradition entwickeln konnte, in der Einfachheit neben der Unterscheidung zum Doppelten oder Mehrfachen, vor allem als wertende Eigenschaft im Sinne von *schlicht* und *ungekünstelt* verstanden wurde. Dass dafür Beispiele wie das des „einfachen Landmädchens“<sup>74</sup> genannt werden, ist nicht zufällig. Denn die Thematisierung des Einfachen findet sich insbesondere im Zusammenhang mit der Beschreibung einer naturnahen, nicht künstlichen Lebensweise. Das führte in der Moderne so weit, dass mit dem Einfachen eine stark ethisch-religiöse Dimension mitschwang, mit der auf das Ideal eines natürlichen, wahrhaftigen und unverfälschten Menschen abgezielt wurde. Das heißt, dass Einfachheit in der Moderne neben kritischen Versuchen einer Definition, einer Relativierung und zunehmenden Differenzierung des Begriffs, auch - wie es der Philosoph Jürgen Fiedler formulierte - eine „emphatische und pseudo-sakrale Verwendung“<sup>75</sup> findet. So sieht Fiedler beispielsweise in der Schrift „Der Feldweg“ von Heidegger „eine Apotheose der Einfachheit“<sup>76</sup>, in der Heidegger das Einfache als eine eigene, vom Dasein unabhängige Kraft mit einem „sakralen Charakter“<sup>77</sup> darstellt und zugleich als „ein negatives Signum verfehlter menschlicher Heilsgeschichte“<sup>78</sup>.



<sup>13</sup> Anzeige in der „Bauwelt“, Heft 21/1999

Im Unterschied dazu stand **Bescheidenheit** anfänglich unzweideutig im religiösen Zusammenhang mit *angewiesen* beziehungsweise *zugewiesen sein* („gott der herr liebet so einen diener nicht, der sich mit dem von ihm bescheidenen theil nicht begnügen lässet“<sup>79</sup>). Aus diesem Ursprung setzte sich das heute gängigere Verständnis der Tugend, im Sinne von *Zurückhaltung* und *Einschränkung* fest, das weniger auf einen religiösen Bezug zu Gott verweist, als vielmehr auf eine vernunftmäßige, sozialetische Pflicht mit christlichen Wurzeln.

Sinnverwandt zur Bescheidenheit ist der Begriff der **Demut**, den es bereits seit der Zeit um 800 im deutschen Wortschatz für die christliche *Bescheidenheit* und die „Bereitschaft zum Dienen“<sup>80</sup> gibt. Obwohl dieser Begriff in heutiger Zeit umgangssprachlich immer weniger Verwendung findet, ist er im 20. Jahrhundert dennoch Gegenstand zahlreicher Abhandlungen, die sich nicht auf ein theologisches Spektrum beschränkten.

In Gefolgschaft der von Edmund Husserl formulierten „phänomenologischen Einstellung“ versuchte beispielsweise Max Scheler noch vor den Wirren des Ersten Weltkrieges „alle unsere Welt- und Grundbegriffe auf ihre letzten und wesensmäßigen Erlebnisgrundlagen“<sup>81</sup> zurückzuführen und schrieb mehrere Aufsätze, die 1915 im zweibändigen Werk „Vom Umsturz der Werte“ veröffentlicht wurden. Im Kapitel „Zur Rehabilitierung der Tugend“ nahm die Demut bei Scheler eine zentrale Stellung ein. Sie sei „die zarteste, die verborgenste und die schönste der christlichen Tugenden“<sup>82</sup>. Im Gegensatz zur Bescheidenheit, „die sich ganz in der Sphäre des Sozialen“<sup>83</sup> bewegt und „ebenso flach wie das Laster flach ist, das sie verneint“<sup>84</sup>, zielt die Demut auf „die Welt“<sup>85</sup>. Denn Demut „öffnet das Geistesauge für alle Werte der Welt“<sup>86</sup>. Scheler weiter: „Sie macht es noch fühlbar, wie herrlich der Raum ist, in dem sich die Körper ausbreiten können, wie sie nur wünschen, ohne doch auseinander zu fallen; und wieviel wunderbarer und dankenswerter es ist, dass Raum, Zeit, Licht und Luft, Meer und Blumen gibt, ja sogar, - wie immer neu sie froh entdeckt - Fuß und Hand und Auge als all jene Dinge, deren Wert wir nur zu fassen fähig zu sein pflegen, wenn sie selten sind und die anderen sie nicht haben! Sei demütig und sofort wirst du ein Reicher und Mächtiger werden! Indem du nichts mehr 'verdienst' wird dir alles geschenkt!“<sup>87</sup>

Unter dem Einfluß von Husserl und Scheler näherte sich der Philosoph Nicolai Hartmann systematischer an die Begriffe der Bescheidenheit und Demut. In seiner „Ethik“<sup>88</sup> widmete er ihnen gemeinsam ein eigenes Kapitel, da sie „Grenzwerte des sittlichen Bewußtseins und als solche echte Eigenwerte“ seien und demnach „eine engere Wertgruppe für sich“<sup>89</sup> bilden. Dabei verglich er die Bescheidenheit mit dem Hochmut und versuchte sie sinnbildlich zu verräumlichen: „Der Blick des Hochmütigen ist herabschauend, der des Bescheidenen aufschauend gerichtet. Und eben darum sieht jener nur, was unter ihm, dieser nur, was über ihm steht. Dass es aber etwas gebe, wozu man aufschauen kann, dafür ist im Leben gesorgt. Die aufschauende Blickrichtung ist nicht Folge, sondern Grundlage.“<sup>90</sup> Auch wenn Hartmann diese Aussage nicht weiter ausführt, kann in dieser Erklärung neben dem weltlichen ein religiöses Verständnis gedeutet werden, obgleich er nach Ansicht Gadamers damit keine Wertehierarchie

im religiösen Bezug erstellen wollte.<sup>91</sup> Ein religiöser Sinngehalt wird auch in seinen Ausführungen zur Demut deutlich. War die von seinem Lehrer Scheler „ganz in der Sphäre des Sozialen“ bewegende Bescheidenheit bei Hartmann nach außen gerichtet, charakterisiert er die Demut in einer Form der Verinnerlichung: „Was die Bescheidenheit im Verhältnis zum Anderen ist, das ist die Demut als innere Form des Habitus selbst. Demut ist das Bewußtsein unendlichen Zurückbleibens, bei dem aller Vergleich versagt.“<sup>92</sup>

Mit dem Begriff der Demut entstand im deutschen Sprachraum um 800 ein zweiter Schlüsselbegriff des Mittelalters: die **Armut**, im Sinne von Mittellosigkeit und Not. Die Verbindung zur Mittellosigkeit gibt allerdings auch einen Hinweis darauf, dass Armut im Gegensatz zu heute nicht nur in konnotativer Verbindung mit Not und Elend stand. Denn zur gleichen Zeit entwickelte sich auch eine verstärkte Huldigung von Armut und Demut, die in einer Abwendung von den irdischen Gütern und einer Hinwendung zu Gott verstanden wurde. Auf dieses affirmative Verständnis einer Askese gründeten sich die Orden, die im Mittelalter ins Leben gerufen wurden und in denen die Mittellosigkeit des Mönchtums als Form der Frömmigkeit angesehen wurde. Namen wie Franz von Assisi oder Bernhard von Clairvaux stehen genauso für diese Glorifizierung der „freiwilligen“ und „geliebten Armut“<sup>93</sup> wie Franz von Sales, der mit der um 1600 verfaßten „Philotea“<sup>94</sup> eine „Anleitung zum frommen Leben“ schrieb. Anfang des 19. Jahrhunderts begann jedoch eine Veränderung in der Bedeutung und Konnotation von Armut und den Armen. Neue Begriffe, wie „Proletariat“ und „soziale Frage“ führten zu einem Verständnis von Armut, das zunehmend in eine sozio-ökonomische, gesellschaftliche und politische Dimension gelenkt wurde. Nach und nach entstand in Deutschland die Überzeugung für eine soziale Verantwortung und Ansätze für eine Gesetzgebung, das den Armen ein Recht auf eine Unterstützung anerkannte. „Wenige Reiche leben von vielen Armen“<sup>95</sup> - mit dieser kritisierenden Feststellung von Ernst Bloch wird die Konnotation für Armut im 20. Jahrhundert deutlich: Armut wird nun weniger mit der theologischen Dimension der freiwilligen Armut, Enthaltensamkeit und der Askese in Verbindung gebracht. Stattdessen steht nun bei der Thematisierung von Armut die soziale Anklage im Vordergrund, mit der Aufforderung an Politik und Gesellschaft, diese Not zu überwinden.

Die Politisierung der unfreiwillig gelebten Armut ist ein Phänomen einer Moderne, das durch die epochalen Ereignisse gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein emanzipiertes Bürgertum hervorbrachte, das trotz aufklärerischen Gedanken allerdings keineswegs auf Konfrontation zur Kirche ging. Vielmehr läßt sich die bürgerliche Lebensform auf Denkstrukturen eines reformierten Christentums zurückführen. Eine Lebensführung, die durch das Streben gekennzeichnet ist, nicht den irdischen Genüssen nachzugehen, das erworbene Geld nicht zu verschwenden und dem äußeren Prunk keine große Bedeutung beizumessen. Max Weber wählte dafür den Begriff des „asketischen Protestantismus“, mit dem er eine spezifische Wen-

dung des mittelalterlichen Mönchtums zum modernen Menschen sah. Im Gegensatz zum mittelalterlichen Mönch und dessen typischem Geist der „Askese ins Innerweltliche“ soll der asketische Protestant „innerhalb der Ordnungen der Welt“<sup>96</sup> den religiösen Geboten folgen. Er müsse sich sowohl in der Familie wie im Beruf bewähren, wodurch ein Berufsbegriff mit einer stark ethischen Dimension entstand. Aus dem Protestantismus und insbesondere dem Prädestinationsglauben des Calvinismus war der Beruf als „Schickung“, als Berufung, als Gesinnung gesehen worden. Der individuelle Erfolg wurde als ein Erkennungszeichen göttlicher Gnade verstanden und daher galt es, den Beruf „rational zu erfüllen“<sup>97</sup>. Der „innerweltliche Asket“ ist nach Weber ein „Rationalist sowohl in dem Sinne rationaler Systematisierung seiner eigenen persönlichen Lebensführung, wie auch in dem Sinn der Ablehnung alles ethisch Irrationalen“<sup>98</sup>. Das begünstigte eine Lebensführung der ordnungsliebenden Reglementierung, des Verzichts und der Entbehrung, die Ähnlichkeiten zur strategischen Lebensführung des modernen Unternehmertums zeigt. Der Beruf und seine methodische, effiziente Ausführung wird zu einer allgemeinen, religiös fundierten Einstellung.

Weber zeigte, dass sich mit dem „okzidentalen Rationalismus“ für Europa eine spezifische Entwicklung der Moderne ergab, durch die sich vereinheitlichende und integrierende Weltdeutungen aufgelöst hatten. Die Religion bildete in einem anhaltenden Ausdifferenzierungsprozeß neben den Naturwissenschaften oder auch anderen Disziplinen wie der Politik oder der Ökonomie eigene Wertsysteme und Erklärungsmuster für die großen Fragen der Menschheit aus. Die Vernunft diente dabei sowohl der Rechtfertigung wie auch der Kritik an der Religion. In diesem Prozeß der Rationalisierung kam es zu einer generellen Bedeutsamkeit zweckrationaler Handlungsprinzipien, die sich in einer modernen, kapitalistischen Gesellschaft entfalten konnten. Dass „die Entstehung der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung“ auch von der katholischen Soziallehre beeinflusst war, zeigte in den zwanziger Jahren der Geistesgeschichtler Bernhard Groethuysen am Beispiel von Frankreich.<sup>99</sup> In seinem Band über „die Soziallehren der katholischen Kirche und das Bürgertum“ ist der Bürger für Groethuysen in einer frühen Formierungsphase gar „in gewisser Hinsicht ein Mönch, ein Asket. In seiner Lebensführung unterwirft er sich gewissen Ordnungen und Gesetzen, die an Ordensregeln gemahnen können.“<sup>100</sup>

Mit der begrifflichen Zusammenfügung von „Erfahrung und Armut“ schuf **Walter Benjamin** einen weiteren Schlüsseltext für das Verständnis der Moderne. Nach Interpretation von Benjamin ist mit der „ungeheuren Entfaltung der Technik“ in der Moderne eine „Art von neuem Barbarentum“<sup>101</sup> „über die Menschen gekommen“. Dieses Übergewicht der Technik hatte aus seiner Sicht eine Entsinnlichung zur Folge, eine Verarmung der Erfahrungen. Diese „Erfahrungsarmut“ bringt den Menschen dazu, „von vorne zu beginnen; von Neuem anzufangen; mit wenigem auszukommen“<sup>102</sup>. Daher der Versuch von Benjamin, das Barbarentum positiv zu deuten. Denn die Erfahrungsarmut „muß man nicht so verstehen, als ob die Menschen sich nach neuer Erfahrung sehnten. Nein, sie sehnten sich von Erfahrun-

gen freizukommen, sie sehnen sich nach einer Umwelt, in der sie ihre Armut, die äußere und schließlich auch die innere, so rein und deutlich zur Geltung bringen können, dass etwas anständiges dabei herauskommt.“<sup>103</sup>

In dieses Verhältnis zwischen Erfahrungsarmut, Technik und Avantgardeanspruch stellt er die „Galvanisierung“ von „Astrologie und Yogaweisheit, Christian Science und Chiromantie, Vegetarianismus und Gnosis, Scholastik und Spiritismus“<sup>104</sup>. In diesem konstruktiven Zersetzungsprozeß der Galvanisierung sah Benjamin die „Kehrseite“ der Moderne. Bildeten diese Einflüsse einst Menschheitserfahrung und Identität, sah er sie nun als Reaktion auf die Übermacht der modernen Technik und erkannte einen inneren Zusammenhang zwischen Avantgarde und ihren okkultistischen Einflüssen.

Es läßt sich also festhalten, dass reduktionistische Begriffe im 20. Jahrhundert nicht nur Verwendung finden, sondern zum Verständnis der Moderne sogar eine zentrale Rolle spielen, ohne dass sie immer eindeutig positiv oder negativ konnotiert wären. In allen diesen Begriffen ist eine Doppeldeutigkeit unterschwellig vorhanden. Selbst umgangssprachlich wird Reduktion oder Einfachheit in einer negativen Tragweite im Sinne eines Verlustes verstanden und gleichzeitig im relativierenden Sinne auch als Bereicherung bewertet, deren Gehalt sich aus einem religiösen Hintergrund ableiten läßt. Bekanntestes Beispiel für eine Wendung aus dem Negativen der Not in eine positive Qualität der Reduktion ist die sprichwörtliche Redensart „aus der Not eine Tugend zu machen“, die sich mutmaßlich aus der Formulierung „Aus der Not einen Trost machen“ aus dem 4. Jahrhundert ausbildete und sich bereits im 16. Jahrhundert als gängige Formulierung finden läßt.<sup>105</sup>

Affirmative Interpretationen einer negativen Form von Reduktion schlugen sich auch in ästhetischen Theorien nieder, in denen das scheinbar Negative, das „Grau des Alltags“ oder die „Häßlichkeit der kleinen Dinge“ zustimmend zum Schönen gewendet wird. Die Idee des Schönen wurde dabei in der Form dominant, wie sie nach **Hannes Böhringer** bezeichnend für das Christentum ist. Im Gegensatz zum „philosophischen, platonischen Weg, Schönheit zu entgrenzen“, ist nach seiner Ansicht die „christliche Entgrenzung des Schönen gegenläufig: Abstieg, Herunterkommen Gottes, des Guten und Schönen in diese miserable Welt, um das Schlechte, Häßliche und Elende in das Licht der Schönheit zu tauchen. In diesem Licht erscheint auch das Unvollkommene, Fragmentarische vollkommen und schön.“<sup>106</sup> Für Rudolf Schwarz war eine Unvollkommenheit im „Menschenwerk“<sup>107</sup> auch grundsätzlich nicht zu vermeiden. Alle „irdische Form“ sei letztlich „offen und unvollständig“<sup>108</sup>. Diese „Lücke“ zwischen dem „was gewollt war und was vollbracht ist“, solle man den Menschen jedoch nicht als Makel vorwerfen, „denn jedes menschliche Werk gibt, da es unvollständig und unzulänglich ist, Gott Raum, dass er es vollende und zulänglich mache, und vielleicht ist es die höchste Leistung der Kunst, ihre Unvollständigkeit auszusagen, und indem sie das tut, Gott Raum zu geben“<sup>109</sup>. Diese Idee des Schönen, die sich durch Religiosität auch im Un-

vollendeten und Häßlichen zeigt, zieht sich als deutliche Spur durch die Moderne.

Ein Gewährsmann der Architekten war über eine besonderes Interesse am Mittelalter zunächst aber **Augustinus**. Er hatte dem Menschen ein absolutes Urteil darüber untersagt, was das Häßliche sei, da der Mensch, nach Formulierung von Albrecht Grözinger, in einer „ontologisch bedingten Perspektivverengung“ immer nur „einen Ausschnitt des Ganzen“<sup>110</sup> sehe. Da „Gottes Güte keinem Geschöpf die Schönheit vorenthalten habe“ ist also auch das Häßliche „integraler Bestandteil des Schönen“<sup>111</sup>. Auf die Frage, wie das Häßliche und Zerstörerische von Kriegserfahrungen in ein ästhetisches und theologisches Verständnis der Moderne integriert werden konnte, gab **Paul Tillich** in seinen kulturtheologischen Schriften eine Antwort. Aus den grausamen Erlebnissen des Ersten Weltkrieges und zugleich ergriffen von den bildenden Künsten, war ihm klar geworden, dass die abgrundtiefen Erfahrungen des Krieges in die Theologie integriert werden müssen. In der sich daraus entwickelnden „Theologie der Kultur“ hatte für Tillich jede Kulturleistung eine religiöse Dimension.

Tillichs Verständnis der Kultur läßt wiederum Bezüge zu **Georg Simmel** herstellen, der in einer frühen Phase der Moderne zu dem Urteil gekommen war, dass „auch das Niedrigste, an sich Häßlichste“ die „Möglichkeit der Erlösung zu absoluter ästhetischer Bedeutsamkeit“<sup>112</sup> in sich birgt. Simmel weiter: „Aus jedem leuchtet für den hinreichend geschärften Blick die ganze Schönheit, der ganze Sinn des Weltganzen hervor“<sup>113</sup>. Der „geschärfte Blick“ hatte bei Simmel die kontemplative Seite, dass „wir uns nur tief und liebevoll genug zu versenken“ bräuchten, „um auch dies als Strahl und Wort der letzten Einheit aller Dinge zu empfinden, aus der ihnen Schönheit und Sinn quillt und für die jede Philosophie, jede Religion, jeder Augenblick unserer höchsten Gefühlserhebungen nach Symbolen ringen“<sup>114</sup>. Wie für Tillich kam also auch für Simmel das Religiöse nicht nur durch die Darstellung eines religiösen Sujets zum Ausdruck, sondern es konnte auch in der Versenkung in das Alltägliche, Banale eine religiöse Regung entstehen.

### **Thema, Struktur und Thesen der Arbeit**

Würde man sich in der Betrachtung des Anspruchs an Reduktion in der Architektur auf das architektonische Objekt beschränken, ließen sich als Ergebnis eventuell konstruktive, typologische oder morphologische Merkmale beschreiben, eventuell stilistische Zuschreibungen verifizieren oder falsifizieren. Insgesamt wäre das Ergebnis aus meiner Sicht aber unbefriedigend, da die Frage nach der Motivation und Intention des Leitbildes Reduktion vernachlässigbar wäre. Eine Gefahr bestünde auch, sich beim Anspruch auf Reduktion in der Architektur zu sehr auf eine Betrachtung des Menschen zu beschränken; man unterläge damit der Versuchung, die Tätigkeit des Architekten, losgelöst vom architektonischen Objekt, als ausschließlich geistes- oder sozialwissenschaftliche Leistung zu verstehen. Vielmehr wird in dieser Arbeit der Anspruch an Reduktion vor allem als multidimensionale Intention verstanden, mit der Architekten in der Mo-

derne ihre Tätigkeit begründen und für die sie Strategien entwickeln, um die gebaute Umwelt zu gestalten. Mit ihr wurden Modernisierungstendenzen initiiert, kommentiert, legitimiert und beschleunigt und zugleich kritisiert und antithetisch entgegengehalten. Untermauerte Theorien zum Anspruch der Reduktion wird man bei den meisten Architekten vergeblich suchen. Falls den Hintergründen überhaupt tiefgründig nachgegangen wird, bleibt der strategische Hintergedanke für die eigene Produktion fast immer ersichtlich. Diesen tendenziösen Absichten, und zum Teil vielleicht auch widersprüchlich wirkenden Tendenzen in der modernen Architektur etwas nachzuspüren, ist das Anliegen der Arbeit. Konventionelle Stilzuweisungen sind von nachrangigem Interesse, da sich das Interesse nach Reduktion in modernistischen wie auch traditionalistischen Tendenzen finden läßt und eine diesbezügliche Unterscheidung offensichtlich nur wenige Hinweise zur Klärung geben.

Um den Umfang der Arbeit nicht zu sprengen und dennoch ein breiteres Spektrum aufzuzeigen, wird exemplarisch die Bauaufgabe des Kirchenbaus in einer kurzen Phase der Nachkriegszeit in Deutschland betrachtet, da sich hier unterschiedliche Dimensionen des formulierten Anspruchs aufzeigen lassen. Der Kirchenbau wurde nicht nur deshalb gewählt, weil es sich um eine klassische Bauaufgabe handelt, an der sich vielerlei Aspekte der Architektur thematisieren lassen, sondern vor allem, - wie man noch sehen wird - weil die Kirchen und die Kirchenbauten für eine kurze historische Phase als Leitinstitutionen bzw. Leitbauten für ein sich konstituierendes Deutschland wirksam waren. In dieser kurzen Zeitspanne, die sich auf den Zeitraum von 1945 bis ungefähr 1950 zuweisen läßt, ergab sich nicht nur aus der Situation der Not unter anderem eine allgemeingültige Frage: Wie lassen sich in einer Phase der Neuorientierung die formulierten Werte - in diesem Fall oftmals christliche, reduktionistische Tugenden - in eine architektonische Praxis überführen? Von daher versteht sich diese Arbeit neben ihrem architekturhistorischen Schwerpunkt auch als der Versuch, einer grundsätzlichen architekturtheoretischen Fragestellung nachzugehen.

Mit der spezifischen Betrachtung des Kirchenbaus verbindet sich eine architekturhistorische Einordnung der Beiträge für die Entwicklungen im Kirchenbau des 20. Jahrhunderts. Denn die im fünften Kapitel aufgeführten Beiträge gaben Impulse für zwei wesentliche Aspekte der jüngeren Kirchenbaugeschichte, die in dieser Form bislang kaum Beachtung fanden und damit eine historische Lücke füllen. Zum einen fügen sich die Beiträge in die liturgischen Erneuerungsansätze beider Konfessionen in der Moderne ein und eröffnen dadurch eine etwas andersartige Sichtweise auf die Entwicklungen im Kirchenbauten in den nachfolgenden Dekaden. Zum anderen geben sie Antworten auf die gleichbleibende Frage, wodurch ein Kirchenbau in der Moderne seine notwendige Sakralität erhält. Beide Aspekte werden durch die grundsätzliche Frage verbunden, wie die Menschen einer sich neu konstituierenden Gesellschaft, gegen die durch Säkularisierung gekennzeichneten Moderne, wieder von der christ-

lichen Religiosität erfasst werden können und die Lebenswelt wieder von ihr durchdrungen werden kann.

Der in den ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts von Theologen beider Konfessionen thematisierte ästhetische Gehalt in der Religion bzw. den liturgischen Handlungen trat im Umfeld notdürftiger Kirchenräume ohne schmückendes Beiwerk zwangsweise in den Vordergrund und wurde als Charakteristikum erlebt. Diese religiöse Sinnwahrnehmung in der Liturgie wird begleitet von der Tendenz der Moderne zur Abstraktion, in der der an einer Liturgie Teilnehmende sich dieser Handlung und deren ästhetischer Bedeutung bewußt werden muß, ohne auf konkrete Bilder Bezug nehmen zu können. Wenn man so will, lag die eigentliche ästhetische Qualität erzwungenermaßen in der Liturgie, ihrem symbolischen Gehalt. Dies nahm nicht zuletzt das Abstraktionsvermögen der Beteiligten in Anspruch, förderte eine Konzentration auf die Leiblichkeit, begünstigte die Erfahrung von Gemeinschaft und kann als ein unfreiwilliger Ikonoklasmus verstanden werden, der allerdings keineswegs beklagt wurde.

Die notgedrungen umgenutzten Profanbauten, der Einsatz von wenigen, zur Verfügung stehenden Materialien sowie die zahlreichen improvisierten Behelfsbauten und Provisorien ließen keine Kritik zu, in der wie in den zwanziger Jahren den Kirchen die Profanität von Werkshallen vorgeworfen werden konnte. Das Verlangen nach Räumen für die Gemeinden und für eine individuelle Einkehr war so groß, dass ein diesbezüglicher Vorwurf nicht aufkam. Durch diese Phase wurden die Anfang des Jahrhunderts noch einer engeren Kritik unterlegenen Form- und Materialgrenzen im Kirchenbau gedehnt und die in der Nachkriegszeit notgedrungenen Ersatzlösungen ebneten in den fünfziger Jahren den Weg in eine Phase der Experimente.

Somit stand Reduktion vorderhand in Relation zur materiellen und ökonomischen Not. Diese Not prägte nicht nur die Bautätigkeit und Bauformen der unmittelbaren Nachkriegszeit und erklärt zum Teil den Übergang in eine zweite Phase des Kirchenbaus um 1950. Aber stärker als der materielle Notstand wurde eine geistige Not beklagt, aus der sich weitere Dimensionen der Reduktion betrachten lassen. Zum einen sind die ethischen und ästhetischen Dimensionen interessant, da, wie auch in den Jahrzehnten zuvor, eine asymmetrische Verlagerung der Argumentation zugunsten ethischer Erklärungen zu attestieren ist. Waren es Anfang des 20. Jahrhunderts allerdings starke soziale Motivationen und Intentionen, für die Reduktion ins Feld geführt wurde, gab es durch die Nähe zu religiösen Inhalten und einer Dominanz der Kirche für eine kurze Phase nach dem Krieg eine moralische Argumentationslinie, mit der die jeweilige architektonische Arbeit untermauert wurde.

Daraus läßt sich Reduktion für diese Zeitspanne als Reaktion und Legitimation verstehen. Durch die moralische Dimension der Reduktion, - die Katharsis, Reinigung, Demut und Bescheidenheit - konnte die Situation überwunden werden und zugleich wurde damit eine Antwort auf Schuldfragen gegeben. Diese Erklärungsmuster waren die naheliegende und einzige Chance, um überhaupt aus der geistigen Misere herauszukom-

men und eine Berechtigung zu schaffen, mit der ein Neubeginn möglich werden konnte. Obendrein konnte es als Reaktion auf Pathos und Verlogenheit des Nationalsozialismus interpretiert werden. Diese originär religiöse Legitimationsebene für einen geistigen Neuanfang wurde auch von Architekten übernommen und auf die Architektur übertragen, allerdings ohne gebührend die „Schuldfrage der Architekten“ zu thematisieren. Reduktion ermöglichte somit einen geistigen Neuanfang und legitimierte dadurch auch den Einsatz von Architektur, ohne vertiefend eine retrospektive Verantwortung der Architekten zu thematisieren, die stattdessen mit einer prospektiven Verantwortung überblendet wurde. In diese Sichtweise fügte sich mit den Werten der Reduktion (Einfachheit, Nüchternheit, Sachlichkeit, ...) ein umfassendes Leitbild für die Menschen und die Umweltgestaltung, das eine adäquate Perspektive bieten konnte. Reduktion bestimmte somit Notwendigkeit, Wirklichkeit und Möglichkeit. Nachdem im sechsten und zugleich vorletzten Kapitel ein Ausblick in die fünfziger Jahre gegeben wird, in denen sich Reduktion vom Status des Leitbildes einerseits immer mehr konventionalisierte und andererseits durch alternative Leitbilder abgelöst wurde, wird in der Schlussbetrachtung Reduktion über den betrachteten Zeitraum hinaus als ein Schlüsselbegriff der Moderne verstanden und damit wieder den Bogen zu den Beispielen in der Einleitung geschlossen. Da Reduktion in unterschiedlichen Tendenzen, wie z.B. einer rationalen Moderne und einer der Tradition verhafteten Architektur eingefordert wird, multidimensionale Deutungen wie religiöse Demut und logische Unkompliziertheit integriert, mit ihm der Verlust des „Geistigen“ in der Architektur beklagt wird, nicht ohne das Technische zu vernachlässigen, darüber hinaus zur Legitimation der Architektur herangezogen wird und dabei trotz Reduktion Komplexität gewonnen werden soll, scheint die These gerechtfertigt, dass mittels Reduktion dialektische Spannungen in der Moderne überbrückt werden sollen. Das heißt unter anderem, das menschliche Vermögen der Aufklärung und Rationalität mit dem menschlichen Bedürfnis der Religiosität und Spiritualität zu versöhnen. In diesem Zusammenhang stünde auch der Versuch, auf die rationell bedingten Tendenzen zur Autonomie der Disziplinen und Ausdifferenzierungsprozesse der Moderne mit Reduktion zu reagieren.

- <sup>1</sup> Moeller van den Bruck: Der preußische Stil, München <sup>2</sup>1922 (1916), S.16
- <sup>2</sup> ebenda, S.16
- <sup>3</sup> ebenda, S.12
- <sup>4</sup> ebenda, S.12
- <sup>5</sup> Mebes: Um 1800, München <sup>2</sup>1918
- <sup>6</sup> ebenda, S. XI (Vorwort zur 2. Auflage)
- <sup>7</sup> Tessenow: Hausbau und dergleichen, Reprint der 4. Auflage von 1953, Braunschweig 1986, S.34
- <sup>8</sup> Sörgel: Theorie der Baukunst. Architektur-Ästhetik, München <sup>3</sup>1921
- <sup>9</sup> ebenda, S.247
- <sup>10</sup> ebenda, S.258
- <sup>11</sup> ebenda, S.262
- <sup>12</sup> H.P. Berlage: Gedanken über Stil in der Baukunst, Vortrag in deutscher Sprache in Krefeld am 22.1.1904; in: Berlage: Über Architektur und Stil. Aufsätze und Vorträge 1894-1928, Basel 1991, S.64
- <sup>13</sup> Benham: Die Revolution der Architektur. Theorie und Gestaltung im Ersten Maschinenzeitalter, Reinbek 1964, S.116
- <sup>14</sup> Adolf Loos: Ornament und Verbrechen; in: Opel (Hg.): Adolf Loos: Trotzdem 1900-1930, Wien 1982
- <sup>15</sup> ebenda, S.81
- <sup>16</sup> J.J.P. Oud: Über die zukünftige Baukunst und ihre architektonischen Möglichkeiten (1921); in: Oud: Holländische Architektur, München 1926
- <sup>17</sup> Hans Schmidt: Womit bekämpft man das Neue Bauen? (1927); in: Schmidt: Beiträge zur Architektur, Berlin 1965, S.25
- <sup>18</sup> Mart Stam: Das Maß, das richtige Maß, das Minimum-Maß (1928); in: Hirdina (Hg.): Neues Bauen - Neues Gestalten, Dresden <sup>2</sup>1991, S. 215
- <sup>19</sup> Ferdinand Kramer: Die Wohnung für das Existenzminimum; in: Die Form, Heft 24, 1929; sowie: in: Conrads (Hg.): „Die Form“. Stimme des Deutschen Werkbundes, Gütersloh 1969, S. 5.
- <sup>20</sup> Walter Gropius: Grundsätze der Bauhausproduktion, 1926; in: Conrads (Hg.): Programme und Manifeste zur Architektur des 20. Jahrhunderts, Braunschweig/Wiesbaden 1975, S.90f
- <sup>21</sup> ebenda, S.91
- <sup>22</sup> Schwab: Das Buch vom Bauen, Berlin 1930; ungekürzte Neuauflage Düsseldorf 1973, S.122
- <sup>23</sup> ebenda, S.122
- <sup>24</sup> ebenda, S.126
- <sup>25</sup> LeCorbusier: Ausblick auf eine Architektur, Berlin 1963, S.36
- <sup>26</sup> LeCorbusier: Architektur überall - Städtebau überall, Vortrag am 8.10.1929 in Buenos Aires; in: LeCorbusier: Feststellungen, Frankfurt am Main 1964, S.82
- <sup>27</sup> ebenda, S.84
- <sup>28</sup> Mies van der Rohe: Rundfunkrede vom 17.8.1931; in: Neumeier: Mies van der Rohe, Berlin 1986, S.375
- <sup>29</sup> z.B.: David Spaeth: Mies van der Rohe, New York 1985; Kenneth Frampton: Die Architektur der Moderne, Stuttgart 1983
- <sup>30</sup> Rudolf Schwarz: Neues Bauen?; in: Die Schildgenossen, 9.Jg., 1929, S.207-217; sowie: Schwarz: Wegweisung der Technik, Braunschweig 1979, S.121-131; S.127
- <sup>31</sup> Koch (Hg.): Das schöne Heim, Darmstadt 1920
- <sup>32</sup> ebenda, S.74
- <sup>33</sup> Taut: Die neue Wohnung, Leipzig <sup>5</sup>1928, S.69
- <sup>34</sup> ebenda, S.34
- <sup>35</sup> ebenda, S.31
- <sup>36</sup> ebenda, S.63
- <sup>37</sup> ebenda, S.60
- <sup>38</sup> Lotz: Wie richte ich meine Wohnung ein?, Berlin 1930 (Neuauflage 1999)
- <sup>39</sup> ebenda, S.180
- <sup>40</sup> ebenda, S.6
- <sup>41</sup> Neundörfer: Wie wohnen?, Königstein im Taunus 1929
- <sup>42</sup> ebenda, S.33
- <sup>43</sup> ebenda, S.9
- <sup>44</sup> Alfred Bramigk: Wohnung - Haus und Heim; in: Reichsbund der Landesbeamten Deutschlands; Reichsausschuß für Volksgesundheitsdienst e.V. (Hg.): Hausbuch für die deutsche Familie, Freiburg i.B., o.J. (um 1938), S.106
- <sup>45</sup> ebenda, S.106
- <sup>46</sup> ebenda, S.108
- <sup>47</sup> Schmitthenner: Baukunst im neuen Reich, München 1934
- <sup>48</sup> ebenda, S.40
- <sup>49</sup> Schmitthenner: Das sanfte Gesetz in der Kunst (Rede im Mai 1941 in Freiburg), Straßburg 1943, S.12f
- <sup>50</sup> Jacob Müller: "Wohnhilfe"-Programm, 1945; in: Museum für Gestaltung Zürich (Hg.): Jacob Müller, Zürich 1988, S.55
- <sup>51</sup> Hans Schwippert: Notizen und Pläne zum Wiederaufbau, Aachen, Mai 1945; in: Schwippert, G.; Werhahn (Hg.): Hans Schwippert, Köln 1984, S.58
- <sup>52</sup> Deutscher Werkbund (DWB): Ein Aufruf: Grundsätzliche Forderungen; in: Baukunst und Werkform, Heft 1, 1947, S.29
- <sup>53</sup> Emil Steffann: Brief an Pater Régamey; zit.n. Hülsmann (Hg.): Emil Steffann, Bielefeld 1981, S.44
- <sup>54</sup> Wachsmann: Wendepunkt im Bauen, Reinbek 1962, S.111
- <sup>55</sup> Franz Füg: Wie die Architektur von morgen sein wird?; in: Bauen+Wohnen, Heft 5, 1964, S.173
- <sup>56</sup> Wolfgang Pehnt: Der Anfang der Bescheidenheit. Über angemessenes Bauen, Vortrag auf dem Deutschen Architektentag am 5.2.1982; in: Pehnt: Der Anfang der Bescheidenheit, München 1983, S.249-259
- <sup>57</sup> O.M. Ungers: Bemerkungen zu meinen Entwürfen und Bauten; in: Klotz (Hg.): O. M. Ungers, Braunschweig/Wiesbaden 1985, S.36
- <sup>58</sup> Klotz: Revision der Moderne. Postmoderne Architektur 1960-1980, AK DAM, München 1984
- <sup>59</sup> ebenda, S.11
- <sup>60</sup> Vittorio Magnago Lampugnani: Die Neue Einfachheit; in: DAM (Hg.): DAM Jahrbuch 1993, München 1993, S.9-12
- <sup>61</sup> Kähler (Hg.): Einfach schwierig. Eine deutsche Architekturdebatte, Braunschweig/Wiesbaden 1995
- <sup>62</sup> ebenda, S.9 (Vorwort)
- <sup>63</sup> z.B.: Toy (Hg.): Aspects of minimal architecture, London 1994; Montaner; Savi (Hg.): Less is more, Barcelona 1996; Bundesamt für Kultur (Hg.): minimal tradition, Baden(CH) 1996
- <sup>64</sup> z.B.: div. Broschüren "Beispielhaftes Bauen" der Architektenkammer Baden-Württemberg
- <sup>65</sup> Heinrich Degelo im Gespräch mit dem Autor im November 1997
- <sup>66</sup> Kaye Geipel: Das Verschwinden der Einfachheit; in: Bauwelt, Heft 1, 2000, S.25
- <sup>67</sup> Oechslin: Stilhülse und Kern, Zürich/Berlin 1994
- <sup>68</sup> Höffe (Hg.): Lexikon der Ethik, München <sup>5</sup>1997, S.333
- <sup>69</sup> Adorno: Ohne Leitbild. Vortrag im RIAS, 24.8.1960; erschienen in: Neue deutsche Hefte, Heft 75, 1960 sowie in: Adorno: Ohne Leitbild. Parva Aesthetica, Frankfurt am Main 1967, S.7
- <sup>70</sup> Pfeifer, u.a.: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, München 1995, S.1098 (kein Eintrag in: Grimm; Grimm: Deutsches Wörterbuch, Bd.8, Leipzig 1893)
- <sup>71</sup> Grimm; Grimm: Deutsches Wörterbuch, Bd.7, Leipzig 1889, S.968
- <sup>72</sup> Grimm; Grimm: Deutsches Wörterbuch, Bd.9, Leipzig 1899, S.666

- <sup>73</sup> Grimm; Grimm: Deutsches Wörterbuch, Bd.8, Leipzig 1893, S.1604
- <sup>74</sup> Grimm; Grimm: Deutsches Wörterbuch, Bd.3, Leipzig 1862, S.167
- <sup>75</sup> Fiedler: Einfachheit. Untersuchungen zu einem elementaren Kalkül, Berlin Diss. 1982, S.59
- <sup>76</sup> ebenda, S.58
- <sup>77</sup> ebenda, S.58
- <sup>78</sup> ebenda, S.58
- <sup>79</sup> Grimm; Grimm: Deutsches Wörterbuch, Bd.1, Leipzig 1854, S.1556
- <sup>80</sup> Pfeifer; u.a.: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, München 1995, S.213
- <sup>81</sup> Scheler: Vom Umsturz der Werte, Bd.1, Leipzig 1915, S.4
- <sup>82</sup> ebenda, S.17
- <sup>83</sup> ebenda, S.22
- <sup>84</sup> ebenda, S.22
- <sup>85</sup> ebenda, S.22
- <sup>86</sup> ebenda, S.25
- <sup>87</sup> ebenda, S.25
- <sup>88</sup> Hartmann: Ethik, Berlin <sup>3</sup>1949, S.475ff (erste Auflage: 1925; zweite Auflage: 1935)
- <sup>89</sup> ebenda, S.475
- <sup>90</sup> ebenda, S.476
- <sup>91</sup> Hans-Georg Gadamer: Wertethik und „praktische Philosophie“; in: Buch (Hg.): Nicolai Hartmann, Bonn <sup>2</sup>1987, S.113ff
- <sup>92</sup> Hartmann: Ethik, Berlin <sup>3</sup>1949, S.476
- <sup>93</sup> vgl.: von Dmitrewski: Die christliche freiwillige Armut vom Ursprung der Kirche bis zum 12. Jh., Berlin 1913
- <sup>94</sup> von Sales: Philotea. Anleitung zum frommen Leben, Eichstätt/Wien 1959
- <sup>95</sup> Bloch: Freiheit und Ordnung, Berlin 1947, S.9
- <sup>96</sup> Max Weber: Antikritisches zum Geist des Kapitalismus; in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 30, 1910, S.179
- <sup>97</sup> Weber: Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen 1980, S.329
- <sup>98</sup> ebenda, S.329
- <sup>99</sup> Groethuysen: Die Entstehung der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung in Frankreich, Bd.2: Die Soziallehren der katholischen Kirche und das Bürgertum, Frankfurt am Main 1978 (1927)
- <sup>100</sup> ebenda, S.84
- <sup>101</sup> Walter Benjamin: Erfahrung und Armut; in: Benjamin: Illuminationen, Frankfurt am Main 1977, S.292
- <sup>102</sup> ebenda, S.292
- <sup>103</sup> ebenda, S.295
- <sup>104</sup> ebenda, S.292
- <sup>105</sup> vgl. Röhrich: Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten, Bd.2, Freiburg 1992, S.1099
- <sup>106</sup> Böhringer: Auf der Suche nach Einfachheit, Berlin 2000, S.64f
- <sup>107</sup> Rudolf Schwarz: Die neue Kirche der heiligen Anna (Erläuterungsbericht zu St.Anna in Düren); Typoskript, NRS, Erläuterungsberichte
- <sup>108</sup> Rudolf Schwarz: Das Unplanbare; in: Baukunst und Werkform, Heft 1, 1947, S.88
- <sup>109</sup> Rudolf Schwarz: Die neue Kirche der heiligen Anna (Erläuterungsbericht zu St.Anna in Düren); Typoskript, NRS, Erläuterungsberichte
- <sup>110</sup> Grözinger: Praktische Theologie und Ästhetik, München <sup>2</sup>1991, S.40
- <sup>111</sup> ebenda, S.40f
- <sup>112</sup> Georg Simmel: Soziologische Ästhetik; in: Die Zukunft, Bd.17 (1896), S.204-216 und: Simmel: Soziologische Ästhetik, hrsg. von Klaus Lichtblau, Bodenheim 1998, S.78
- <sup>113</sup> ebenda, S.78
- <sup>114</sup> ebenda, S.78

## Situation in Deutschland um 1945



Auswirkungen des Luftkriegs

Politische und gesellschaftliche Verhältnisse

Zustand der Kirchenbauten - eine Bestandsaufnahme der Zerstörung

Situation der kirchlichen Institutionen

### Auswirkungen des Luftkrieges

Die Situation in den deutschen Städten änderte sich im Verlauf des Zweiten Weltkrieges grundlegend mit Beginn der alliierten Luftangriffe. Im sogenannten Luftkrieg folgte den Angriffen der deutschen Luftwaffe auf englische Städte Gegenangriffe der Royal Air Force (RAF), die zunächst Orte an der Nordsee trafen und im Mai 1940 erstmals die Städte des Ruhrgebietes. Bei beiden Kriegsgegnern eskalierten die anfänglichen Bombardements auf militärische Ziele zunehmend zu Lasten ziviler Bereiche. Mit der Übernahme des RAF Kommandos durch Luftmarschall Arthur Harris wurde der Luftkrieg im Frühjahr 1942 mit Angriffen auf Essen, Lübeck, Rostock und schließlich Köln im ersten „1000-Bomber-Angriff“ in der Nacht vom 30. auf den 31. Mai 1942 intensiviert. Mit dem Ziel, die Lufthoheit über Deutschland zu erhalten, führten die Briten Flächenbombardements, das sogenannte „area bombing“ aus, bei denen die Wirkung durch eine Konzentration der Bomben auf einen Ort innerhalb kurzer Zeit erhöht wurde. Aus diesem Kalkül einer effizienteren Zerstörung heraus entschied man sich auch für Brandbomben, da ihre Zerstörungskraft mit dieser Strategie die größte Wirkung zeigte. Dies sollte vielen Städten zum Verhängnis werden, denn mit Verlauf der Kriegshandlungen wurden nicht nur strategische Ziele wie die Industrieanlagen angefliegen, sondern die Städte in ihrer gesamten Anlage und Organisation als Angriffsziel gesehen. Nach Aussage von Harris waren die Innenstädte sogar das eigentliche Ziel. Er bekannte nach dem Krieg: „Von Essen abgesehen, haben wir niemals ein besonderes Industrierwerk als Ziel gewählt. Die Zerstörung von Industrieanlagen erschien uns stets als eine Art Sonderprämie. Unser eigentliches Ziel war immer die Innenstadt.“<sup>1</sup>

Nach einer im Januar 1943 beschlossenen Vereinbarung unterstützte die US-Air-Force (USAAF) die RAF in einer Form der Arbeitsteilung. Nachts flogen die Bomber der RAF und am Tage die Flugzeuge der USAAF, mit dem Ziel, neben dem Ruhrgebiet die Großstädte und insbesondere die Reichshauptstadt Berlin zu zerstören. In einer Steigerung der Bombardements waren ab Februar 1944, mit der Niederlage der deutschen Luftwaffe, nahezu alle Großstädte und eine Vielzahl mittelgroßer Orte den Luftangriffen der alliierten Truppen ausgesetzt. In der letzten Phase des Krieges, die mit der Invasion der Alliierten an der französischen Küste am 6. Juni 1944 begann, weiteten die Alliierten ihre Lufthoheit zur absoluten Luftherrschaft aus. Von deutscher Seite konnte es mittels der verbliebenen Flugzeuge faktisch keine Gegenwehr mehr geben, da sich durch die Zerstörung des rumänischen Ölfeldes Ploesti und der deutschen Hydrierwerke die Kraftstoffversorgung der deutschen Luftstreitkräfte auf ein Minimum reduziert hatte. Zugleich erhöhte sich die Zerstörungskraft der Bombardierungen durch den Einsatz technischer Innovationen wie der Radartechnik, einer verstärkten Explosionswucht der Bomben sowie einer Wirkungssteigerung in operativer und taktischer Hinsicht. Eine Abwehr der alliierten Angriffe von deutscher Seite beschränkte sich auf Täuschungsmanöver und Bodengeschütze. Die Statistik der Bombenangriffe auf das Deut-



<sup>1</sup> London nach einem deutschen Luftangriff Ende 1940



<sup>2</sup> Luftangriff britischer Bomber



<sup>3</sup> Heilbronn am 13. April 1945

sche Reich verzeichnet ab August 1944 an jedem zweiten Tag und jeder dritten Nacht eine deutsche Großstadt oder Region als Ziel. Insgesamt wurden vom 1. August 1944 bis zum 26. April 1945 an 194 Tagen und in 94 Nächten 127 deutsche Städte angegriffen.<sup>2</sup>

Zwar wurde während und nach dem Krieg mehrfach versucht, die Schäden, die durch den Luftkrieg erfolgten, zu erfassen, dennoch lassen sich exakte Zahlen nicht nennen. Da Uta Hohn viele der früheren Angaben in ihrer Dissertation „Die Zerstörung deutscher Städte im Zweiten Weltkrieg“<sup>3</sup> überprüft, korrigiert und ergänzt hat, sei an dieser Stelle auf diese Arbeit und deren Anhang, in dem sich weitere Quellen finden lassen, verwiesen. Insgesamt wird für die Zeitspanne zwischen 1939 bis 1946 von einem „Bevölkerungsverlust von 4 Millionen Menschen“<sup>4</sup> im Deutschen Reich bzw. im Nachkriegsdeutschland ausgegangen. Eine Hauptquelle für die Zahlen ist das Statistische Reichsamt, das bis zur Eskalation der Ereignisse im Januar 1945 eine beinahe lückenlose, entsprechend genaue Statistik führte, die für den restlichen Zeitraum bis Kriegsende teilweise ergänzt werden konnte. So gilt als relativ sicher, dass von circa 323.000 Luftkriegstoten im Gebiet der späteren Bundesrepublik, allein Hamburg mit circa 50.000 Toten in absoluten Zahlen die meisten Opfer zu beklagen hatte. Größere Abweichungen gibt es für die Anzahl der Opfer nach der Bombardierung auf die Innenstadt von Dresden vom 13. bis 15. Februar 1945. Hier schwanken die Schätzungen zwischen 35.000 und 60.000 Toten<sup>5</sup> in einem Trümmerfeld von 15 km<sup>2</sup>. Wie Uta Hohn feststellte, war damit Dresden „keineswegs die schwerstzerstörte Großstadt des Deutschen Reiches“, sondern „etliche andere - vor allem westdeutsche Städte - [hatten] wesentlich höhere Schadensgrade zu verzeichnen“<sup>6</sup>. Dennoch gilt „im Bewußtsein der Deutschen“ die Zerstörung Dresdens „als Synonym für Kriegszerstörung schlechthin“<sup>7</sup>. Das mag mitunter auch daran gelegen haben, dass gerade hier die Innenstadt mit seinen kulturhistorisch wertvollen Bauten völlig zerstört wurde und Dresden zu einer „Stadt der Peripherie“<sup>8</sup> machte. Mit der Auslöschung der Stadtzentren, der Flucht der Menschen in die umliegenden Kleinstädte beschleunigte sich nach Hohn die „Urbanisierung im ländlichen Raum“ und der „Zentralitätsverlust“<sup>9</sup>. Zwar konnte dieser Zentralitätsverlust nach dem Krieg rasch überwunden werden, aber er förderte nach dem Krieg die Neugründung von Siedlungen in den Randgebieten und „verschaffte den Stadtrandbereichen zeitweilig ein stärkeres wirtschaftliches Gewicht“<sup>10</sup>.

Die unterschiedlichen Angaben über die Zerstörungsgrade lagen nicht nur in einer unzureichenden Konkretisierung der einzelnen Ausmaße begründet oder einer aufgrund der katastrophalen Umstände nur schwerlich auszuführenden objektiven Erhebung der Schäden, sondern spiegeln auch die subjektiven Beurteilungen und spekulativen Interessen für eine Hilfeleistung wider. Evident ist, dass der Luftkrieg zu einem der katastrophal-



<sup>4</sup> Werbeanzeige der Firma Werner für Rollos zur Verdunklung bei Luftalarm



<sup>5</sup> Die Frauenkirche in Dresden vor und nach der Zerstörung in einer doppel-seitigen Illustration in dem 1946 in New York erschienenen Buch „Lost Treasures of Europe“.

sten Zustände in der Neuzeit führte. Die Situation in den deutschen Städten war bis zur Kapitulation im Mai 1945 gekennzeichnet durch das Bild der Zerstörung. Die Großstädte lagen in Trümmern, die Menschen waren überwiegend mittel- und obdachlos. Das materielle Resultat der Angriffe waren verwüstete Städte. Neben strategischen Zielen wie Militär-, Verkehrs- oder Industriebauten waren vor allem Wohnhäuser, soziale Einrichtungen und auch Kirchen in unvorstellbarem Ausmaß zerstört worden.



6

Würzburg am 5. April 1945

### Phasen und Veränderungen in den NS-Planungen

Ein Jahrzehnt zuvor, in den ersten Jahren ihrer Macht, hatten die Nationalsozialisten den Schwerpunkt ihrer architektonischen und städtebaulichen Planungen in landschaftsbezogene Siedlungsstrukturen mit handwerksorientierten Bauten in regionalen Traditionen sowie in einen dezidierten Städtebau mit repräsentativen Bauten der Macht und Freiräumen für imposante Massenveranstaltungen gelegt. Die Bedeutung der Kirchenbauten schwankte zu dieser Zeit zwischen ideologisch nebensächlichen städtebaulichen Elementen, Objekten von Arbeitsbeschaffungsprogrammen und vereinzelt durchaus als Baumaßnahme mit repräsentativem Charakter. In einer späteren Phase veränderte die Bombardierung und Zerstörung der deutschen Städte die Planungen und Gewichtung der Maßnahmen grundlegend. In den offiziellen Schadenserhebungen wurden die Kirchenbauten in ihrer statistischen Größe im Vergleich zur Ausradierung großer Stadtteile und der enorm großen Zahl zerstörter Wohnungsbauten noch stärker als zuvor zur Beiläufigkeit marginalisiert. Aus dem veränderten Kriegsverlauf resultierte zugleich ein Wandel der nationalsozialistischen Planungsprioritäten, deren städtebauliche Überlegungen den Wiederaufbau deutscher Städte in den Nachkriegsjahren mitbestimmte und in denen, der mißlichen Lage gehorchend, vor und nach Kriegsende reduktionistische Leitbilder Gültigkeit besaßen. Bekanntermaßen wandelten sich im Herbst 1943 die nationalsozialistischen Perspektiven der Wiederaufbauplanungen. Im Oktober 1943 hatte Hitler den „Erlaß des Führers über die Vorbereitung des Wiederaufbaus bombengeschädigter Städte“ unterzeichnet und im Auftrag Speers begann der „Arbeitsstab für den Wiederaufbau bombenzerstörter Städte“ mit seinen Planungen. Nach den ersten großen Luftangriffen auf Berlin hielt Speer am 30. November 1943 eine programmatische Rede zur „Wiederaufbauplanung der deutschen Städte“, in der er vorgab, nicht mehr „das Stadtzentrum in irgendwelchen hochkünstlerischen Ideen neu entstehen zu lassen“<sup>11</sup>. Stattdessen beauftragte er die Planer, einen „städtebaulichen Grundplan“ zu erstellen, mit dem dem zu erwartenden „Zustand eines Erstickens der Städte durch Verkehrsnot entgegengetreten werden“<sup>12</sup> sollte. Für Speer war dabei „ganz klar, dass bei der Planung aufs Sparsamste vorgegangen werden muß“<sup>13</sup>. Nach Werner Durth läßt diese Rede zur Wiederaufbauplanung von Albert Speer schon einige „Grundzüge der später tatsächlich realisierten Wiederaufbauplanungen“<sup>14</sup> erkennen. Speer selbst erkannte nach eigener Aussage spätestens zu diesem Zeitpunkt, dass es absurd war, weiterhin die früheren Stadtmodelle zu verfolgen. Ungeachtet der veränderten Umstände seien sie aber von den Gauleitern immer noch herrschbe-

gierig präferiert worden. Den Gauleitern hielt er deshalb im Nachhinein entgegen, dass in ihren Vorstellungen „ein Fanatismus zum Vorschein [kam], der der Frühzeit der Partei zugehörte, aber in den Kompromissen und Arrangements mit der Macht allmählich verlorengegangen war“<sup>15</sup>.

### Dilemma Baracke

Wie sich der Perspektivenwechsel aufgrund der zunehmenden Zerstörung deutscher Städte in dieser Phase des Krieges vollzog und dabei das grundsätzliche Leitbild der Reduktion weiterhin gültig blieb, zeigt sich im Bereich des **Wohnungsbaus**. Angesichts der immer katastrophaler werdenden Wohnungssituation galt es für die Machthaber vor allen Dingen in diesem Aufgabenfeld aktiv zu werden. Hitler beauftragte im August 1943 Robert Ley, einen Führererlaß für ein groß angelegtes „Deutsches Hilfswerk“ (später „Deutsches Wohnungshilfswerk“) auszuarbeiten. Darin wurde erklärt, dass überall im Reich „Notwohnungshäuschen“ errichtet werden sollten.<sup>16</sup> Der am 9. September fertiggestellte Erlaß sah neben dem Einsatz eines von Ernst Neufert „bis ins kleinste Detail durchkonstruierten Einheitstyps einer einfachen Unterkunft“<sup>17</sup> auch die „Aufstellung von einfachen Behelfsheimen in Siedlungsform“<sup>18</sup> vor. Auf einer Gauleitertagung im Februar 1944 in München präsentierte Ley die Behelfsheimaktion als „eine Waffe in diesem Kriege, um der Wohnraumblockade, die uns die Gegner zugebracht haben, wirksam entgegenzutreten zu können. Soviel Wohnungen sie uns zerstören, soviel Herdstellen wollen wir, wenn auch in primitivster Form, wiedererschaffen, damit jeder Volksgenosse wieder sein Heim in einfachster Form zurückerhält.“<sup>19</sup>

Für den Architekten Hans Spiegel, der die Abteilung „Gebäudeplanung“ unter Robert Ley leitete und ab Januar 1944 mehrere Textbeiträge über die „Gestaltung und Ausführung des Behelfsheimes“ in den Ausgaben von „Der Wohnungsbau in Deutschland“ veröffentlichte, stand fest: „Wir werden durch den Krieg zum einfachen Leben zurückgeführt“.<sup>20</sup> In seinen Erläuterungen betonte er, dass das Behelfsheim „kein Wohnungsbau friedensmäßiger Vorstellung“ sei, sondern „eine einfache, ja primitive Unterkunft während des Krieges, [...] mit allen den charakteristischen Kennzeichen des kurzlebigen Massenverbrauchsgutes, wie Serienfertigung, weitestgehender Einsatz der Normung, äußerste Werkstoffausnutzung, Ersatz der Handarbeit durch Maschinenfertigung, Verbrauch in Massen, kurze Lebensdauer“<sup>21</sup>. Neben den Behelfsheimen aus vorgefertigten Bauteilen in Montagebauweise gab es Typen, die überwiegend aus örtlich vorhandenen Baustoffen und Trümmerschutt erstellt wurden. Beide Varianten sollten ohne den Einsatz von Facharbeitern erstellt werden können. Auch wenn die von Ley anvisierte und veröffentlichte Anzahl von 300.000 Behelfsheimen bis zum Spätsommer 1944 nicht erreicht wurde, waren die Bauten in ihrem Erscheinungsbild dennoch dermaßen präsent, dass der Volksmund bald despektierlich von „Leylauben“ sprach. Das Defizit an akzeptablem Wohnraum wurde zudem mit den im Herbst 1944 einsetzenden Flüchtlingsströmen - überwiegend aus dem Gebiet östlich der Oder und Neisse, Böhmen, Mähren und der Slowakei - dramatisch erhöht. Das Flüchtlingsproblem stellte eine Verschärfung der Not dar, die mit Kriegsende nicht abgeschlossen war.



7 Illustration aus der „Behelfsheimfibel“, um 1942



8 Deutsches Wohnungshilfswerk (Entwurf von Hans Spiegel): Behelfsheim für Bombengeschädigte Reichseinheitstyp 001, 1943



9 Illustration aus der „Behelfsheimfibel“, um 1942

Nach Zerschlagung des NS-Regimes und Abwerfen des ideologischen Ballastes ergab sich kein Prioritätenwechsel, was die Schaffung von Wohnraum anging. Kontinuierlich galt es, das existentielle Grundbedürfnis, „ein Dach über dem Kopf zu haben“, zu gewährleisten. Die Linderung und Behebung der Not ging dabei einher mit dem Bild von hygienischen und sozialen Problemsituationen, die in den notdürftig hergerichteten und nicht selten völlig überbelegten Unterkünften herrschten. In der Rezeption dieser Bautypen wurde allerdings selten nach Herkunft oder Nutzung differenziert. Wurden bis Kriegsende allort „Leylauben“ oder Baracken der DAF für militärische oder zivile Nutzungen errichtet, so wurden sie nach Kriegsende als provisorischer Wohnraum oder für Hilfseinrichtungen unterschiedlichster Art weiterverwendet und durch Nissenhütten, umgenutzte Militärbaracken oder andere Provisorien ergänzt. Derartige Behelfseinrichtungen prägten somit einige Jahre vor und nach 1945 in unterschiedlichen Ausführungen das Bild vieler Innenstädte.

Die Ausführungen aus jener Zeit legen indessen die Annahme nahe, dass die Menschen in diesen Bauten mehrheitlich den Prototyp einer ungewollten, schlechten Architektur sahen. Eine Neubewertung der Baracken durch die Tatsache, dass sie als Spende von Hilfsorganisationen eingebracht wurden, um die größte Not zu lindern, wäre erwägenswerte gewesen, fand jedoch nicht in dem Maße statt, dass diese Umwertung erfolgt wäre. Unabhängig davon, ob die Erfahrungen in den zerstörten Städten und Gebieten dazu geführt hatten, dass Baracken, Nissenhütten und Behelfsunterkünfte mit dem wahrgenommenen menschlichen Elend in Verbindung gebracht wurden und nur noch negativ gesehen werden konnten oder ob diese Bauten pauschalisierend emotional mit dem zeitlichen Kontext und seinen vernichtenden Ereignissen verknüpft wurden, standen derlei Behelfsbauten für eine verachtenswerte Architektur, für die primitivste und unvollkommenste Form des Hausens. Denn neben allen qualitativen Unzulänglichkeiten der Unterkünfte wurde trotz seiner Angemessenheit das Provisorische an ihnen verachtet. Daraus ergab sich eine im Grunde genommen ungeklärt gebliebene Situation, ein Dilemma. Einerseits waren die Provisorien, Baracken und Notbehelfe eine angemessene und zeitentsprechende Antwort auf die dringliche Not, und andererseits in ihrer Bedeutung und Konnotation jedoch stigmatisiert und als unzureichende Lösungen von Architekten, Auftraggeber und Notleidenden abgelehnt. Diese negative Geltung der Behelfsbauten beschränkte sich keinesfalls auf die Wohnnutzung. Auch wenn diese Behelfsbauten meist dahingehend genutzt wurden, hatten die Notbehausungen, Baracken, Behelfsheime und Nissenhütten zwischen den Trümmern ein unmißverständlich negativ geprägtes Image, das man mißachtete und unter allen Umständen vermeiden wollte, egal welche Nutzung sie beherbergten. Diese eindeutige Ablehnung bezog sich auf alle Nutzungsformen, auch auf den Kirchenbau.



<sup>10</sup> Spielende Kinder in einem Flüchtlingslager aus Nissenhütten.



<sup>11</sup> Barackentypen „Military“ (links) und „Nissen Regular“ (rechts) der Firma „Steg-Hessen“, um 1949



<sup>12</sup> Barackentyp „Angel Frame“ der Firma „Steg-Hessen“, um 1949



<sup>13</sup> Nissenhütten in Hamburg 1947

### Politische und gesellschaftliche Verhältnisse

War der Erste Weltkrieg vor allen Dingen ein epochaler Einschnitt in der Geschichte Europas, so änderte sich um 1945 entscheidend die globale Entwicklung. Während die ehemaligen Kriegsgegner Deutschlands die Zukunft des Landes determinierten, in vielen vom Krieg betroffenen Regionen Racheaktionen und Vergeltungsmaßnahmen nachwirkten, die vielen Zivilpersonen das Leben kosteten, war der Krieg weltweit noch nicht zu Ende. Zahlreiche Konflikte und Gefechte ließen die Menschheit nicht zur Ruhe kommen. Mit dem Abwurf der ersten Atombombe durch einen amerikanischen Bomber auf die japanische Hafenstadt Hiroshima am 6. August 1945 kam es zu einem weiteren düsteren Tiefpunkt in der Weltkriegsgeschichte und zu einem epochalen Ereignis in der Geschichte der Menschheit.

Auch in Gebieten, die nicht unmittelbar in die Kriegsgeschehen involviert waren, zeigten die Ereignisse ihre Auswirkungen. Neben den offenkundigen politischen Veränderungen zeigten sich dort ebenso wirtschaftliche, kulturelle, soziale und gesellschaftliche Folgen. So führten Migrationen zu grundlegenden gesellschaftlichen Veränderungen. Verschiebungen der sozialen Strukturen waren ebenso die Folge wie eine konfessionelle Durchmischung, Verschiebungen der Konfessionsverhältnisse oder gar die Neubildung von Gemeinden mit einer Konfession, die dort bislang nicht vertreten war. In unterschiedlichen Bereichen gaben die Emigranten in ihrem neuen Wirkungskreis Impulse. Und in der westlichen Welt führten die internationalen Ereignisse zu gleichartigen Diskussionen, in denen die Zeitlosigkeit der christlichen Werte den wechselhaften Abhängigkeiten von Personen in politischen und gesellschaftlichen Machtpositionen gegenübergestellt wurde.

### Politische Situation

Ausgehend von den erstmals 1943 dargelegten britischen Überlegungen wurde Deutschland nach der bedingungslosen Kapitulation im Mai 1945 in vier **Besatzungszonen** eingeteilt.<sup>22</sup> Durch diese militärische Ausgangsposition ergaben sich die zukünftigen politischen und bürokratischen Sektoren Deutschlands. Die französische Zone teilte sich in zwei Bereiche im Südwesten Deutschlands. Zu ihr gehörten die südlichen Teile der Rheinprovinz mit den Regierungsbezirken Koblenz und Trier, den linksrheinischen Gebieten des Landes Hessen, den vier Kreisen der Provinz Hessen-Nassau zwischen Westerwald und Taunus, außerdem die südlichen Bereiche der Länder Baden und Württemberg sowie Bereiche im Saargebiet, die preußische Enklave Hohenzollern und Landstriche in Bayern.

Der überwiegende Teil im Süden Deutschlands war amerikanisches Zonengebiet. Östlich, an die französische Zone angrenzend, gehörten hierzu die restlichen Regionen von Hessen-Nassau, Hessen, Bayern, Baden und Württemberg sowie der Stadtstaat Bremen. Die britische Zone umfaßte den nordwestlichen Bereich Deutschlands. Sie bestand außer dem Nordteil der Rheinprovinz u.a. mit den Regierungsbezirken Aachen, Köln und Düsseldorf auch aus den Ländern Oldenburg, Braunschweig, Lippe und Schaum-



<sup>14</sup> Titelseite der „Aachener Nachrichten“ vom 8. Mai 1945. Die „Aachener Nachrichten“ erschienen unter US-Lizenz als erste Nachkriegszeitung in Deutschland.

burg-Lippe, den Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover und Westfalen sowie der Freien und Hansestadt Hamburg.

Im Nordosten Deutschlands bildeten die preußischen Provinzen Ostpreußen, Grenzmark, Posen-Westpreußen, Nieder- und Oberschlesien, Pommern, Brandenburg und Sachsen sowie die Länder Thüringen, Sachsen-Anhalt und Mecklenburg die sowjetische Zone. Sonderstatus hatte Berlin, das von allen vier Besatzungsmächten verwaltet wurde. Im September 1946 unterzeichneten die Militärgouverneure der britischen und amerikanischen Zone dann ein Verwaltungsabkommen zur Bildung einer Bizone, die ab 1. Januar 1947 in Kraft trat.

Auf politischer Ebene existierte nach Kriegsende somit weder die Reichsregierung in Berlin als auch die Landesregierungen nicht mehr. Mit den Kapitulationserklärungen von Reims und Berlin-Karlshorst war die Zukunft Deutschlands in die Hände der Siegermächte gelegt. Die meisten Menschen sahen sich dazu verurteilt, die unmittelbaren Probleme auf örtlicher bzw. regionaler Ebene anpacken zu müssen. Was die übergeordnete politische Struktur der neuen Machthaber und die in die Ferne gerückte Zukunft Deutschlands bringen mochte, unterlag aus Sicht der deutschen Bevölkerung zahlreichen Vermutungen und Spekulationen. Der Staat fing für die Menschen gewissermaßen bei der Stadtverwaltung bzw. dem Landrat an.<sup>23</sup> Genauso besaßen Pfarrer aufgrund ihres Amtes traditionell eine gesellschaftliche Autorität, die weder von der Bevölkerung noch von den vor Ort anwesenden Soldaten der Besatzungsmächte in Frage gestellt wurde. Neben dem Aufbau einer dezentralen Selbstverwaltung in Gemeinde-, Provinzial- und Landesverwaltungen, erlaubten die Besatzungsmächte die Formierung demokratischer Parteien und bewilligte ihnen öffentliche Versammlungen und Veranstaltungen. Mit Hinweis auf die Erhaltung der militärischen Sicherheit wurde die Freiheit der Rede, der Presse und auch der Religion gewährt. Insbesondere in den westlichen Besatzungszonen veränderten gerade die Programme der neu gegründeten Rundfunksender und die unzähligen Druckerzeugnisse eines prosperierenden Pressewesens rasch nach Kriegsende das Bild der Öffentlichkeit und boten die Gelegenheit zu einer für alle wahrnehmbaren Diskussion. Mit diesen Maßnahmen initiierten die Westalliierten die Eckpunkte der politischen Willensbildung einer repräsentativen Demokratie. Zum einen wurden die Grundlagen eines parteipolitischen Systems für eine spätere Regierungsfähigkeit und damit Selbst-



15

Besatzungszonen nach 1945



<sup>16</sup> Verkauf der ersten Ausgabe der „Berliner Zeitung“ in Berlin am 20. Mai 1945.

ständigkeit des Landes ermöglicht und zum anderen der Prozeß der öffentlichen Meinungsbildung angeregt, was für die unmittelbare Nachkriegszeit ein entscheidender Faktor war.

### Alltag der Menschen

Nicht zuletzt aus den zahllosen Lebensberichten dieser unmittelbaren Nachkriegszeit wird ersichtlich, dass für die deutsche Bevölkerung vor allen Dingen die direkte Alltagssituation vor Ort mit den existentiellen Herausforderungen im Vordergrund stand.<sup>24</sup> Zerstörte Verkehrs- und Transportsysteme, mangelhafte Post- und Telefonverbindungen sowie Ausgangsbeschränkungen in den zerstörten Städten erschwerten ohnedies einen Kontakt außerhalb der nächsten Umgebung. Kartoffeln und Brot bildeten im besten Fall die Grundlage der Ernährung<sup>25</sup>, die ergänzt wurde durch allerlei Gerichte mit aufgelesenen Pflanzen und Früchten. Die Fragen, wie es von Tag zu Tag weitergehen kann, wo im materiellen wie ideellen Sinne lebenssichernde Grundlagen sind und an was man sich orientieren soll, hatte für den Großteil der Bevölkerung zweifelsohne Priorität vor den gesamtdeutschen oder gar außenpolitischen Angelegenheiten. Orientierung suchte man im unmittelbaren Lebensbereich, die Reichweite der Umwelt war klein geworden.

Bedingt durch die katastrophalen Umstände, die den Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ begleiteten, konnten von den Institutionen oder öffentlichen Verwaltungen keine verlässlichen Statistiken erstellt werden, mit denen das gesamte Ausmaß der **Evakuierungen und Vertreibungen** der deutschen Bevölkerung hätte erfaßt werden können. Unter die bis 1950 gezählten knapp 8 Millionen Heimatvertriebenen, die überwiegend aus den polnisch und sowjetisch besetzten Gebieten kamen, mischten sich Menschen, die aus unterschiedlichen Motiven Binnenwanderungen unternahmen. Dazu müssen insbesondere die ca. 2,5 Millionen Deutschen gerechnet werden, die bis 1950 aus dem zerstörten Berlin oder der SBZ in das spätere Bundesgebiet wechselten.<sup>26</sup> Die geschätzten Größenordnungen zeigten dramatische Auswirkungen: Allein bis Jahresende 1945 stieg die Bevölkerungszahl in der britischen Zone um 8,5%, in der russischen um 32%, in der amerikanischen um 23% und in der französischen um 6%.<sup>27</sup> Im zerstörten Berlin trafen allein im Sommer und Herbst 1945 täglich 30.000 Vertriebene ein.<sup>28</sup> Hinzu kamen Millionen von „Displaced Persons“ die von den Nationalsozialisten deportiert worden waren und nun in ihre Heimatländer zurückkehrten.

Die statistische Auswertung der Volkszählung 1950 erbrachte einen Bevölkerungsanteil von 9,43 Millionen Vertriebenen und „Zugewanderten“ im Bundesgebiet. Das entsprach 19,8% der Gesamtbevölkerung, für die sich allmählich die alles umfassende Bezeichnung „Flüchtlinge“ einbürgerte. Die Flüchtlingsfrage wurde zu einem „zentralen Problem des deutschen und wirtschaftlichen Lebens“<sup>29</sup> in den ersten Nachkriegsjahren. Die Bevölkerungsverteilung wandelte sich radikal und hatte anhaltende Konsequenzen. Denn die Flüchtlinge zogen meist in die wenig beschädigten ländlichen Gebiete und kleineren Städte, in denen sie kurzfristig Nahrung und Unterkunft fanden, aber langfristig keine Arbeit, wodurch sich die



<sup>17</sup> Flüchtlinge vor dem Reichsluftfahrtministerium in Berlin im Mai 1945.



<sup>18</sup> Eine „Trümmerfrau“ beim Säubern und Sortieren der Trümmerziegel.

Not in fast allen Regionen verstärkte. Über viele Jahre mußten sich deshalb nicht nur politische Gremien, Hilfsorganisationen und Privatpersonen mit der Flüchtlingsproblematik, einschließlich der Definition von Flüchtlingen, der Wohnraumbeschaffung, den zahllosen Hilfeleistungen, den Rückführungsfragen und spezifischen Problemen auseinandersetzen. Mit den Wanderungsvorgängen verband sich auch ein beispielloser Mischungsprozeß der Konfessionen. Die gläubigen Flüchtlinge wurden „wie in einem Strudel mitgerissen“ und bildeten „in unbekanntem Ausmaß“ Gemeinden in der „Diaspora“<sup>30</sup>. Nicht zuletzt deshalb sahen sich gerade die Kircheninstitutionen in ihrer Grundkompetenz gefordert, weshalb breit angelegte Hilfsprogramme ins Leben gerufen wurden. Zu dieser Hilfsbereitschaft gehörte es, den Heimatvertriebenen neben einer materiellen auch eine geistliche, seelsorgerische Betreuung anzubieten. Der Glaube und damit die Kirche war für diese Menschen, die ihr Hab und Gut verloren hatten, ein identitätsstiftender Strohalm, aus dem sich auch der Wunsch nach einem Raum ableitete, in dem die Gemeinde ihren Gottesdienst feiern konnte. Insbesondere in jenen Gemeinden, die durch Flüchtlinge überhaupt erst neu entstanden waren, verband sich das Bewußtsein der konfessionellen Zusammengehörigkeit mit dem Gefühl, einer solidarischen Schicksalsgemeinschaft anzugehören.

Erschwerend kamen zu den alltäglichen Problemen kollektiv psychologische Brüche und Anklagen. Die zuvor ausgegebene nationalsozialistische Ideologie vom deutschen „Herrenmenschen“ wurde nach Kriegsende auf den Kopf gestellt. Die Umkehrung der Situation, in der man nun als der „Verlierer“ bzw. „Schwächere“ dastand, bezeichnet einen dieser Brüche, mit denen sich viele Deutsche konfrontiert sahen. Eine damit verwandte Krise entstand durch die anklagende Frage der „Schuld“ angesichts der menschenverachtenden Massaker, die unter dem NS-Regime geschehen waren und nun der deutschen und weltweiten Öffentlichkeit vor Augen gehalten wurden. Für manche Überlebende entstand obendrein ein Gefühl der „Überlebensschuld“, mit der sich die quälende Frage verband, weshalb sie die Katastrophe überlebt hatten und die Eltern, Kinder oder Geschwister sterben mußten.<sup>31</sup>

### Jugend und Kirche als Hoffnungsträger

Den Besatzungsmächten war bekannt, dass die Lebensbedingungen der Deutschen unterschiedlich waren. Je nach dem, ob man in einer der zerstörten Städte oder einem ländlichen Gebiet Deutschlands lebte, in welcher Besatzungszone und Region, waren die Gegebenheiten uneinheitlich. Der wirtschaftliche Berater des US-Vertreters in der interalliierten Reparationskommission, Moses Abramowitz, berichtete über seine Reise im Mai 1945 durch den Westen Deutschlands von den alltäglichen Zuständen: „Die Menschen in den Städten scheinen im Augenblick damit beschäftigt zu sein, für die einfachsten Probleme menschlicher Existenz eine Lösung zu finden: sie räumen die Trümmer weg, bringen ihre verstreute Habe wieder in die Häuser, kehren zu Fuß in die alten Wohnungen zurück, [...], stellen sich nach Lebensmittel an etc. Ganz anders sieht es in den ländlichen Gebieten aus. Eigene Beobachtung und vorliegende Informa-



<sup>18</sup> Die Bremer Behörden versuchten, mit einer im Sommer 1945 verhängten Zugangssperre den Flüchtlingsströmen entgegenzutreten.

tionen ergeben, dass der Boden fast wie gewohnt bestellt wird; die Ernteaussichten sind jedoch nicht gut.“<sup>32</sup>

Auch die amerikanische Öffentlichkeit konnte sich durch die Medien früh eine Vorstellung von der Situation machen. Beispielsweise sah sie schon in der Ausgabe vom 14. Mai 1945 des Magazins „LIFE“ ausführliche Fotoberichte des deutschen Nachkriegsalltags. Kurze Textpassagen umrahmten Fotos von langen Warteschlangen vor Lebensmittelausgabestellen, einen amerikanischen Militärgouverneur, der ein neues Mitglied des Frankfurter Stadtrats anschreit, sowie die Frau eines Pastors, die stolz auf die Fahne der Bekennenden Kirche zeigt. Die Aussage der Bilder war sinnfölig: „Deutschland ist ein Chaos. Es ist ein Land zerschmetterter Städte, zu Boden gezwungener Prahlerei, verängstigter - und auch froher - Menschen, unvorstellbarer Schrecklichkeiten.“<sup>33</sup> Unter den verschüchterten Deutschen fanden die Fotografen unschuldige Kinder und einzelne aufrechte Christen - die beiden wie man vorgibt einzigen Hoffnungsfunken in all dem Elend.

Die Förderung der **Jugend** bildete sich auch in Deutschland als ein großes Thema heraus. Häufig stand die Jugend im übertragenen Sinne als Sinnbild für die Zukunft der Menschen. Zwar hatten die Nationalsozialisten diese Analogie zuvor auch schon in ihre Propaganda integriert. Nun wurde jedoch die nationalsozialistische Sicht auf die Jugend als „Garanten der Zukunft“, als „Garanten der Hitler-Ideen von Reich und Macht, Herrenrasse und blindem Gehorsam“<sup>34</sup> angeprangert. Gleichsam wurde die ältere Generation an ihre Pflichten und ihre Schuld gegenüber der Jugend erinnert und aufgefordert, die Jugend in die Entwicklungsmöglichkeiten von Staat und Gesellschaft stärker einzubeziehen. Im Zentrum dieser Blickweise stand nunmehr die sinngemäße Projektion von Jugendlichen als zukünftige Individuen einer demokratischen Gesellschaft, deren Wesensart es zu bilden galt. Gerade für die Kinder und Jugendlichen wurde am selbstverständlichsten die sprachliche Nähe von „Führung und Verführung“<sup>35</sup> akzeptiert, wodurch sie im Unterschied zu den Erwachsenen aus der Verantwortung für die Geschehnisse entbunden wurden. Das unabdingbare Ziel war, der „verlorenen Generation“ wieder eine geistige Heimat zu geben. Nach Meinung des Architekten, Stadtplaners und Volkswirts Philipp Rappaport lag darin der entscheidende Auftrag für den Planer:



<sup>20</sup> Fotoessay über den Nachkriegsalltag im Magazin „LIFE“ vom 14. Mai 1945.

„Deutschland soll für die Jugend, die lebende wie die kommende, wieder aufgebaut werden.“<sup>36</sup>

### **Ernst Wiechert: Rede an die deutsche Jugend**

Ansätze für diese geistige Heimat waren auch außerhalb der Kirche mit dem Ideal der Demut verbunden. In einem metaphorischen Sinne setzte der aus Ostpreußen stammende Schriftsteller Ernst Wiechert 1945 in seiner „Rede an die deutsche Jugend“<sup>37</sup> auf „einen neuen Anfang“<sup>38</sup>. Gesichert auf die Grundfeste der Menschlichkeit und Nächstenliebe bemühte er das Bild einer Jugend als keimende Sprosse auf einem bereits geräumten Land: „Der Wald ist abgeschlagen, aber tief aus dem Urgrund des Volkes schießen die neuen Triebe heraus, die Zukunft, die einzige Zukunft, und in eure Hände ist sie gelegt. Einmal werdet ihr Erzieher sein oder Prediger, einmal Ärzte und Richter, und einige von euch werden das tröstende Licht der Kunst aufheben vor den hungrigen Augen. Dann denkt daran, dass keine neue Erde aufblühen wird, ohne dass ihr sie durchtränkt hättet mit eurer Liebe.“<sup>39</sup> Die Deutschen waren dieser apokalyptischen Zeit gerade noch einmal entkommen. Dennoch war alles zerstört und allein die zukünftige Generation sollte mit humanitärem Gebaren eine Zivilisation aufbauen können, die nach Ansicht von Wiechert nur durch christliche Liebe gesichert werden konnte. Repräsentativ für die Zeit, mahnte er nicht nur, an die zukünftigen Generationen zu denken. In seiner Metaphorik verband er das Thema der Kindheit auch mit den Idealen christlicher Einfältigkeit. Nicht die materialistischen und abwegigen Ideale der kleinbürgerlich, zweckrational denkenden Erwachsenen sollten verfolgt werden, sondern die von Kindern gelebten Werte der ehrlichen Liebe, der Aufrichtigkeit und Einfachheit.

Dass für Wiechert in dieser Konstellation zwischen Elend und Hoffnung „das einfache Leben“<sup>40</sup> eine Schlüsselposition einnahm, wird durch ein gleichnamiges Buch von ihm deutlich, das bezeichnenderweise 1939 erstmals erschien, 1946 und noch Anfang der fünfziger Jahre mehrfach neu aufgelegt wurde. In diesem Roman erzählt er von der Kraft, die im „einfachen Leben“ liegt, in einer Abkehr von der Zivilisation und Rückkehr zum Leben mit der Natur. Die Beschreibung eines adligen Korvettenkapitäns, der sich nach einer tiefen Sinnkrise in einen einsamen Landstrich in Masuren zurückzieht und durch körperliche Arbeit in der Natur wieder einen Lebenssinn erfährt, traf anscheinend zu beiden Zeiten den Zeitgeist, ohne dabei direkt als nationalsozialistische Propaganda verstanden werden zu müssen. Denn die Verbreitung des Buches war zu beiden Zeiten enorm. Bis 1942 stieg die Auflage bereits auf 260.000 Exemplare.<sup>41</sup> Wobei diese Angabe nicht nur etwas über den literarischen Stellenwert des Buches aussagen mag, sondern auch etwas über den Zuspruch nach den darin vermittelten konservativen Wertvorstellungen. Wiechert blieb vor und nach 1945 bei seiner antimodernistischen Haltung, hielt fest an seiner „erzählerisch entfalteten Idee der zurückgezogenen Lebensform, des Fernhaltens von politischer Wirklichkeit und Aktivität, das Ziel weiterzukommen, indem man 'alles los wird'“<sup>42</sup>. Für seine Reden gilt diese Form der „Inneren Emigration“<sup>43</sup> nur bedingt. Zwar versuchten die Nationalsozialisten zu-

nächst, den Autor für ihre Propaganda zu gewinnen, dieser ließ sich jedoch nicht einbinden. Stattdessen kritisierte er an verschiedenen Stellen die faschistische Machtherrschaft und protestierte auch gegen die Verhaftung von Martin Niemöller. Damit bekundete er auch in dieser Form eine „oppositionelle Kraft“, die sich in seinen Texten als „Formulierung christlich geprägter Humanität“<sup>44</sup> zeigte.

Auch im praktischen Alltag standen die Heranwachsenden im gesellschaftlichen Blickpunkt, da in den ersten Nachkriegsmonaten kein Schulsystem bestand. Aufgrund der nationalsozialistischen Erziehungsdoktrin waren zunächst alle Schulen durch die Besatzungsmächte geschlossen worden. Zudem waren durch fehlende Lehrer, die an der Front oder beim Volkssturm teilgenommen hatten, personelle Lücken entstanden oder es fehlte an Räumlichkeiten, da Schulhäuser beschädigt oder in Lazarette umfunktioniert worden waren.

Die fundamentale Krise des deutschen Schulsystems wurde auf einer von der Hamburger Oberschulbehörde veranstalteten Pädagogischen Woche im August 1945 deutlich. Hier konfrontierte der Sozialdemokrat und, bis zu seiner Absetzung 1932, amtierende preußische Kultusminister Adolf Grimme alle Anwesenden mit grundsätzlichen Fragen zur Erziehung: „Hat die Erziehung überhaupt noch Sinn? Ist alle Arbeit nicht umsonst gewesen? Denn stehen wir jetzt nicht auch da vor einem Nichts?“<sup>45</sup> Selbst als die Schulen in allen Besatzungszonen zwischen Herbst 1945 und Frühjahr 1946 wieder geöffnet wurden, konnte von einem regulären Schulbetrieb in den ersten Nachkriegsjahren erwartungsgemäß nicht die Rede sein. Fehlendes Unterrichtsmaterial, Überbelegung der Schulklassen, schlechte hygienische Bedingungen, nicht vorhandenes Heizmaterial und zahllose andere behindernde Rahmenbedingungen führten in jener Zeit zu einem allgemeinen Bildungsnotstand.

In diesem gesellschaftlichen Bereich traf man gleichermaßen auf Meinungsäußerungen, die versuchten die Situation der Not ins Positive zu wenden, etwa „dass Not nicht allein peinigt, sondern auch erfinderisch macht“<sup>46</sup> oder dass es oftmals nur wenig bedarf, um die Kinder glücklich zu machen. Ebenso wurde an die im Nationalsozialismus verschmähten und ausgeschlossenen Pädagogen erinnert, die den Schulkindern nunmehr nicht selten vorbildlich als demütige und selbstlose Helden dargestellt wurden. Das Bestreben, der heranwachsenden Generation wieder verstärkt christliche Wertvorstellungen zu vermitteln, zeigte sich auch in der vom württembergischen Landespolitiker Karl Schmid herausgegebenen „Anweisung für die Lehrer“<sup>47</sup>, wonach eine der „formenden Wirklichkeiten, die unser Wesen aufgebaut haben [...] das Christentum“ sei. In dieser Direktive kommt der Sozialdemokrat Schmid zum Fazit: „Darum muß eine deutsche Schule eine christlich bestimmte Schule sein, indem sie nicht nur den Kirchen den notwendigen Raum für die Unterweisung der Schüler in der Religion gibt, sondern auch dadurch, dass sie ihrem eigenen Unterricht das christliche Weltbild zugrunde legt und dem Schüler bewußt macht.“<sup>48</sup>



21

Adolf Grimme

## Helmut Schelsky: Skeptische Generation

Die Jugendlichen selbst reagierten auf die Erfahrungen des Krieges und seiner Folgen mit einer großen Skepsis und Ablehnung gegenüber großen gesellschaftspolitischen Ideen und ihnen wirklichkeitsfern erscheinenden Weltanschauungen. Der Soziologe Helmut Schelsky prägte infolgedessen einige Jahre später den Begriff der „skeptischen Generation“, mit dem er die westdeutsche „Wiederaufbaujugend“ des ersten Nachkriegsjahrzehnts charakterisierte, für die er den Prozess der Entpolitisierung und Entideologisierung als typisch ansah.<sup>49</sup>

Schelsky bezog seine Analyse auf jene Kinder und Jugendliche, die gegen Ende des Krieges als Flakhelfer oder notdürftig ausgebildete Frontsoldaten in einen zu verlieren gehenden Krieg zogen. In einem Alter, in dem man normalerweise hoffnungsvoll seine Lebensperspektiven entwickelt, erlebten sie einen vollständigen Zusammenbruch. Diese Erfahrungen von Enttäuschung, Ernüchterung und Wut prägten gleichermaßen die individuellen Lebensgeschichten wie auch die einer ganzen Generation. In den Menschen dieser Generation, die mit Kriegsende zwischen 14 und 25 Jahren alt waren, wurde „die politische Glaubensbereitschaft und ideologische Aktivität, die die vorige Generationsgestalt der Jugend insgesamt kennzeichnete, an der Wurzel vernichtet“<sup>50</sup>. Die Jugendlichen suchten und verlangten nicht mehr nach Ideen, sondern sie sahen sich „vor die Notwendigkeit und Aufgabe gestellt, diese persönliche und private Welt des Alltags, vom Materiellen her angefangen, selbst stabilisieren und sichern zu müssen“<sup>51</sup>. Wie keine Jugendgeneration vorher, strebte sie nach „Verhaltenssicherheit“ indem sie eine „erwachsenenähnliche Selbständigkeit und Fertigkeit den Fragen des praktischen Lebens gegenüber“<sup>52</sup> entwickelte. Anstatt sich wie frühere Generationen in „romantische Freiheits- und Naturschwärmereien“ zu verlieren oder an „intellektuelle Planungs- und Ordnungsschemata“ zu vertrauen, „die das Ganze in einem Griff zu erfassen und zu erklären glauben“, konstatierte ihnen Schelsky einen „nüchternen Wirklichkeitssinn“<sup>53</sup>.

Dies mündete zum einen in einen „krassen Egoismus und Vulgärmaterialismus“, aber auch in Handlungen und Maßnahmen, „die der jugendlichen Erfahrung überschaubar und ihrem Wirklichkeitssinn praktikabel“ erschienen, denn „Einsatz und Opferbereitschaft“<sup>54</sup> waren nach Meinung von Schelsky vorhanden. Ihr Mißtrauen gegenüber Lebensrezepten jeglicher Art führte zu einer Hinwendung zum Privaten und einer „Ablehnung, sich den großen Organisationen und ihren Programmen und Dogmen in gläubiger Identifikation und Organisationsbegeisterung hinzugeben“<sup>55</sup>. Zugleich ließen sie allerdings „den Bestand und die Beteiligung an solchen Organisationen und Verbänden“<sup>56</sup> genauso gelten wie die Erwachsenen.

Mit dieser geistigen Einstellung, mit der die Jugend versuchte, ihren Interessen und sozialen Bedürfnisse nachzukommen, hatte es die Kirche bei den Jugendlichen leicht und zugleich schwer. Denn „diese Scheu vor Verallgemeinerungen“ machte diese Jugend „unspekulativ, aber zugleich auch gedanklich unaggressiv“<sup>57</sup>. Die christlichen, reduktionistischen Wertvorstellungen und das Wirken der Kirchen in der Nachkriegszeit konnten ei-



<sup>22</sup> Die Soldaten, die beim Kampf um Berlin fielen, wurden von den Berlinern zunächst an Ort und Stelle begraben und bildeten wie am Wannsee in den ersten Nachkriegsjahren den Hintergrund für die Aktivitäten der Berliner Jugendlichen.

nerseits als Kontrast zum emphatischen und phrasenhaften Schwundel des Nationalsozialismus verstanden werden, als Hilfestellung, um mit dem ausgebildeten „nüchternen Wirklichkeitssinn“ den Lebenshalt des Privaten zu formen und in der modernen Gesellschaftsstruktur zu bestehen. Zugleich gab es aber auch eine Zurückhaltung gegenüber Organisationen, was genauso auf die Kirchen zutraf. Tendenziell handelte es sich demnach eher um eine Duldung und Desinteresse ihnen gegenüber als eine aktive Zuwendung. Der Blick auf das Ganze, das Schwärmerische und sich von der modernen Gesellschaft isolierende, wodurch sich noch frühere Jugendbewegungen auszeichneten, wurde von ihnen aufgegeben zugunsten einer Nüchternheit und einem „kritischen Positivismus der Lebenssicherheit“<sup>58</sup>.

### Zustand der Kirchenbauten - eine Bestandsaufnahme

Im Zuge der offiziellen Schadenskartierung des „Arbeitsstabes Wiederaufbau“, den Albert Speer 1943 eingerichtet hatte, waren auch die Kirchen aufgefordert, die Schäden an ihren Bauten zu erfassen und aufzulisten. Als Ergebnis dieser Schadenserfassungen veröffentlichten die evangelischen Kirchen 1944 einen Schadensbericht.<sup>59</sup> Darin wird in Schilderungen der kirchlichen Gruppen und verschiedenen Landeskirchen, ergänzt durch dokumentarische Fotos, der Umfang der Zerstörung beklagt und in einer Statistik der Deutschen Evangelischen Kirche vom September 1943 neben einer Vielzahl von kirchlichen Krankenhäusern, Friedhofsgebäuden, Kindergärten und sonstigen Gemeindeeinrichtungen insgesamt 1023 beschädigte Kirchen und Kapellen beider Konfessionen gezählt.<sup>60</sup>

Der Grad der Gebäudeschäden wurde in drei Kategorien klassifiziert. Man unterschied in den Schadensfall I, nachdem der Bau als „total zerstört“ eingestuft wurde, der Klasse II, der einer „schwer beschädigten“ Bausubstanz entsprach, sowie dem Fall III, dem man die „leicht beschädigten“ Bauten zuordnete. In die Klasse I wurden jene Kirchen eingeordnet, bei denen nicht nur das Dach oder die Fenster des Gebäudes, sondern auch das Mauerwerk zum großen Teil zerstört oder unbrauchbar geworden war. Als „schwer beschädigt“ bezeichnete man jene Bauten, bei denen neben äußeren leichten Beschädigungen und Zerstörungen auch konstruktive Gebäudeteile wie Dachstuhl oder Mauerwerk beschädigt oder zerstört waren. Da fast alle Kirchen in Gebieten mit Kriegshandlungen „leicht beschädigt“ waren, war die dritte Klasse die zahlenmäßig höchste. In ihr wurden die Kirchen erfaßt, die eine oder mehrere Schäden an Dachhaut, Fenstern, Türen, Putz oder Mauerwerk aufzeigten. In manchen Fällen kam es aufgrund unterschiedlicher Einschätzungen der Zerstörung und einer dadurch abweichenden Zuweisung in eine Schadenskategorie zu differierenden statistischen Angaben, was angesichts des riesigen Ausmaßes für die weitere Betrachtung jedoch nur von geringer Bedeutung ist.

Die größten Verluste waren zum Kriegsende bei den Kirchen im strategisch wichtigen Rheinland zu verzeichnen. Als Julius Posener mit dem Dienstgrad eines technischen Offiziers der British Army im April in das Rheinland kam, notierte er sich: „Die Städte überraschen nur durch die



<sup>23</sup> Evangelischer Bund Deutschland (Hg.): Zerstörte Kirchen - lebende Gemeinde. Tatsachen und Zeugnisse zum Luftkrieg, Berlin 1944



<sup>24</sup> Innenraum des Kölner Doms, Blick auf die zerstörte Orgel, 1944.

Vollständigkeit der Vernichtung, der sie unterworfen wurden. Auch die Berichte der Betroffenen vermögen nicht einen Begriff davon zu geben, wie das wirklich war.“<sup>61</sup> In der Erzdiözese **Köln** waren 163 Kirchen und 33 Kapellen derartig zerstört, dass nach Kriegsende an ihrer Stelle entweder Neubauten erstellt werden mußten oder aber die Wiederherstellung den Umfang eines Neubaus erreichte. Im Kölner Stadtgebiet waren von den 87 katholischen Pfarr- und Rektoratskirchen 67 zerstört oder schwer beschädigt. Bei den insgesamt 18 evangelischen Kirchen schätzte man 17 mit einem derartigen Zerstörungsgrad ein. Die Schadenstatistik vermeldete für die Kölner Altstadt zum Kriegsende schließlich einen Verlust der Bausubstanz von 95%, das Zentrum war verlassen und einige Straßen waren unter den Trümmern nicht zu erkennen.<sup>62</sup>

In **Bonn** war der größte Teil der Altstadt vernichtet, wobei auch die Jesuitenkirche und Gertrudiskapelle dem Erdboden gleichgemacht wurden. Im Bistum **Aachen** blieben nur 43 von insgesamt 498 Kirchen unbeschädigt, während 142 total zerstört waren. Neben den Luftangriffen von 1940 bis 1945 wurden viele der Kirchenbauten Opfer der 1944 einsetzenden Bodenkämpfe. Von den 66 im Aachener Stadtgebiet gelegenen Kirchen und Kapellen waren nach der Kapitulation schließlich 17 vollständig zerstört, zwei schwer und die übrigen leicht bis mittelschwer beschädigt. Die evangelische Diasporagemeinde verlor in Aachen alle vier Kirchen in der Innenstadt. In der Innenstadt von **Düren** waren acht von neun Kirchen als Totalverlust zu beklagen.

In **Düsseldorf** blieb nach neun schweren und über 200 leichten und mittleren Angriffen nur 7% der Bausubstanz ohne Schäden. Annähernd zwei Fünftel der Industriebetriebe, die Hälfte aller Wohneinheiten und etwa vier Fünftel der Geschäfts- und Lagerhäuser wurden durch die Kampfhandlungen zerstört oder schwer beschädigt. Bereits im Frühjahr 1944 konnte nur noch in zwei Kirchen der Gottesdienst gehalten werden. Die meisten Kirchen verloren ihre Dächer und Einrichtungen, die Außenwände waren zerstört oder stark beschädigt.

**Duisburg** mußte von 1940 bis 1945 insgesamt 299 Luftangriffe erleiden. Zusätzlich kam es bis zur Kapitulation der Stadt am 13. April 1945 auch hier durch Bodenkämpfe in den letzten Kriegsmonaten zu starken Zerstörungen. In der Innenstadt wurden alle Kirchen schwer beschädigt oder total zerstört. Nach nur einem Fliegerangriff im Jahr 1943 wurden sämtliche Kirchen der Gemeinde **Essen**-Altstadt unbenutzbar. Weitere Angriffe bis März 1945 führten zur Verwüstung der Altstadt und Zerstörung von 18 katholischen und 15 evangelischen Kirchen in der Essener Innenstadt.

Auch Städte in anderen Regionen hatten starke Verluste zu beklagen. Die Altstadt von **Hannover** wurde zu 85% vernichtet. Laut Statistik lag die Zahl der unbeschädigten Häuser unter 1%.<sup>63</sup> Nur zwei von 23 Kirchen in der Innenstadt blieben weitestgehend unversehrt. Die evangelische Aegidienkirche wurde am 9. Oktober 1943 bis auf die Umfassungsmauern zerstört und blieb nach dem Krieg in ihrem ruinösen Zustand als Erinnerungsstätte an die Zerstörung Hannovers erhalten.



In **Paderborn** war die Altstadt nach zahlreichen Angriffen über 80% vernichtet und der Dom, die romanische Gaukirche, die Jesuitenkirche und alle Klosteranlagen zerstört. Auch in **Hildesheim** fielen vor allem die Altstadtbezirke mit ihren mittelalterlichen Fachwerkbauten den Spreng- und Brandbomben zum Opfer. Bei einem Angriff am 22. März 1945 wurde der Dom von drei bis vier Sprengbomben getroffen und zerstört. Beim gleichen Angriff kamen auch weitere Kirchen, unter anderem die gotische St. Anna-Kapelle und drei weitere Kapellen im Bischöflichen Palais zu Schaden.

In **Hamburg** traf im Mai 1941 eine Bombe den Chor von St. Petri und damit erstmals ein Baudenkmal der Stadt. Die zunehmenden Angriffe der Alliierten führten mit der „Operation Gomorrha“ im Sommer 1943 zu beträchtlichen Zerstörungen durch die von den Bomben angefachten Brände, die sich vor allem auf die Innenstadt und die westlichen Vororte mit Altona-Altstadt, sowie die östlichen und nordöstlichen Vororte konzentrierten. Alle fünf evangelisch-lutherischen Hauptkirchen in der Innenstadt waren stark beschädigt. Die katholische Kirche St. Ansgar wurde bis auf ihre Umfassungsmauern zerstört. In der Altstadt von Altona und Wandsbek waren fast alle Kirchen, wie auch die anderen Gebäude, als Totalverlust zu verzeichnen.

Durch den ersten großflächigen Bombenangriff auf eine deutsche Stadt in der Nacht vom 28. auf den 29. März 1942 auf **Lübeck** wurden der Dom, St. Marien und St. Petri, die drei evangelischen Großkirchen der Innenstadt, schwer beschädigt. Durch die Zerstörung der Türme bei fünf Kirchen wurde die berühmte Stadtsilhouette der „Stadt der goldenen Türme“ vernichtet. In **Kiel** wurden neben den beiden evangelischen Backsteinkirchen St. Nikolai und Zum Heiligen Geist aus dem 14. Jahrhundert auch alle neuzeitlichen Kirchen zerstört oder beschädigt.

In der evangelischen Landeskirche der Kirchenprovinz **Brandenburg** blieben von 2200 kirchlichen Gebäuden nur etwa 700 Bauten unbeschädigt. Ungefähr 50 Kirchen wurden vollständig zerstört und 250 brannten völlig aus oder wurden sonst schwer beschädigt. Hinter dieser großen Anzahl verbergen sich nicht nur historisch wertvolle Baudenkmale, wie zum Beispiel die Marienkirchen in **Prenzlau** und **Frankfurt an der Oder**, die gotischen Hallenkirchen in Brandenburg oder die von Schinkel entworfene Nikolaikirche in **Potsdam**, sondern auch die zahlreichen kleinen Dorfkirchen, die in ihrer Ausführung aus Feldsteinen den baulichen Charakter des Landstriches bestimmten.

Als von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zum Ende des 15. Jahrhunderts **Erfurt** zu einer mittelalterlichen Großstadt mit etwa 20.000 Einwohnern heranwuchs, entfaltete sich auch ein umfangreiches Kirchenwesen mit drei Stiften, elf Klöstern und 25 Pfarreien. Mit der Bombardierung der Stadt ab dem Sommer 1944 traf es auch die romanischen und gotischen Kirchenanlagen, die das Stadtbild geprägt hatten. Mehrere Angriffe zerstörten die Kaufmannskirche, Barfüßerkirche, neue Thomaskirche, Michaeliskirche, Andreaskirche sowie Teile des Augustinerklosters, in dem einst Martin Luther als Mönch gelebt hatte. In **Leipzig** wurden 10 Kirchen



<sup>26</sup> Brennende Heiligengeistkirche in Potsdam 1945



<sup>27</sup> Hofkirche in Dresden nach der Zerstörung 1945

gänzlich zerstört oder stark beschädigt. In **Magdeburg** lagen gegen Kriegsende alle neun Kirchen der Altstadt in Trümmer, unter ihnen auch die nach einem Entwurf von Karl Friedrich Schinkel erbaute Nikolaikirche. Der alten Hansestadt **Danzig** wurde der Bombenangriff am 26. März 1945 zum Verhängnis, bei dem auch alle Kirchen der Innenstadt getroffen und mehrere historisch wertvolle Kirchenbauten fast völlig zerstört wurden. Brandbomben verursachten am 26. April 1942 schwere Schäden an der mittelalterlichen Jacobi-, Petri- und Nikolaikirche in **Rostock**. Die großen Verluste, die **Dresden** durch die Bombardierungen hinnehmen mußte, trafen auch zahlreiche Kirchen. Blieben von der Hofkirche, als einem Teil des barocken Ensembles der Innenstadt, die Außenwände weitestgehend erhalten, so dass die Kirche bis zu ihrer Neuweihe 1962 wieder fast vollständig rekonstruiert werden konnte, schien dagegen die Frauenkirche unwiederbringlich verloren. Der übriggebliebene Trümmerhaufen blieb bis zur vor einigen Jahren begonnen und derzeit noch andauernden Rekonstruktion Mahnmal der Zerstörung.

Die Reichshauptstadt **Berlin** war vom 18. Februar 1945 an fast täglich das Ziel alliierter Bomber, so dass bis zum Einmarsch der Roten Armee insgesamt 363 Luftangriffe gezählt wurden.<sup>64</sup> Allein in der Nacht zum 1. März 1945 zerstörten die Bomben insgesamt 20 evangelische Kirchen. Durch die übermächtigen Luftangriffe auf die Reichshauptstadt im November und Dezember 1943 waren weitere 98 evangelische Kirchen zerstört oder beschädigt worden, unter ihnen auch die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Von den 191 evangelischen Kirchenbauten in Berlin überstanden schließlich nur fünf Kirchen das Kriegsende nahezu unversehrt.

Im Süden Deutschlands waren neben den strategischen Zielpunkten, wie dem industriellen Wirtschaftsraum des Rhein-Main-Gebiets, gleichfalls mittlere und größere Städte von den Angriffen betroffen. Durch insgesamt 35 Luftangriffe auf **Darmstadt**, wobei das schwerste Bombardement in der Nacht vom 11. zum 12. September 1944 geflogen wurde, war bei Kriegsende 78% des Stadtgebiets zerstört, kein Baudenkmal blieb unversehrt. In **Frankfurt am Main** vernichteten Spreng- und Brandbomben die gesamte Altstadt. Im Bereich des Römerbergs erlitten Dom, Karmeliterkloster, Alte Nikolaikirche und Paulskirche schwere Schäden. Insgesamt waren 85% der Frankfurter Kirchen beschädigt, davon waren 2/3 total zerstört bzw. wurde der Wiederaufbau ausgeschlossen. In **Mainz** wurden die meisten Kirchenbauten durch Brand- und Sprengbombenabwürfe am 27. Februar 1945 beschädigt oder zerstört. Neben kleineren Schäden brannten im Dom bei den ersten Angriffen 1942 „nur die Dächer des Langhauses und des Kreuzganges ab“<sup>65</sup>, die während des Krieges bereits wieder errichtet werden konnten. Zahlreiche andere Kirchen kamen weniger glimpflich davon. Die vier gotischen Kirchen im Stadtkern brannten ab, wobei zahlreiche Teile der wertvollen Inneneinrichtungen verloren gingen. Im Bistum **Trier** waren nach Beendigung der Kriegshandlungen von insgesamt 1624 Kirchenbauten 950 Kirchen zerstört oder beschädigt. In Trier brannte die von der evangelischen Gemeinde genutzte Basilika vollkom-



<sup>28</sup> Löscharbeiten in der St. Hedwigs-Kirche in Berlin 1944

men aus, das Dach stürzte ein und das Mauerwerk wurde an allen Seiten schwerwiegend beschädigt.

Die drei von der evangelischen Kirche genutzten mittelalterlichen Kirchen in der Innenstadt von **Stuttgart**, die Stiftskirche, die Leonhardskirche und die Hospitalkirche, die einstmals die Klosterkirche der Dominikaner war, wurden zerstört. Ferner wurde die bedeutende katholische Eberhardskirche im Stadtzentrum vernichtet und zahlreiche Kirchen in den Vortorten beschädigt und zerstört. In dem nahen Umland wurden mit der Bombardierung von **Heilbronn** und **Pforzheim** auch die in den Altstädten vorhandenen historischen Kirchen weitestgehend vernichtet. In der Erzdiözese **Freiburg** im Breisgau wurden durch die Kriegsgeschehnisse 400 Kirchen und Kapellen zerstört und beschädigt. Auch in Freiburg entstand der größte Schaden durch Brände. Obwohl im direkten Umfeld des Freiburger Münsters fast alle Bauten total zerstört waren, blieb der Baukörper des Münsters im Vergleich dazu noch gut erhalten. Schwere Beschädigungen erlitten allerdings die Pfarrkirche Herz Jesu, St. Joseph, die ehemalige Franziskanerkirche St. Martin, die von Friedrich Weinbrenner errichtete St. Caroli sowie zahlreiche Kapellen und Kirchen in den angrenzenden Stadtteilen.

Auch in Franken entstanden die größten Schäden durch Angriffe im letzten Kriegshalbjahr. Nach einem nur 17minütigen Angriff britischer Bomber auf **Würzburg** am 16. März 1945 waren ganze Quartiere der Altstadt vor allem durch Stabbrandbomben völlig zerstört. Der Dom erlitt durch diesen Angriff wie die zahlreichen Kirchen und Klosteranlagen in der Stadt schwere Schäden. **Nürnberg**, „die Stadt der Reichsparteitage“, gehörte zu den am stärksten zerstörten Städten. Insbesondere der Angriff am 2. Januar 1945 richtete große Schäden an, die durch Bodenkämpfe im April 1945 noch verstärkt wurden. Kein kirchlicher oder privater Großbau der Altstadt blieb unbeschädigt. Eine von der Erzdiözese **München-Freising** erstellte Liste der kriegsbeschädigten Kirchen innerhalb Münchens verzeichnet 67 Pfarrkirchen, Nebenkirchen und Hauskapellen mit Totalschaden sowie 17 schwer und 16 leicht beschädigte Kirchen. Die Zerstörung war die Bilanz von 66 Luftangriffen, die bis zum April 1945 auf München niedergegangen waren. Wie in München waren neben den kirchlichen Bauten nicht nur ein Großteil der Gesamtbebauung zerstört. Eine unermesslich große Zahl von unbeweglichen und beweglichen Ausstattungsgütern, meist kunsthistorisch von unersetzbarem Wert, waren durch die Kriegshandlungen unwiederbringlich zerstört worden.

### **Situation der kirchlichen Institutionen - konfessionell und territorial bedingte Besonderheiten**

Mit der Festlegung der vier Zonengebiete und der Zuweisung politischer und formaler Verwaltungsbereiche wurden die unterschiedlichen Entwicklungen der Kirchen vorbestimmt. Betrachtet man die Situation der kirchlichen Institutionen nach Kriegsende und versucht Tendenzen aufzuzeigen, müssen daher neben den konfessionell bedingten Unterscheidungen auch die ungleichen Entfaltungsmöglichkeiten in den vier Besatzungszonen berücksichtigt werden.



<sup>29</sup> Stiftskirche in Stuttgart 1946



<sup>30</sup> Einmarsch der Amerikaner in das schwer zerstörte Nürnberg am 20. April 1945.

Ein wesentlicher Unterschied in der Struktur der beiden großen konfessionellen Kirchen liegt in ihrer hierarchischen Organisation. Im Gegensatz zur reformierten Kirche ist die katholische Kirche autoritär, das heißt von oben nach unten aufgebaut. Während in der reformierten Kirche entscheidende Kompetenzen in der Gemeinde liegen, delegiert die römisch-katholische Kirche von ihrer obersten Kirchenleitung des Papstes gewisse Befugnisse an die Bischöfe bzw. die Priesterschaft. Diese kircheninterne Ordnung bedeutete für die katholische Kirche eine stärkere Souveränität gegenüber staatlichen Einflüssen. So blieb sie beispielsweise 1918 in Deutschland vom Zusammenbruch der Monarchie unberührt, während die evangelischen Landeskirchen durch das Ende des landesherrlichen Kirchenregiments sehr wohl betroffen waren und es zu vielfältigen Spannungen kam.

Diese Hierarchie hätte natürlich nicht den öffentlichen Eindruck der katholischen Kirche prägen müssen. Es war auch schon zu vorkonziliarer Zeit, in der wir uns 1945 befinden, ein anderes Verständnis von der katholischen Kirche möglich gewesen. Aber der offizielle Paradigmenwechsel kam erst mit dem 2. Vatikanischen Konzil. Erst seit dieser Zeit steht offiziell die Gemeinde der Gläubigen im Vordergrund. Seitdem liegt die Betonung darauf, dass in der Kirche nicht mehr für die Gemeinde gepredigt wird, sondern die Gemeinde im Wortgottesdienst und im eucharistischen Teil gemeinsam die Liturgie feiert. Die Passivität, mit der die Gemeinde im Kirchenraum anwesend war und den Raum desgleichen starr werden ließ, wurde zugunsten eines dynamischen, offenen Handlungsraumes aufgegeben.

Die Organisationsstruktur der Kirchen nahm Arthur Frey 1949 zum Anlaß, um daraus eine These über das Versagen der Kirchen im Nationalsozialismus zu formulieren.<sup>66</sup> Für Frey ist der reformierte Pfarrer „der Diener der Gemeinde und der Gemeinde verantwortlich“<sup>67</sup>. Dagegen ist der römisch-katholische Pfarrer „der Diener der Kirche *an* der Gemeinde und nicht dieser, sondern dem Bischof verantwortlich“<sup>68</sup>. Daraus versuchte er zu folgern, dass durch die Vorherrschaft einer Konfession in einem Staat die Entwicklung einer demokratischen bzw. autoritären, diktatorischen Gesellschaftsform entsprechend begünstigt würde. Dass es in Deutschland, als mehrheitlich evangelischem Land, dennoch zu einer Diktatur kommen konnte, begründete er mit dem Argument, dass die Befugnisse der deutschen evangelischen Kirche nicht bei den Kirchengemeinden lagen, sondern in einer ebenso autoritären Ordnung beim Oberkirchenrat bzw. bei den „Deutschen Christen“. Die Intention von Frey war zum einen wohl eher dahingehend, eine Entlastungserklärung für die evangelische Kirche abzugeben, damit sie in den Vorzug einer privilegierteren Ausgangssituation kommen konnte, und zum anderen der Wunsch, dass sich aktive Gemeinden bilden mögen, deren Aktivitäten eine politische Ausprägung haben, um eine demokratische Gesellschaftsform zu unterstützen. Als Frey diese Ansicht veröffentlichte, waren allerdings in den von den Westalliierten besetzten Zonen schon beide Konfessionen in der Situation, eine politische Sonderstellung innezuhaben, allerdings ohne dass das von Frey attestierte Versagen ausgiebig öffentlich diskutiert worden wäre. So gab es

auf seine Kritik des Scheiterns aufgrund organisatorischer Sachverhalte keinen direkten Nachhall. Stattdessen war zu diesem Zeitpunkt nicht nur die Wiederbesetzung der kirchlichen Ämter längst abgeschlossen und die Verwaltungen und Ausschüsse auf unterschiedlichen Ebenen seit langem wieder arbeitsfähig. Darüber hinaus befanden sich in dieser Phase die Kirchen sogar in der Position einer Leitinstanz.

Für die grundsätzlich rasche Reorganisation aller kirchlichen Institutionen nach Kriegsende und deren Beteiligung an den gesellschaftlichen Wiederaufbauprozessen sprachen vielerlei Gründe. So waren sie im Wesentlichen durch ihr strategisches Verhalten während der NS-Diktatur mit dem Regime nur wenig in ihrer inneren Struktur gestört worden. Außerdem wurde später das Wirken prominenter Kritiker aus den eigenen Reihen oftmals als Befähigung zur Selbstkritik gewertet. Schließlich nutzten die Westalliierten gezielt die kirchlichen Institution für eine gesellschaftliche Neuordnung und Demokratisierung Deutschlands, indem sie ihnen Freiräume gewährten. Diesen Umstand nutzten die Kirchen unter anderem auch dazu, dass ihnen neben eigenverantwortlichem Wirken früh eine finanzielle Unterstützung durch ausländische Organisationen gewährt wurde, welche den Aufbau von Hilfseinrichtungen und mannigfaltige Hilfeleistungen überhaupt erst ermöglichte. Gegenüber den englischsprachigen Alliierten wurde auch wichtig, dass die Auslegung von *Gemeinde* den Krieg politisch unbelastet überlebt hatte und diese jetzt den Begriff der Gemeinde (*community*) neben seiner Bedeutung als christliche Gemeinde auch im Sinne einer Gemeinschaft und Keimzelle für eine neue demokratische Gesellschaft verstehen konnten.

Die westlichen Alliierten hatten im Frühjahr 1944 die „Religious Affairs Section“ der „German Country Unit“ (GCU) gebildet und mit der Ausarbeitung kirchenpolitischer Richtlinien beauftragt. Die Leitung des aus amerikanischen und britischen Fachleuten zusammengesetzten Planungsstabes übernahm der amerikanische Major Marshall M. Knappen, der kein Berufssoldat war und vor seiner Einberufung Geschichte und Politikwissenschaften am Michigan State College unterrichtet hatte. Durch ein abgeschlossenes Theologiestudium brachte er zusätzlich hilfreiche Kenntnisse in seine neue Tätigkeit mit ein. Er war es, der aufgrund seiner Gespräche und Beurteilung der Lage maßgeblich die Richtlinien entwarf und die Direktiven der „European Advisory Commission“ (EAC) vorbereitete.

Wie Clemens Vollnhals in seiner Studie über „die evangelische Kirche nach dem Zusammenbruch“<sup>69</sup> ausführt, basierten die kirchenpolitischen Planungen auf drei Prämissen: „Erstens, dass die anglo-amerikanische Besatzungspolitik - eine Beteiligung der Franzosen war damals noch nicht vorgesehen - allgemein auf die Wiederherstellung 'of something like the Weimar Republic' abziele. Zweitens, dass die Kontrolle kirchlicher Angelegenheiten mehr mit indirekten Mitteln angestrebt werden solle. Und drittens, dass Teile der deutschen Kirchen, die in Opposition zum NS-Regime gestanden hatten, zur Mitarbeit beim Wiederaufbau eines demokratischen Deutschland bereit seien.“<sup>70</sup>

Mit diesen Kerngedanken wurde das Verhältnis zwischen Staat und Kirche festgelegt, wonach die Rechte und Privilegien der Kirchen als Körperschaft des öffentlichen Rechts respektiert werden sollten. Dieser Zielsetzung schlossen sich im November 1944 die sowjetischen Delegierten an. Dies mündete in einer grundlegenden Direktive des EAC, die zunächst nur für die unmittelbare Nachkriegszeit gelten sollte, aber dann - zumindest für die westalliierten Zonen - auch in der Folgezeit das Verhältnis zwischen Besatzungsmächten und Kirchen bestimmte. Demnach wurde nicht nur das Reichsministerium für die kirchlichen Angelegenheiten mit der Beschlußstelle und allen untergeordneten Organisationen abgeschafft. Es wurde auch angekündigt, dass alle Nationalsozialisten zu erfassen seien und aus dem Wirkungskreis der Kirche ausgeschlossen werden müssen. Als Erkenntlichkeit wurden den Kirchen frühzeitig mehrere Punkte zugestanden: Dem Alliierten Kontrollrat sollte als übergeordnetem Kontrollorgan zwar noch regelmäßig berichtet werden, aber die Kirchen hatten innerhalb ihrer Struktur freie Hand, wodurch religiöse Handlungen ohne Einschränkungen stattfinden konnten. Weiterhin sollten alle ehemals vom NS-Regime beschlagnahmten Besitzgüter an die Kirchen zurückgegeben werden. Die Kirchen erhielten nach Ermessen der Zonenbefehlshaber die Genehmigung zu Jugendgruppen, Sport- und Wohlfahrtsverbänden sowie die Fortzahlung der Staatsleistungen an die Kirchen und die staatliche Erhebung der Kirchensteuer. Außerdem wurde den Kirchen die Gestaltung des Religionsunterrichts überlassen. Die Kirchenvertreter konnten ins Ausland reisen, durften Vorträge halten und an Konferenzen teilnehmen. Nicht zuletzt erhielten die Kirchen die Zulassung zur kirchlichen Presse. Alles in allem, führte diese kirchenfreundliche Haltung zu viel Souveränität und Spielraum für unterschiedliche Aktivitäten der Kirchen.

Einzelne Landeskirchen und kirchliche Gemeinschaften, wie z.B. jene im Stadtkreis Frankfurt am Main, waren bereits im April 1945 offiziell über eine anstehende Religionsfreiheit und Integration der Kirche für die Nachkriegssituation unterrichtet worden. Andere erfuhren durch Bekanntmachungen wie im alliierten Nachrichtenblatt „Die Mitteilungen“ vom 5. Mai 1945 von den Absichten der Alliierten. Diese machten darin publik: „Das Recht auf ungestörte Religionsausübung wird dem deutschen Volk von der Militärregierung erneut zuerkannt. Dem Gottesdienst geweihte Stätten werden wieder eröffnet werden und offen bleiben. Es ist am deutschen Volk, Sorge dafür zu tragen, dass die Heiligkeit des Gottesdienstes gewahrt werde, [...]. Die Militärregierung wird die berechtigten Ansprüche der Religionsgemeinschaften auf Rückerstattung von Eigentum jeder Art anerkennen, das von nat. soz. Organisationen oder von Einzelpersonen unter dem Mantel eines rechtlichen Anspruchs oder auf sonstige Art diesen Religionsgemeinschaften entwendet wurde.“<sup>71</sup>

Seitens der Kirchen mußten diese Freiheiten als Aufforderung zum aktiven Handeln gesehen werden und zwar sowohl innerhalb ihrer Organisationen wie auch in den Gemeinden vor Ort. Die Kirche sollte an einer Neugestaltung der Gesellschaft deutlich mitwirken und die kircheninternen Vorbereitungen gingen vielerorts unmittelbar in einen Dialog mit den Mi-

litärverwaltungen über. Bereits am 9. Mai 1945 wurde beispielsweise in Württemberg der alliierten Militärregierung die finanziellen Verhältnisse der evangelischen Landeskirche offen dargelegt und zugleich mehrere Bitten ausgesprochen.<sup>72</sup> Etwa wurde um die „sofortige Einziehung der Kirchensteuer 1945“ gebeten, und „dass die Kirchengemeinden bei Wiederinstandsetzung ihrer Gebäude auch die Unterstützung der Militärverwaltung finden“<sup>73</sup>. Dieser letzten Bitte wurde in vielen Gebieten insofern entsprochen, dass von den Militärverwaltungen, was das anging, keine bürokratischen Sanktionen verhängt wurden und man die Wiederaufbaumaßnahmen in dieser Hinsicht unterstützte. Gleichsam waren materielle Zuweisungen oder Begünstigungen örtlich unterschiedlich, wenn auch viele Gesuche zwar wohlwollend aber dennoch nicht bevorzugt behandelt wurden.

In einem Rundbrief des evangelischen Oberkirchenrates berichtete Landesbischof Wurm am 1. Juni 1945 alle Dekanatsämter von den Unterredungen mit der französischen Militärverwaltung in Stuttgart und teilte mit, dass ihm sogar eine „unumschränkte Freiheit für die katholische und die evangelische Kirche“<sup>74</sup> zugesichert wurde. Auch nachdem Stuttgart von den amerikanischen Streitkräften besetzt worden war, zeigten sich diese „von Anfang an einsichtig und großzügig mit Erlaubnissen“<sup>75</sup> gegenüber dem Evangelischen Hilfswerk. Eine der wichtigen Zusagen war die „Möglichkeit von Postübermittlung“<sup>76</sup>, mit der auch wieder ein interner Informations- und Meinungsaustausch möglich wurde. In einem noch im Juni verfaßten Rundschreiben vom Evangelischen Oberkirchenrat galt die Nachricht der Instandsetzung von Kirchen und Pfarrhäusern.<sup>77</sup> Demnach kamen „Neubauten in nächster Zeit im allgemeinen nicht in Betracht“, dagegen war klar, dass man sich „vielmehr zunächst auf die Wiederinstandsetzung beschädigter Gebäude in solchen Fällen beschränken müsse, wo nach den örtlichen Verhältnissen das erforderliche Material und die Handwerker zu beschaffen“<sup>78</sup> seien. Und hinsichtlich diesen Bedingungen gab es trotz der allgemeinen Not in den Orten sehr unterschiedliche Potentiale. Selbst in Berlin, wo angesichts der zerstörten Bauten an einen raschen Wiederaufbau kaum zu denken war, organisierten sich sehr schnell die Kirchenleitungen. Bereits am 7. Mai 1945 trafen sich leitende Mitglieder der Bekennenden Kirche in dem unzerstörten Pfarrhaus der Zehlendorfer Paulusgemeinde, „um zu beraten, wie unter den gegebenen Verhältnissen eine Kirchenleitung zustandekommen könnte“<sup>79</sup>. Aufgrund der Gespräche in dieser konstituierenden Versammlung konnte nach nur wenigen Wochen, am 20. Mai 1945 beim Pfingstgottesdienst in Steglitz, das Konsistorium unter Vorsitz des Generalsuperintendenten Otto Dibelius vorgestellt werden. Kurz darauf empfing der sowjetische Stadtkommandant Generaloberst Bersarin den neu ernannten Vorsitzenden der Kirchenleitung und erkannte ihn in seinem Amt an.

## Katholische Kirche

Die Absichten der Westalliierten machen verständlich, weshalb nach Kriegsende die Kirchen in den westlichen Sektoren so rasch eine derartig zentrale Position einnehmen konnten. Dennoch ist es erstaunlich, dass die Kirchen unmittelbar nach dem Krieg nicht in einen Rechtfertigungssog gezogen wurden und sich nicht stärker für ihre Haltung gegenüber dem nationalsozialistischen Regime verantworten mussten. Stattdessen wurde vom Ausland und vom Großteil der deutschen Öffentlichkeit bedenkenlos die Bedeutung des Widerstandes und die selbstreinigenden Kräfte innerhalb der Kirchen akzeptiert. Allerdings werden selbst bis heute noch die Verhaltensweisen der Kirchen im Nationalsozialismus, bei aller historischer Distanz, je nach Gewichtung einzelner Aspekte, unterschiedlich bewertet. Die Interpretationen reichen von aktiver Unterstützung bis zum größtmöglichen Widerstand. Insbesondere für die katholische Kirche fallen die Urteile unterschiedlich aus, was unter anderem daran liegt, dass für Historiker bis heute eine große Zahl von Dokumenten vom Vatikan immer noch nicht zugänglich gemacht worden sind. Die gezügelte Aufarbeitung, mit der die katholische Kirche ihre eigene Geschichte im NS erforschte und in die Öffentlichkeit trug, gab der Anschuldigung Vorschub, dass der Katholizismus in Deutschland schon seit Jahrhunderten einen Antisemitismus gefördert habe, der als Grundlage zum Holocaust verstanden werden kann. Diese Kritik hatte Rolf Hochhuth in seinem 1963 unter der Regie von Erwin Piscator erstmals aufgeführten Drama „Der Stellvertreter“ literarisch vorgebracht und wurde jüngst wieder vom amerikanischen Historiker Daniel Goldhagen aktiviert. Wie die Strategie Hitlers gegenüber den Kirchen war, scheint aus heutiger Sicht eindeutig. Die zunehmenden Repressionen, mit denen sich die Kirchen ab 1933 konfrontiert sahen, zeugen vom Versuch einer Instrumentalisierung der Kirchen in einem von ihm anvisierten „Dritten Reich“. Diese Absicht verstand Hitler allerdings zunächst erfolgreich zu verdecken. Mit Unterstützung der „Deutschen Christen“ und seiner Regierungserklärung vom März 1933, in der die Regierung den christlichen Konfessionen den Einfluß in Schule und Erziehung sicherstellte, gelang es Hitler, selbst bei überzeugten Christen ein Vertrauensverhältnis hinsichtlich der Nichteinmischung und Trennung von Staat und Kirche zu erzeugen.

## Verhalten der katholischen Kirche im Nationalsozialismus

Durch die zentralistische Organisationsstruktur der katholischen Kirche spielte die Haltung des Papstes gegenüber dem nationalsozialistischen Regime eine besondere Rolle. Nach kirchenfreundlichen Zusicherungen Hitlers wich die Skepsis des katholischen Kirchenoberhauptes und seines Beraterstabes und Hitlers Annäherungsstrategie führte im Juli 1933 zum Konkordat. Dieses Abkommen zwischen der Reichsregierung Hitlers und



<sup>31</sup> In Köln kommt es 1934 zu Protesten, Schmierereien und Auseinandersetzungen zwischen Nationalsozialisten und der kirchlichen Jugend.



<sup>32</sup> Unterzeichnung des Reichskonkordats am 20. Juli 1933, in der Mitte: Nuntius Pacelli

dem Vatikan, mit dem die Rechte der katholischen Kirche festgelegt und garantiert wurden, erwies sich im Nachhinein als politisch geschicktes Taktieren Hitlers. Mit der vertraglich fixierten rechtlichen Sicherung für die katholische Kirche löste er bei einem Teil der Gläubigen sogar eine Begeisterung für den neuen Machthaber aus, obwohl sich im selben Monat das „Zentrum“, die Partei, die einen politischen Katholizismus vertrat, selbst aufgelöst hatte und als letzte der demokratischen Parteien einem drohenden Verbot zuvorkam. Dieser Enthusiasmus mußte allerdings rasch wieder gezügelt werden, nachdem Hitler schon im gleichen Jahr damit begann, die vertraglichen Festlegungen zu brechen. In zunehmendem Maße wurden kirchliche Vereinsarbeit, Presse und Jugendorganisationen bedrängt. Zwar führte dies zu offiziellen Protesten wie der päpstlichen Enzyklika „Mit brennender Sorge“ von 1937, in der gegen die Verletzungen der Vereinbarungen protestiert wurde. Die Machthaber ließen sich von diesen verbalen Empörungen freilich nicht beirren. Allerdings wurden die Aktivitäten einiger Bischöfe, wie des Münsteraner Bischofs Graf von Galen, des Berliner Bischofs Graf Preysing oder des Münchner Kardinals Faulhaber, kurz nach Kriegsende noch als aktiver Widerstand dargestellt, wohingegen deren Haltungen in den letzten Jahrzehnten zwiespältig beurteilt werden. Letztlich kam ihr Auftreten jedenfalls nicht über den Status eines öffentlichen Protestes hinaus. Insoweit brachten nach Einschätzung von Walter Dirks innerhalb kirchlicher Kreise weder die katholischen Linksintellektuellen noch die konservativen Rechtsintellektuellen „den Mut zu aktivem Widerstand“<sup>80</sup> auf. Sie machten „eher den Versuch, in Anstand zu überleben“<sup>81</sup>.

Das Verhalten der katholischen Kirche gegenüber dem nationalsozialistischen Regime läßt sich von zwei Seiten beschreiben: Einerseits blieb die katholische Kirche strukturell unbeschadet und konnte von den Machthabern nicht annulliert oder wie die evangelische Kirche gleichgeschaltet werden. Dies wurde im Nachhinein als Erfolg, als Widerstandsleistung angesehen. Andererseits war der Widerstand der katholischen Kirche in erster Linie ein Widerstand in eigener Sache. Die Kritik des Bischofs von Galen gegenüber jeglicher totalitären Staatsform, mit der er sich auch vehement gegen den Kommunismus aussprach, wie auch das ausgebliebene öffentliche Eintreten für die Juden, sind Zeichen für die Beschränkung auf eigene Interessen. Diese Zurückhaltung wurde auch von Goebbels als Selbstschutz verstanden. Ende März nahm er eine Rede von Pius XII. sowie eine Anekdote über den Berliner Nuntius zum Anlaß, um der katholischen Kirche zu unterstellen, dass sie denke, „man solle den Mächtigen nicht reizen und versuchen, sich nicht mit ihm anzulegen, gleichgültig, welch böses Handwerk er betreibt“<sup>82</sup>. Insgesamt hatte der Widerstand der katholischen Kirche jedenfalls nicht die Stärke eines wirkungsvolleren Protestes, mit dem sie sich gleichsam dem Vorwurf des moralischen Versagens hätte entziehen können. Es bleibt somit auch Spekulation, ob sich durch den Einfluß der Kirchen in der Bevölkerung ein Sturz des Regimes hätte konstituieren können.

Nach den Forschungsberichten von Ulrich von Hehl wurde das Verhalten der katholischen Kirche im „Dritten Reich“ unmittelbar nach Kriegsende



33

Bischof von Galen



34

Prozession in Köln, 1948

allerdings eher positiv bewertet: „Keine andere soziale Großgruppe hatte die unseligen zwölf Jahre so relativ intakt überstanden wie sie; keine andere hatte ihr Wertsystem, ihre Institution so sehr vor nationalsozialistischer Infiltration bewahren können. Entsprechend groß war 1945 das Ansehen von Papst und Bischöfen in der Bevölkerung wie bei den alliierten Besatzungsmächten.“<sup>83</sup> Die Selbstinterpretation auf dem deutschen Katholikentag 1948 dokumentierte dieses Bild. Hier wurde verlautbart, dass die katholische Kirche Deutschlands „in ihrem äußeren Gefüge, in ihrem materiellen Bestand von der gleichen Not betroffen worden ist wie das Volk selbst. Dagegen blieb sie von einem inneren Zusammenbruch verschont.“<sup>84</sup> Die Not, die die Kirche im Nationalsozialismus erfahren mußte, interpretierte der Redner Pater Ivo Zeiger bei seiner Eröffnungsrede der Vertretertagung als „harte Prüfung“, die eine „Läuterung und wie alles Kreuz Christi ein heiliger Segen“<sup>85</sup> gewesen sei. Für die Nachkriegsgesellschaft bekräftigte sich dieser Eindruck durch das Ausbleiben eines offiziellen Schuldbekenntnisses seitens der Kirchenoberen. Lediglich in dem am 23. August 1945 veröffentlichten Fuldaer Hirtenbrief finden sich zaghafte Andeutungen eines Schuldbekenntnisses. Darin beklagten die deutschen Bischöfe „zutiefst“: „Viele Deutsche, auch aus unseren Reihen, haben sich von den falschen Lehren des Nationalsozialismus betören lassen, sind bei den Verbrechen gegen menschliche Freiheit und menschliche Würde gleichgültig geblieben.“<sup>86</sup> Zurückhaltender formulierte es Papst Pius XII. 1945 in seiner Weihnachtsansprache. In Anlehnung an die Bibelworte, wonach kein Mensch von sich sagen sollte, dass er ein reines Gewissen habe und frei von Schuld sei, ermahnte der Papst allein an christliche Werte der „Bruderliebe“ und den „Verzicht auf jeglichen Haß, auf jegliche Verfolgung oder ungerechte Bedrückung ehrsammer Bürger, in der aufrichtigen Verständigung von Staat zu Staat, von Volk zu Volk“<sup>87</sup>.

Eine intensivere Kritik an dem Verhalten des Vatikans, die sich vornehmlich an der Reaktion auf die Judenverfolgung festmachte, erfolgte erst zu einem späteren Zeitpunkt, als die Konstituierung der gesellschaftlichen Systeme bereits vollzogen war. Obendrein stand das problematische Verhalten des Vatikans im Zusammenhang mit den Konkordatsverhandlungen 1933, die mit der Auflösung der katholischen Parteien und dem Ausschluß von Geistlichen aus der Politik den Weg für die Nationalsozialisten freimachte, im Zentrum der Anklage. Eine am 2. Juni 1945 von Pius XII. gehaltene Ansprache an das Kardinalskollegium über den Nationalsozialismus hatte, hierauf Bezug nehmend, nur eingeschränkten Erklärungscharakter. Darin stellte der Papst das damalige Ersuchen der deutschen Regierung als einen „Gedanken“ dar, der „die Zustimmung auch des Episkopats und wenigstens des größeren Teiles der deutschen Katholiken“<sup>88</sup> fand. Die zunehmende Anfeindung des Regimes wurde als „das glänzendste und ehrenvollste Zeugnis des entschlossenen, dauernden, von der Kirche getragenen Widerstandes gegen solch zerstörerische Lehren und Methoden“<sup>89</sup> verstanden. Doch das, was von der katholischen Kirche als Widerstand bezeichnet wurde und was letzten Endes ihre Sicherung im nationalsozialistischen Deutschland bedeutete, erreichte sie im Grunde genommen durch eine strategische „Unparteilichkeit“<sup>90</sup> im „Dritten Reich“ und eine Billigung



<sup>35</sup> Eine Familie feiert 1945 Weihnachten in einer Nissenhütte.



<sup>36</sup> Papst Pius XII.

oder gar Unterstützung der Westalliierten ab der Jahreswende 1944/45. Das war mitentscheidend, weshalb sie nach 1945 in den Besatzungszonen der späteren Bundesrepublik einen derart erfolgreichen Status einnehmen konnte.

### Ausblicke

Für die Zukunft wünschte der Papst dem deutschen Volk, dass es „nach der Befreiung aus dem Irrtum, der es in den Abgrund gestürzt hat, sein Heil wiederfinden möge an den reinen Quellen des wahren Friedens und des wahren Glücks, an den Quellen der Wahrheit, der Demut und der Liebe, die mit der Kirche aus dem Herzen Christi hervorgeströmt sind“<sup>91</sup>. Trotz aller Bekundung des Vatikans zur Demut gab es allerdings doch bereits in den ersten Nachkriegsjahren auch einige kritische Stimmen. Die kamen aber weniger aus den eigenen Reihen. Die Leiter und Vertreter der Orthodoxen Autokephalen Kirchen äußerten beispielsweise 1945 in ihrer „Botschaft an die Christen der ganzen Welt“ den Vorwurf, „das päpstliche Rom“ solle „das Streben nach Vorrang und Macht“ zurückweisen und stattdessen erkennen, „dass die wahre Christenheit den Geist der Demut, des Gehorsams und des Opfers“<sup>92</sup> habe.

Mit Ende des Regimes und den ersten positiven Erfahrungen bei der Mitgestaltung an einem neuen, anderen Deutschland wick bei den Kirchenoberen auch die abgrenzende Haltung an politischen und gesellschaftlichen Prozessen. Das klang beispielsweise bei einer Ansprache des Papstes im Frühjahr 1946 an, in der er betonte, dass die „Gläubigen und besonders die Laien in der vordersten Linie des kirchlichen Lebens“ stehen, dass für sie „die Kirche das Lebensprinzip der menschlichen Gesellschaft“ darstellt, und unmißverständlich bekräftigt wurde, dass die Gläubigen nicht nur die Kirche *sind*, sondern auch „Anteilnahme am öffentlichen Leben der menschlichen Gesellschaft“ und „Mitarbeit an den Aufgaben und Problemen der Zeit“ nehmen sollten und sich demnach aktiv an der Gestaltung der Gesellschaft beteiligen sollten.<sup>93</sup>

Für die Belange des katholischen Kirchenbaus wurde auf Anregung des Münsteraner Bischofs von Galen im Oktober 1945 in München zwar ein Katholikenausschuß mit der Aufgabe der „Förderung der kirchlichen Erneuerung und des Wiederaufbaus“ gegründet. Dieser sollte sich neben einer allgemein formulierten sozialen und kulturellen Verantwortung der Kirche auch um den Wiederaufbau der Dome und Kirchen kümmern. Der Einfluß eines solchen Ausschusses war für den Kirchenbau jedoch stark eingeschränkt. Die regional übergeordnete Hilfsorganisation der katholischen Kirche, die in allen Gebieten Deutschlands aktiv wurde, war die Caritas. Allerdings waren bei der Caritas die einzelnen Diözesanverbände autonom, die Zentrale des Verbandes hatte nur vermittelnde Aufgaben, weshalb es für den Kirchenbau zu keinen gesamtdeutschen Ansätzen kam. Vielmehr oblag es jeweils den Diözesen, den Wiederaufbau ihrer Kirchen abzuwägen und durchzuführen.

Das liturgische Referat der Fuldaer Bischofskonferenz beauftragte unter der Leitung von Professor Theodor Klauser von der Universität Bonn eine Sachverständigen-Kommission mit der Formulierung von „Leitsätzen“ für



<sup>37</sup> 1945 Papst Pius XII. mit Friedenstauben,

den Kirchenbau, deren Entwurf allerdings erst 1949 veröffentlicht und zur Diskussion gestellt wurde. Die Kommission formulierte eine 14 Punkte umfassende Expertise, in dem sie allgemeine Ratschläge zum Kirchenbau machten. Dass sich auch diese Leitsätze am Leitbild der Reduktion orientieren verdeutlicht beispielsweise die Formulierung, wonach es falsch wäre, „wenn man darauf ausginge, die Aufmerksamkeit der Passanten durch eine marktschreierische Formensprache auf das Gotteshaus am Wege hinzuweisen“<sup>94</sup>, oder das Postulat: „Man sollte alles entbehrliche Beiwerk beiseite lassen und unentbehrliche Einrichtungsstücke nach Möglichkeit in Nebenräume oder in eine Unterkirche verlagern.“<sup>95</sup>

Im Gegensatz zur evangelischen Kirche war der Kirchenbau aber keine zentral koordinierte Angelegenheit. Zudem stand bei den offiziellen Begegnungen der Verantwortlichen über die Grenzen der Diözesen hinweg, der Kirchenbau nicht im Mittelpunkt der Erörterungen. Das machen beispielsweise die Themen des 72. Deutschen Katholikentages in Mainz deutlich, der nach 16 Jahren erstmals 1948 wieder stattfand. Unter der von Pius XII. ausgegebenen Devise „Nicht klagen, handeln!“<sup>96</sup> sollte die Gunst der Stunde genutzt werden, um den Menschen für das „religiöse Leben zurückzugewinnen“<sup>97</sup> und einer Entfremdung von der Kirche in der Moderne entgegenzuwirken. Mit diesem seelsorgerisch missionarischen Blick „auf die inneren deutschen religiösen Verhältnisse“ sollte der Kirchentag „zum neuen Ankergrund für eine katholische, religiöse und soziale Volksarbeit“<sup>98</sup> werden. Um diese Aufgabe effektiv anzugehen, wurden zwölf Arbeitsgemeinschaften zusammengestellt, die in einem breit angelegten Themenspektrum den kirchlichen Fragen des religiösen Lebens, über soziale und karitative Aufgaben, bis hin zu Fragen der Öffentlichkeits- und Meinungsbildungsarbeit nachgingen. Für den Wiederaufbau oder Neubau der Kirchen gab es dabei keinen eigenen Arbeitskreis. Diese Aufgabe lief unter dem Auftrag der Seelsorge und wurde von den Verantwortlichen offenkundig eher als materielle Unumgänglichkeit verstanden. Konsequenterweise findet sich auch in den Berichten der Arbeitsgemeinschaften keine besondere Vertiefung des Themas. Stattdessen fand der Kirchenbau wertgeminderten Eingang in den Feststellungen für die innere Mission, wo man zum Urteil kam, dass „der deutsche Katholizismus“ auf vielen Gebieten „von unten her wieder neugebaut werden“<sup>99</sup> müsse. Auf „materiellem Gebiet“ hieß das: „Kirchen bauen, Notkirchlein, Kapellen, Seelsorgestationen, kurz alle jene notwendigen Einrichtungen, auf denen nun einmal die Seelsorge auch stehen muß.“<sup>100</sup>

Durch die Enzyklika „Mediator Dei“ von 1947 unterstützte der Papst Pius XII. auch die Anliegen der Liturgischen Bewegung. Die Impulse der Bewegung, die von deutschen Gruppierungen ausgingen, waren ihm ja nicht zuletzt deshalb vertraut, da er von 1917 bis 1929 als päpstlicher Nuntius in München und Berlin gelebt hatte. Aber erst in dem Pontifikat des von Johannes XXIII. einberufenen „Zweiten Vatikanischen Konzil“ (1962-1965) fanden die Anliegen der Liturgischen Bewegung Eingang in die päpstlichen Richtlinien. Mit Themen wie der Einführung der Volkssprache in den Wortgottesdienst der Messe und der aktiveren Beteiligung der Gemeinde hatten sich die Gedanken der Liturgischen Bewegung also erst nach dem

zu betrachtenden Zeitraum durchgesetzt. Auch deshalb kommt den Projekten zwischen 1945 und 1962 eine bedeutende Rolle zu. In dieser Zeit des gesellschaftlichen Wohlwollens und des um 1950 einsetzenden wirtschaftlichen Aufschwungs konnte sich eine Kirchenbaukultur entwickeln, in der in vielen Entwurfskonzepten der Nachweis für bauliche Veränderungen geliefert wurde. Die Erkenntnisse dieser aus der Liturgie entwickelten Ansätze wurden dann durch das Konzil als Vorgaben festgeschrieben.

Auch wenn am ersten Katholischen Kirchentag nach dem Krieg versucht wurde, einen Neubeginn zu formulieren, gab es für die katholische Kirche in Deutschland im Grunde genommen keine „Stunde Null“. Ihr Verhalten im Nationalsozialismus hatte eine Kontinuität ermöglicht, die in der Nachkriegszeit von kirchlicher Seite als größtmögliche Opposition und von den später auftretenden Kritikern als taktisch eingebrachter Opportunismus ausgelegt wurde. Die verschiedenartige Auslegung findet ihre Entsprechung im Verhalten einzelner Katholiken. Obwohl es keine vergleichbare Gruppierung wie die Bekennende Kirche in der katholischen Kirche gab, fanden sich natürlich Katholiken als Einzelpersonen oder informelle Gruppen, die in ihrem Umfeld eine mehr oder weniger deutliche oppositionelle Haltung gegenüber den Nationalsozialisten eingenommen hatten und daraufhin nicht selten mit Repressalien oder Haft bestraft worden waren. Dem standen allerdings auch Katholiken mit einem unterwürfigen Verhalten gegenüber, wie beispielsweise Alban Schachleiter, der Abt von Emaus-Prag, der ein euphorischer Sympathisant des Nationalsozialismus gewesen war und sogar ein nationalsozialistisches Staatsbegräbnis erhalten hatte.

## Evangelische Kirche

### Verhalten der evangelischen Kirchen im Nationalsozialismus

Nach dem religionspolitischen Kurswechsel der NSDAP Anfang der dreißiger Jahre lancierten die Machthaber die seit 1922 locker im „Evangelischen Bund“ zusammengeschlossenen 28 evangelischen Landeskirchen zur „Deutschen Evangelischen Kirche“ (Reichskirche). Deren Verfassung wurde am 10. Juli 1933 fertiggestellt und nur einen Tag später durch die Vertreter der Landeskirchen angenommen. Damit waren die drei verschiedenen evangelischen Konfessionen, die Lutheraner, die Reformierten sowie die Altpreußische Union beider Bekenntnisse zur Reichskirche zusammengeschlossen worden. Bei den evangelischen Kirchenwahlen im Sommer 1933 kamen in den jeweiligen Landeskirchen dann überwiegend die dem Nationalsozialismus nahestehenden „Deutschen Christen“ (DC) an die Macht, die wiederum früh den Versuch unternommen hatten, zwischen der NS-Ideologie und dem Christentum eine Verbindung herzustellen und damit die evangelische Kirche im nationalsozialistischen Machtsystem weitestgehend integrieren konnten. Reichsbischof wurde der bis April 1933 nahezu unbekannt Wehrkreispfarrer Ludwig Müller, den Hitler zu seinem



<sup>38</sup> 1. Reichstagung der „Deutschen Christen“ im April 1933 in Berlin.

„Bevollmächtigten für die Angelegenheiten der evangelischen Kirche“ gemacht hatte.

Warum die Deutschen Christen innerhalb weniger Monate einen so rasanten Aufstieg und einen so großen Erfolg hatten, ist nicht nur mit der Protektion durch die Nationalsozialisten zu erklären. Wie der evangelische Theologe und Kirchenhistoriker Siegfried Hermle aufzeigte, läßt sich auch durch innerkirchliche Gründe eine gewisse Faszination an dieser Gruppierung erklären.<sup>101</sup> Dazu muss man sich die Situation der Kirchen als gesellschaftliche Institution Anfang des 20. Jahrhunderts klarmachen: „Leere Kirchen, eine der Kirche weitgehend entfremdete Arbeiterschaft, hohe Kirchenaustrittsraten und eine zunehmend um sich greifende Säkularisierung und Entkirchlichung weiter Bevölkerungskreise war zu beklagen.“<sup>102</sup> Dem stellten die Deutschen Christen die „Volkskirche“ als „proklamierte Einheit von Volk und Kirche“<sup>103</sup> gegenüber. Unmißverständlichen und Kritik provozierenden Äußerungen der DC, wonach sie „eine SA Christi“ werden müssten, „in der wir als seine Soldaten schlicht und treu unseren kirchlichen und evangelischen Dienst tun“, standen scheinheilig auch sanftermütigere Parolen gegenüber, mit denen sie bekundeten: „Wir wollen wieder ein frommes, deutsches Volk sein.“<sup>104</sup> Und zunächst schienen die DC Recht zu behalten. In nahezu allen Landeskirchen war noch 1933 ein entscheidender Wandel in der Mitgliederentwicklung festzustellen. „Die hohe Zahl von Austritten, die während der gesamten Weimarer Republik Anlaß zur Sorge bot, war im Vergleich der Jahre 1932 und 1933 plötzlich nur noch ein Viertel so groß, während auf der anderen Seite die Zahl der Eintritte fünfmal so hoch war. Auch die nicht geringe Zahl von Nachtaufen und Nachtrauungen schien darauf hinzudeuten, dass ein neues Verhältnis zwischen Volk und Kirche in greifbarer Nähe war.“<sup>105</sup>

Mit der befürwortenden Haltung gegenüber der Gleichschaltung wurde von den DC auch das Führerprinzip und die nationalsozialistische Rassenideologie übernommen. Religiöse Themen und Personen wurden soweit gebeugt, bis sie in die NS-Ideologie paßten. Das führte dazu, dass beispielsweise Jesus zum Helden stilisiert wurde und Luther zur nationalen Persönlichkeit. Nach der Rede des Berliner Gauobmanns im November 1933 zeigten sich deutlich die dem christlichen Glauben unverträglichen Absichten der DC, was zum Teil auch erste interne Kritik hervorrief. Die Formierung und staatliche Stellung der DC konnte selbstverständlich nicht mehr rückgängig gemacht werden.

An den Deutschen Christen und ihrer Unterstützung nationalsozialistischer Interessen entfachte sich mit der **Bekennenden Kirche**, die aus dem 1933 von Martin Niemöller ins Leben gerufenen Pfarrernotbund entstand, ein Widerstand der protestantischen Kirche. Diese Auflehnung kam allerdings von einer Gruppe, die als „Widerstandsbewegung wider Willen“<sup>106</sup> bezeichnet werden muß. Denn zunächst verstand sich die Bekennende Kirche nicht als politische Opposition, sondern als theologisches Organ. Als solches wurde aber versucht, gegen die innere Gleichschaltung der Kirche mit dem nationalsozialistischen Staat zu wirken und darin hatte die Arbeit auch eine Bedeutung für den politischen Widerstand gehabt. Die im-



<sup>39</sup> Massentrauung in SA-Uniform in der Lazaruskirche in Berlin im Juli 1933.



<sup>40</sup> Adolf Hitler begrüßt Ludwig Müller, den Reichsbischof der „Deutschen Evangelischen Kirche“ auf dem Reichsparteitag 1934.



<sup>41</sup> Titelseite von „Evangelium im Dritten Reich“, dem „Sonntagsblatt der Deutschen Christen“ vom 5. November 1933.

mer stärker werdenden Kritiken von Mitgliedern der Bekennenden Kirche wurden dann aber vom NS-Regime harsch unterdrückt. Stellungnahmen wie die „Barmer Erklärung“ von 1934, in der bekundet wurde, dass „das Amt der Kirche mit dem Amt des Staates weder vermischt noch vertauscht werden darf“<sup>107</sup>, stärkte die Mitglieder der Bekennenden Kirche in ihrem Glauben und war ihnen eine „Grundlinie und Richtungsweiser für das Handeln“, hatte aber nicht die Kraft, um bei den Machthabern eine Wirkung zu erzielen.

Da auch die evangelische Kirche letztlich keinen entscheidenden Widerstand gegen die Nationalsozialisten leisten konnte, benannte sie nach Kriegsende neben der Bekennenden Kirche insbesondere Einzelpersonen, die für einen Widerstand der evangelischen Kirche standen: Theologen wie der Pfarrer Dietrich Bonhoeffer, der im KZ Flossenbürg ermordet wurde, Friedrich Bodelschwingh, dessen Wahl zum Reichsbischof die Nationalsozialisten nicht anerkannt hatten und der erfolgreich für die Rettung von Behinderten vor der Euthanasie gekämpft hatte und nicht zuletzt Martin Niemöller, der seine Inhaftierungen überlebte und nach Kriegsende wesentlich an der Neuorganisation der evangelischen Kirche mitwirkte, wurden zu namhaften Exponenten für einen Kampf der evangelischen Kirche gegen die nationalsozialistische Herrschaft.

### Treysa

Im Sommer 1945 wandten sich Hans Asmussen und Martin Niemöller an den Alliierten Kontrollrat und fragten ihn um eine Beteiligung an der Neuorganisation der evangelischen Kirche an, da sie den Personenkreis der Bekennenden Kirche stärken wollten. Trotz der Anfrage seitens dieser prominenten Persönlichkeiten blieben die Militärregierungen bei ihrer Grundsatzentscheidung der Nichteinmischung. Bekräftigt wurde diese Neutralität von Marshall M. Knappen, der die Schwierigkeiten bei der Neuorganisation der evangelischen Kirche in erster Linie als internes, theologisches Problem einschätzte und unabhängig von der kircheninternen Entscheidung keine negativen politischen Auswirkungen sah.<sup>108</sup>

Kurz nach Tagungen von Mitgliedern der Bekennenden Kirche in Frankfurt am Main und des „Lutherrates“ in Treysa fand vom 27. bis 31. August 1945 die Kirchenkonferenz von Treysa statt, die als bedeutende Veranstaltung in die neuere evangelische Kirchengeschichte einging. Für über hundert deutsche evangelische Kirchenführer und ausländische Gäste war es die erste gemeinsame Konferenz nach dem Kriege, in der ein dreifaches Ziel anvisiert wurde: Außer dem Anliegen, einen Überblick über die Situation in den Kirchengebieten und der Ökumene zu erhalten, sollte eine Verständigung über aktuelle Probleme und Aufgaben erfolgen und eine vorläufige Kirchenleitung der deutschen evangelischen Kirchen gebildet werden.<sup>109</sup> Unter den eingeladenen Teilnehmern befanden sich neben anderen Theophil Wurm, Otto Dibelius, Helmut Thielicke, Martin Niemöller, Hans Asmussen, Hans Lilje und Eugen Gerstenmaier.

Nach zahlreichen Wortbeiträgen und Gesprächen wurde trotz „zentrifugalen und separatistischen Tendenzen“, denen aber der „Wille zur Zusammenarbeit“<sup>110</sup> gegenüberstand, ein vorläufiger Rat der Evangelischen Kir-



42

Dietrich Bonhoeffer



43

Theophil Wurm

che in Deutschland (EKiD/EKD) aus sechs lutherischen, vier unierten und zwei reformierten Mitgliedern ins Leben gerufen. 1948 wurde diese Struktur bestätigt und erfolgte die endgültige Gründung der EKD. Der EKD verstand sich als Bündnis für alle Besatzungszonen, was ihn in den folgenden Jahren immer wieder „zwischen die Fronten des Kalten Krieges und des sich immer mehr zuspitzenden deutschlandpolitischen Konflikts“<sup>111</sup> geraten lies. Überdies wurde in Treysa offiziell und einstimmig das Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland (HEKiD/HEKD) begründet, das als neue karitative Einrichtung wirken sollte.

### Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland (HEKD)

Als Präsident des Wiederaufbauausschusses der Deutschen Evangelischen Kirchen rief Landesbischof Theophil Wurm am letzten Tag der Kirchenkonferenz von Treysa eine Proklamation zum Hilfswerk auf, in der er mehrere Punkte ansprach.<sup>112</sup> Zunächst bekannte er sich im Plural zum christlichen Glauben, dankte Gott dafür, „dass die Liebeswerke der Kirche, die ihr in den letzten zwölf Jahren genommen wurden, an die Kirche zurückgehen“ und forderte „die ganze Kirche“ dazu auf, das „Liebeswerk der Inneren Mission“ zu unterstützen, denn „die Christenheit in Deutschland“ sei „zur Selbsthilfe aufgefordert“<sup>113</sup>. Damit signalisierte er, dass einerseits, trotz der Aussicht auf ausländische Unterstützung, das Hilfswerk vorrangig auf eine Selbsthilfe ausgerichtet sein sollte und sich zum anderen als ergänzende Maßnahme zu staatlichen Hilfen sah. Da ein Einverständnis der Besatzungsmächte für eine entsprechende Organisation bereits zugesagt worden war, konnte Wurm zugleich das „Einvernehmen mit den Militärregierungen und den obersten Verwaltungsbehörden“ verkünden und das Hilfswerk konnte somit schon wenige Monate nach Kriegsende in allen vier Besatzungszonen seine Arbeit aufnehmen. In weiser Voraussicht und gezielter Planung waren für das Zentralbüro des Hilfswerkes bereits wenige Tage nach der Kapitulation Räume in Stuttgart bezogen worden. Die zwei Aufgabenbereiche des Hilfswerkes faßte Wurm mit den Begriffen „Leibssorge“ und „Seelsorge“ zusammen. Obwohl er Schwierigkeiten in den logistischen und materiellen Möglichkeiten sah, vermutete er den größten Widerstand „in uns selbst“<sup>114</sup>. Angesichts des überall vorhandenen Elends befürchtete er den Geiz der Menschen und appellierte zum Schluß: „Ein fröhlicher Geber ist ein gesegneter Mensch. Darum laßt uns an die Arbeit gehen, glauben, beten und opfern!“<sup>115</sup>

Mit der Leitung und Vertretung des Hilfswerkes in Deutschland und im Ausland wurde noch in Treysa der Konsistorialrat Eugen Gerstenmaier beauftragt, der dieses Amt bis 1951 innehatte. Gerstenmaier war während des NS-Regimes Mitglied der „Bekennenden Kirche“ gewesen und wegen der Beteiligung am Attentat vom 20. Juli 1944 in Haft, wo der Gedanke an eine Einrichtung wie die des Hilfswerkes entstanden war. Organisatorisch wurde das Hilfswerk bei seiner Gründung von 36 Mitgliedskirchen getragen und war Ansprechpartner für in- und ausländische ökumenische Hilfsorganisationen. Um die unterschiedlichen Gegebenheiten in den Zonen und die logistischen Probleme bewerkstelligen zu kön-



<sup>44</sup> Otto Dibelius und Eugen Gerstenmaier, um 1948



<sup>45</sup> Eugen Gerstenmaier vor dem Volksgerichtshof 1944.

nen, wurde das Zentralbüro in Stuttgart durch ein „Zentralbüro Ost“ in Berlin ergänzt sowie eine Außenstelle in Hamburg, eine Geschäftsstelle in Baden-Baden und eine Transportleitstelle in Bremen eingerichtet. Wem geholfen werden sollte, wurde über drei Dringlichkeitsstufen festgelegt und sollte allein über die vordringlichste Not entschieden werden, nicht über Fragen der politischen Gesinnung, Rasse oder Konfession. Als Orientierung für die Verteilung der Mittel galt von Anfang an „das Verhältnis 4/5 der Hilfsmittel zu Gunsten der Behebung leiblicher Nöte und 1/5 zu Gunsten kirchlicher Hilfen“<sup>116</sup>. Zugleich wurde betont: „Nach dem einhelligen Zeugnis der Bibel sind leibliche und seelische Nöte untrennbar“<sup>117</sup>. Der Spendenfluß war trotz der allgemeinen Bedürftigkeit beträchtlich. Bereits im ersten Jahr kamen durch Gottesdienstopfer, Spenden und Haus-sammlungen 60 Millionen Reichsmark zusammen und wurden große Geld- und Sachspenden aus dem Ausland übergeben. Bis zum Jahresende 1947 hatten die evangelischen Christen in Deutschland etwa 150 Millionen RM durch freiwillige Spenden aufgebracht.<sup>118</sup> Allein bei Lebensmittel-sammlungen am Erntedankfest 1946 kamen in fünf Hauptbüros des Hilfs-werkes über 2000 Tonnen gespendete Nahrungsmittel zusammen, die vom Hilfswerk an Bedürftige weitergeleitet wurden. Bei den ausländischen Spendern kamen die Mittel zum Großteil aus Schweden, der Schweiz und vor allem den USA. Außerdem kamen aus fernen Ländern wie Südafrika, Kanada, Australien, Brasilien und anderen südamerikanischen Ländern ebenfalls große und kleine Sachspenden wie auch aus den benachbarten und selbst von Not betroffenen Niederlanden, die zu dieser Zeit unter anderem eine „Liebesgabe von 540 Faß Heringen“<sup>119</sup> für das notleidende Hamburg übersandten.<sup>120</sup>

Im März 1946 fand die erste internationale Tagung der Vertreter der Wiederaufbauausschüsse des Ökumenischen Rates in der Schweiz statt, an der auch Eugen Gerstenmaier als Repräsentant des deutschen Hilfs-werkes teilnahm. Während aus vielen Ländern eine allgemeine Besserung der Situation berichtet werden konnte, kam man für die Zukunft Deutsch-lands zu dem Schluß, dass „mindestens dieselbe Hilfe wie bisher, wenn nicht noch eine Verstärkung“<sup>121</sup> notwendig werde. Die allgemeine Not in Deutschland war in den spendenden Ländern wohlbekannt. Der „Church World Service“, die Vereinigung der evangelischen Hilfswerke der USA, wollte seine 1946 für Europa gesammelte Unterstützung im Gesamtwert von 6,75 Millionen Dollar für das Jahr 1947 mit der Devise „Eine Million im Monat“ auf 12 Millionen erhöhen. Auch das Schweizer Hilfswerk hatte 1946 bereits Sach- und Geldgaben im Wert von über 5 Millionen Franken, die zum größten Teil nach Deutschland gingen, gespendet. Außerdem brachten Vertreter der holländischen und französischen Kirchen zum Aus-druck, möglichst „bald in die Reihe der gebenden Kirchen“<sup>122</sup> treten zu wollen.

Neben der Auslandshilfe war die Selbsthilfe der zweite Teil des Konzeptes. Auch dazu dienten die generalstabsmäßig gebildeten Ausschüsse und Arbeitsgemeinschaften, die von Bevollmächtigten geleitet wurden. In die-sem Sinne wurden zum Beispiel auch Siedlungen für Flüchtlinge erstellt,



<sup>46</sup> Pfarrer Christian Berg, Leiter des Zentralbüros Ost des HEKD im Gespräch mit einer Bäuerin.



<sup>47</sup> Pfarrer Dr. Herbert Krimm beim Richtfest der Johanneskirche in Pforzheim am 22. Mai 1947.

wofür das Hilfswerk eigens „Siedlungsreferenten“ beschäftigt hatte. Unter der Leitung des Pfarrers Herbert Krimm war die „Abteilung 2: Kirchlicher Wiederaufbau“ mit der Beschaffung und Verteilung von Bibeln, theologischer Literatur und Kultgegenständen, der Finanzhilfe für Gemeinden und Kirchenschulen, Stipendien, der Unterstützung durch Verkehrs- und Arbeitshilfen für den Gemeindedienst sowie mit der Versorgung von kirchlichen Bauten beauftragt. Dieser Bereich schloß neben Kirchen auch Gemeinderäume und kirchliche Anstalten ein. Neben der Entwicklung und Organisation von Notkirchenprogrammen unterstützte diese Abteilung des Hilfswerkes auch Wiederaufbaumaßnahmen in allen Besatzungszonen, auch in der SBZ und späteren DDR. Beispielsweise wurde der Gemeinde in Anklam/Pommern eine Beihilfe von 60.000 Mark für den Wiederaufbau der dortigen Marienkirche bewilligt<sup>123</sup>, ebenso der Gemeinde der Marienkirche in Berlin, deren Wiederaufbau mit 150.000 Mark unterstützt wurde.<sup>124</sup>

Der „barmherzige Samariter“, der nach einer Formulierung von Krimm „in seinem ebenso unmittelbar selbstverständlichen wie scheinbar problemlosen Zuspringen das Leit- und Urbild“<sup>125</sup> des Hilfswerkes war, hatte sich im Hilfswerk also zu einer gut organisierten und strukturierten Mannschaft ausgebildet, die trotz der schwierigen Umstände eine sehr wirtschaftliche Arbeitsweise demonstrierte. Gerstenmaier nahm nicht grundsätzlich Abstand von dieser kaufmännischen Seite seiner Arbeit im HEKD. Sehr rational äußerte er sich in den fünfziger Jahren zur Anforderung an die Effizienz und bekannte sich zu dem Problem seiner Tätigkeit, „das Höchstmaß an Leistung“ zu erreichen, „das mit den anvertrauten Mitteln zu erzielen war“<sup>126</sup>. Aber dieses Bekenntnis zum wirtschaftlichen Handeln wollte er natürlich nicht im Vordergrund wissen und schob sofort nach, dass das „Höchstmaß an Leistung“ ein „Höchstmaß an Hilfe“<sup>127</sup> gewesen sei.

### **Stuttgarter Erklärung**

Auf ihrer ersten Tagung am 18. und 19. Oktober 1945 in Stuttgart formulierte der Rat der evangelischen Kirche in Anwesenheit ausländischer Gäste als institutionelle Stellungnahme die „Stuttgarter Schuldklärung“, ein eher moderates Schuldbekenntnis, in dem sich die evangelische Kirche „mit unserem Volk nicht nur in einer großen Gemeinschaft der Leiden wissen, sondern auch in einer Solidarität der Schuld“<sup>128</sup> bekannte. Im Weiteren wurde der Neuanfang in dem Bekenntnis artikuliert, dass sich die Kirche „gegründet auf der Heiligen Schrift [...] von glaubensfremden Einflüssen zu reinigen und sich selber zu ordnen“<sup>129</sup> habe.

Mit dieser Erklärung sah sich die evangelische Kirche in der Lage, eine Erneuerung zu beginnen und legitimierte sich selbst, an der gesellschaftlichen Neugestaltung teilzunehmen. Für Martin Niemöller, einen der Unterzeichner, war dieses Bekenntnis „der Weg ins Freie“<sup>130</sup>. Gleichwohl war diese Erklärung intern heftig diskutiert und durch ihre allgemeinen Formulierungen war für viele nicht nur das Schuldbekenntnis unzureichend eingestanden, sondern auch die Auslegung hinsichtlich ihrer politischen Dimension zu unbestimmt artikuliert. Die Einen sahen in der Erklärung eine rein theologische Aussage, aus der keine politische und damit anti-

demokratische oder antikommunistische Stellungnahme interpretiert werden konnte. Die Anderen verstanden die Erklärung als Auftrag zur politischen Mitverantwortung der Christen und der Kirche.<sup>131</sup>

Somit diente das Schuldbekenntnis zur Legitimierung und Neuorientierung, aber nur eingeschränkt zur praktischen Orientierung für einen Neuanfang und blieb daher ein heiß diskutiertes Memorandum. Denn auch die in diesem Zusammenhang virulente Frage nach dem Verhältnis der evangelischen Kirche zum NS-Regime wurde aus den eigenen Reihen nur zögerlich kritisch hinterfragt. Nach einer Phase der Verteidigung und Rechtfertigung gründete der EKD erst 1955 die „Kommission für die Geschichte des Kirchenkampfes in der nationalsozialistischen Zeit“. In den darauf folgenden Forschungsvorhaben seit den siebziger Jahren wurde zunehmend die konfessionelle Beschränkung zugunsten einer komplexeren, gesellschafts- und sozialgeschichtlichen Betrachtung aus den Kompetenzbereichen der Kirchen enthoben.

### **Situation der Kirchen in der SBZ**

Die religionskritische Haltung der kommunistischen Bewegung, die auch von den Nationalsozialisten zu Propagandazwecken ausgenutzt worden war, führte um 1945 in Deutschland zur weit verbreiteten Meinung, dass Christen durch die sowjetischen Machthaber massiv gefährdet wären. Eine tatsächliche Gefahr schien sich nach Kriegsende aber nicht in dem befürchteten Maße zu bestätigen. Anfänglich wurde der Berliner Bevölkerung durch den „Befehl Nr. 1“ des Verantwortlichen der Besatzung Berlins, Generaloberst Nikolai E. Bersarin, vom 28. April 1945 unter Punkt 9b „der Betrieb von Gottesdiensten in den Kirchen“<sup>132</sup> sogar ausdrücklich erlaubt. Allerdings kam es dann in den ersten Jahren nach Kriegsende zu einem weitaus schlechteren Verhältnis zwischen den Kirchen und der Roten Armee, als diese Genehmigung zunächst vielleicht hoffen ließ. Dass die Sowjets die christlichen Kirchen für den Aufbau des neuen Staates nicht im gleichen Maße wie die Westalliierten hinzuziehen würden, hatte niemand verwundert. Aber selbst die Zuversicht, dass den Kirchen mögliche Freiräume zugestanden werden sollten, zeigte sich nach kurzer Zeit als unwahr und es enthüllte sich der sozialistische Totalitätsanspruch mit einem atheistischen, repressiven System. Dadurch wurden die vielfältigen Erscheinungsformen christlichen Glaubens in der Gesellschaft zunehmend in die Privatsphäre zurückgedrängt.

Im Unterschied zu den westlichen Zonen wurden in der SBZ nicht die Kirchen, sondern die Gewerkschaften und Parteigruppen zu den wichtigsten gesellschaftlichen Organisationen. In einer ersten Phase der SBZ bis ca. 1949 wurden die „Massenorganisationen“ wie der „Freie Deutsche Gewerkschaftsbund“ (FDGB), die „Freie Deutsche Jugend“ (FDJ) und die „Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft“ (DSF) aufgebaut. In ihnen wurden die verschiedensten Klassen und Schichten, Berufsverbände, Wissenschaftsdisziplinen und Gruppierungen mit spezifischen politischen oder sozialen Intentionen organisiert. Die Gläubigen fanden freilich in diesen Organisationsformen keine Interessengemeinschaft, das blieb die Kirche und die stand nur bedingt in Koalition mit den politischen Interessen.

Denn die Interessen der Christen standen nicht generell „in Übereinstimmung mit den Grundsätzen und Zielen der Verfassung“ - wie später den Bürgern der DDR im Artikel 29 der Verfassung eine Koalitionsfreiheit eingeräumt wurde. Denn dies hätte für die Kirchen nichts geringeres geheißen, als die Anerkennung der „führenden Rolle“ (Artikel 1 der Verfassung) der SED und deren Interessen.<sup>133</sup> Die Repression der politischen Führung schlug sich in den Zahlen der Kirchenmitglieder nieder. Waren es 1945 lediglich 5,5% der Bevölkerung in der SBZ, die keiner Kirche angehörten, so stieg diese Zahl bis 1972 auf 40%.<sup>134</sup> Nach realistischen Schätzungen sank bis 1989 die Zahl der Neugeborenen in der DDR, die in einer der christlichen Kirchen getauft wurden, auf höchstens noch 10%, in den Neubaugebieten sogar unter 3%.<sup>135</sup>

In Anbetracht dessen, dass die Kirchen von den sowjetischen Machthabern nicht aktiv an der gesellschaftlichen und politischen Neubildung beteiligt wurden und eine „übergemeindliche Organisation kaum möglich“<sup>136</sup> war, waren die Gemeinden weitestgehend auf sich gestellt, mußten improvisieren und auf Hilfe aus dem Westen hoffen. Beim Kirchenbau ein Augenmerk auf architektonische Qualitäten zu richten, war angesichts der anhaltend schlechten Bedingungen kaum möglich. Im Gegensatz zu den westlichen Zonen konnte der Kirchenbau in der SBZ daher auch nicht annähernd einen ähnlich hohen Stellenwert im Sinne eines Leitbaus erreichen.

Die gut aufrechterhaltene Struktur der Kirchenverwaltungen erlaubte es auch in der SBZ, dass trotz den organisatorisch schlechteren Bedingungen die innerkirchliche Verwaltungsstruktur noch 1945 weitgehend geklärt werden konnte. Beispielsweise hatte die evangelische Kirche in Sachsen, die durch die Zerstörung Dresdens und die vielen Rekrutierungen von Geistlichen der Landesbruderrat „völlig zerschlagen“<sup>137</sup> war, bereits im Sommer 1945 die Neuordnung der evangelischen Kirche wieder aufgenommen. Für Berlin galt aus Sicht des späteren Vorsitzenden des Rates der EKD und Bischof von Berlin-Brandenburg, Otto Dibelius, sogar, dass mit Kriegsende der Aufbau der evangelischen Kirche in Berlin bereits abgeschlossen war.<sup>138</sup> Ein Jahr später, berichtete Dibelius in einem Brief an seine Kinder über das Verhältnis zu den Besatzungsmächten und schrieb sarkastisch über seine Erfahrungen mit der sowjetischen Obrigkeit in der SBZ: „Mit den Russen stehen wir herzlich. Sie verhaften Hunderttausende auf Nimmerwiedersehen, sie nehmen uns ein kirchliches Besitztum nach dem anderen und fördern die Kommunisten auf jede Weise, die dann ihrerseits die kirchliche Arbeit gewaltsam sabotieren. Aber wenn wir uns sehen, gibt es jedesmal eine große Herzlichkeit und glänzende Bewirtung. Erreichen tun wir allerdings in wichtigen Sachen so gut wie nie etwas. Jetzt haben sie gerade das Gemeindehaus der Friedenskirche in Potsdam in eine Tanzdiele für Offiziere umgewandelt und die 15.000 Morgen, die zu Heiligengrabe gehören, aufgesiedelt, obwohl sie uns einmal über das andere versprochen hatten, dass solches kirchliches Eigentum nicht angefasst würde. So etwas ist unser tägliches Brot.“<sup>139</sup>

Am Jahresende 1947 blickte das HEKD in Bezug auf den Wiederaufbau zerstörter Kirchen und Gemeindehäusern in der SBZ trotzdem recht er-

folgvorsprechend auf die letzten eineinhalb Jahre zurück. Das Hilfswerk hatte in dieser Zeit 41 Bauvorhaben in Berlin und 58 Projekte in den anderen Provinzen unterstützt, weswegen das HEKD die Wiederaufbautätigkeit der evangelischen Kirche in der „Ostzone“ als „besonders rührig“<sup>140</sup> bezeichnete, auch wenn sie für die gesamte Zahl der zerstörten Kirchenbauten prozentual nur einen geringen Stellenwert gehabt haben dürfte, da allein in der evangelischen Kirchenprovinz Sachsen 750 kirchliche Gebäude zerstört oder beschädigt waren.<sup>141</sup> In einem resümierenden Bericht gab das HEKD 1955 an, dass bis zur Währungsreform für die Wiederherstellung von schwerbeschädigten Bauten in der SBZ insgesamt rund 3,2 Millionen RM aus den westdeutschen Gemeinden und der Ökumene überwiesen worden waren. Das waren bis zur Währungsreform immerhin über 40% der Gesamtmittel für den kirchlichen Wiederaufbau. Erschwerend war für die Kirchen in der SBZ, dass die Gaben von ausländischen und kirchlichen Spendergruppen nicht ausnahmslos von den kirchlichen Stellen verteilt werden durften, sondern ungeachtet des Protestes von Eugen Gerstenmaier „grosszügig der Volkssolidarität zur Verfügung gestellt wurden“<sup>142</sup>. Dennoch blieb die EKD, der auch acht Landeskirchen der SBZ angehörten, unter der russischen Besatzungsmacht unbehelligt. Erst ab 1955 erreichten die DDR-Organen eine zunehmende Abtrennung der acht Landeskirchen von der gesamtdeutschen Institution, bis zur völligen Trennung im Jahr 1969.

Noch Ende der 50er Jahre stand im Bericht zum „Kirchenbau und kirchliche Kunst in den Landeskirchen im Bereich der Deutschen Demokratischen Republik“<sup>143</sup>, anlässlich der Evangelischen Kirchenbautagung in Stuttgart, die Zerstörungen und Nöte der Gemeinden im Zentrum des Vortrages. Spätestens zu diesem Zeitpunkt wurde die trennende Kluft zwischen den Landeskirchen in Ost und West anhand der jeweils thematisierten aktuellen Punkte mehr als deutlich. Während Oskar Söhngen die Qualität der unmittelbaren Kirchenbautätigkeit der Nachkriegszeit für die Landeskirchen der Bundesrepublik fast schon abschließend kritisierte, sich gar vergebens „um eine Drosselung des irrsinnigen Bautempos“<sup>144</sup> im Kirchenbau bemühte und der Architekt Heinz Rall leitbegriffprägend die Variabilität der Gemeinderäume und Gemeindezentren zum Thema machte, in denen die Gemeinde „von einer fröhlichen, aufgeschlossenen Atmosphäre umfungen werden“<sup>145</sup> soll, berichtete der entsandte Pfarrer aus den „Gebieten der Ursprungsländer der Reformation“<sup>146</sup> vom „jahrzehntelangen Aufschub kirchlicher Instandsetzungen“<sup>147</sup>, davon, dass „nur schleppend und langsam hingegen - bisweilen fast versiegend - [...] in den vergangenen 15 Jahren der kirchliche Wiederaufbau in der DDR vor sich gegangen“<sup>148</sup> ist.

Mindestens genauso schwer wie die evangelische Kirche hatte es die katholische Kirche in der SBZ, wenn auch nicht immer in den gleichen Punkten. Nicht nur, dass sie in der Heimat der Reformation traditionell weniger Mitglieder hatte und die Grenzziehung der Zonen auch die Diözesen teilte. Hinzu kam, dass beinahe 2 Millionen von den eintreffenden Flüchtlingen katholisch waren und die Gemeinden, die zum Teil auf das vierfache



anwachsen oder gar aus dem Nichts entstanden waren, überdies strapazierten.<sup>149</sup> Dank des Berliner Bischofs Konrad Graf von Preysing gelang es der katholischen Kirche, in den Anfangsjahren einige Freiheiten im Bereich des Religionsunterrichts, des Pressewesens und der Jugendarbeit zu etablieren. Als Ende 1947 die zunehmende Einschränkung der Kirchen deutlich wurde und die Frage der Politisierung der Kirchen immer dringlicher gestellt wurde, entschied er sich in seinem Bistum für einen Erlaß, wonach nur der Diözesanbischof und das deutsche Episkopat politische Äußerungen veröffentlichen durften. Das hielt ihn nicht zurück, zum Beispiel die Staatsgründung der DDR mit kritischen Worten zu kommentieren. Letztlich konnte allerdings weder die Kritik von Konrad Graf von Preysing, noch das konformere Verhalten des Bischofs Petrus Legge aus Meißen verhindern, dass die katholische Kirche zur gesellschaftlich isolierten Institution wurde. Sie manövrierte sich zwischen den staatlichen Repressalien und den eigenen Freiräumen hindurch. Dass sie diese Freiräume hatte und es insbesondere in den ersten Nachkriegsjahren schaffte, sich den atheistischen Machthabern weitestgehend zu entziehen, zeigt Wolfgang Tischner in der jüngst erschienenen Studie über die katholische Kirche in der SBZ/DDR, als „die Formierung einer Subgesellschaft im entstehenden sozialistischen Staat“<sup>150</sup>. Diese staatspolitisch separierende Tendenz wurde untermauert durch die „weltkirchliche Verfaßtheit des Katholizismus“, mit dem bei politischen Fragen auf Papst und Vatikan verwiesen werden konnte, was sich nach einer Feststellung von Martin Höllen hingegen „als Vorteil in der Auseinandersetzung mit den politisch-ideologischen Herausforderungen des DDR-Systems“<sup>151</sup> erwies.

### **Situation der Kirchen in den Westzonen**

Die maßgebende politische Grundlage für eine Integration der Kirchen in den Demokratisierungsprozeß Deutschlands erbrachte der für kirchliche Angelegenheiten beauftragte Major Marshall M. Knappen, der im Mai 1945 eine Rundreise vor allem durch Süddeutschland machte und erste Gespräche, u.a. mit Kardinal Michael von Faulhaber, Bischof Hans Meiser und Bischof Theophil Wurm führte. Also mit jenen kirchlichen Würdeträgern, die sich in irgend einer Weise als Oppositionelle zum Nationalsozialismus profiliert hatten. Dabei galt Wurm nach Einschätzung von Knappen als „the leading anti-Nazi protestant dignitary“<sup>152</sup>. In der im Anschluß an die Gespräche von Knappen formulierten Stabsstudie wurde die erzieherische Funktion der Kirche beim Wiederaufbau eines demokratischen Deutschland betont und in die offizielle Vorgehensweise der Westalliierten integriert. Allein die Kirche verfüge, seiner Meinung nach, über intakte Strukturen und könne deshalb zu einem Verhältnis von Staat und Kirche ähnlich der Situation vor 1933 beitragen. Eine interne Neuordnung der kirchlichen Institutionen wurde aus Sicht der Besatzungsmächte innerhalb kurzer Zeit geleistet. Im Nachhinein überwog letztendlich die Meinung, „die Kirchen stellten nach 1945 in den Westzonen die zunächst einzig existierende, legale, von den westlichen Besatzungsmächten anerkannte und geförderte gesellschaftlich-politische Organisation für die deutsche Nachkriegspolitik dar“<sup>153</sup>.

Auch wenn diese Deutung etwas beschönigt sein mag bzw. Kritiker den Kirchen eine unzureichende Einflußnahme im Widerstand gegen den Nationalsozialismus vorwarfen, ist es dennoch beachtenswert, dass die strukturelle Neuorganisation der Kirchen im August 1945 im Wesentlichen abgeschlossen war. Dies wird noch eindrucksvoller, wenn man sich einige politische Geschehnisse in diesem Zeitabschnitt vergegenwärtigt. Beispielsweise beschlossen die Alliierten zur gleichen Zeit auf der Konferenz von Potsdam unter anderem die Einrichtung zentraler Verwaltungsstellen. Am 8. August einigten sich die Regierungen der Alliierten in London über das Abkommen zur „Verfolgung und Bestrafung der Hauptkriegsverbrecher der europäischen Achse“, was zur Einsetzung eines Internationalen Gerichtshofes führte, der am 20. November 1945 in Nürnberg Anklage wegen Völkermord und Verbrechen gegen die Menschlichkeit erheben konnte. Außerdem genehmigte die amerikanische Militärverwaltung zu diesem Zeitpunkt die Gründung politischer Parteien<sup>154</sup> und die erste Konferenz des zwei Monate vorher gegründeten Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes (FDGB) fand in Halle statt.

Diese frühe strukturelle Sicherung gewährleistete, dass die Kirchen organisatorisch dermaßen aktiv werden konnten und die großen gesellschaftlichen Veränderungen, die durch Migration und Auflösung der alten konfessionell-territorialen Besitzstände verschärft wurden, so effektiv meisterten. Eine konfessionelle Mischung ergab sich auch auf politischer Ebene. Waren die Katholiken nach Charakterisierung von Hans Maier bis vor dem Krieg „politisch vorwiegend im naturrechtlichen Vorhof der Sozial-, Familien- und Kulturpolitik tätig, überschritten sie nach dem Krieg die alten Zonen politischer Tätigkeit in die Rechts-, Verfassungs-, Außen- und Verteidigungspolitik hinein.“<sup>155</sup> Nach seiner Einschätzung führte das bis Ende der fünfziger Jahre soweit, dass sich „die Ausdrucks- und Wirkungsformen von Katholizismus und Protestantismus in der Gesellschaft der Bundesrepublik weitgehend angeglichen“<sup>156</sup> hatten.

Die Empfehlung von Knappen, die in ein grundsätzlich positives Verhalten der westlichen Alliierten gegenüber den Kirchen mündete, konnte allerdings nicht verhindern, dass es zu vielfältigen Auseinandersetzungen zwischen Persönlichkeiten der Kirchen und der Besatzungsmächte kam. Hatten die Bischöfe Frings, Wurm und von Galen jeder auf seine Weise Courage gegenüber dem NS-Regime gezeigt, so schreckten sie nach 1945 auch nicht zurück, den aus unterschiedlichen Gründen entstandenen Streitigkeiten mit den Besatzungsmächten aus dem Weg zu gehen. Zu guter Letzt liegt allerdings die Vermutung nahe, dass die westlichen Alliierten den Kirchen deshalb einen so großen Einfluß beim Aufbau des Landes einräumten, da bei ihnen das Verhältnis zum christlichen Glauben eine ebenso große Selbstverständlichkeit und Tradition hatte wie in Europa. Eine Infragestellung der Kirche als gesellschaftliche und moralische Instanz schien deshalb wohl genauso abwegig wie die Vorstellung eines Stadtbildes, das nicht von Kirchenbauten und kirchlichen Einrichtungen mitgeprägt sein sollte. Die von beiden Kirchen in allen Zonen Deutschlands eingebrachte moralische Autorität fiel somit in den Zonen der späteren Bun-

desrepublik auf fruchtbaren Boden, während die Kirchen in der SBZ keine politische Wirkungskraft erzeugen konnten und unter der Austrocknungstaktik des Staates einen schweren Stand hatten.

- <sup>1</sup> Harris: Bomber Command, London 1948, zit.n. Hohn: Die Zerstörung deutscher Städte, Dortmund 1991, S.23
- <sup>2</sup> vgl.: Bundesminister(Hg.): Dokumente deutscher Kriegsschäden, Bonn 1958, S.44
- <sup>3</sup> Hohn: Die Zerstörung deutscher Städte, Dortmund 1991
- <sup>4</sup> ebenda, S.51
- <sup>5</sup> Das Ausmaß der Zerstörung wird in der Literatur unterschiedlich hoch eingeschätzt. Die Zahl der getöteten Menschen schwankt von 35.000 (Hohn, 1991) bis 60.000 (Bundesminister, 1958; Schneider, 2000)
- <sup>6</sup> Hohn: Die Zerstörung deutscher Städte, Dortmund 1991, S.142
- <sup>7</sup> ebenda, S.142
- <sup>8</sup> ebenda, S.22
- <sup>9</sup> ebenda, S.150
- <sup>10</sup> ebenda, S.150
- <sup>11</sup> Speer: Wiederaufbauplanung der deutschen Städte, zit.n. Durth: Deutsche Architekten, S.206
- <sup>12</sup> zit.n. Durth; Gutschow: Träume in Trümmern, Braunschweig 1988, S.53
- <sup>13</sup> Albert Speer: Brief an die Gauleiter im Dezember 1943, Quelle: Staatsarchiv Bremen, Signatur 4,29/1-980. zit.n. Durth; Gutschow: Träume in Trümmern, Braunschweig 1988, S.51
- <sup>14</sup> vgl. Durth: Deutsche Architekten, S.244
- <sup>15</sup> Speer: Erinnerungen, Frankfurt am Main 1969, S.327
- <sup>16</sup> vgl. Harlander: Zwischen Heimstätte und Wohnmaschine, Basel 1995, S.267
- <sup>17</sup> ebenda, S.324
- <sup>18</sup> ebenda, S.327
- <sup>19</sup> ebenda, S.327
- <sup>20</sup> ebenda, S.323ff
- <sup>21</sup> ebenda, S.324
- <sup>22</sup> vgl. Steininger: Deutsche Geschichte seit 1945, Bd.1: 1945-1947, Frankfurt am Main 1996, S.17ff
- <sup>23</sup> vgl. Maier: Ein Grundstein wird gelegt. Die Jahre 1945-1947, Tübingen 1964, S.72ff
- <sup>24</sup> z.B.: Bloch: Zwischen Hoffnung und Resignation, Köln 1986;  
Grosche: Kölner Tagebuch 1944-46, Köln 1992;  
Wagner: Das Jahr danach, Heusenstamm 1978
- <sup>25</sup> Institut f. Ernährung u. Verpflegungswissenschaft (Hg.): Gute Soßen und Brotaufstriche mit wenig Fett, Berlin 1945; zit.n.: Horbelt; Spindler: Tante Linas Nachkriegsküche, Augsburg 2000, S.29
- <sup>26</sup> Schulz: Wiederaufbau in Deutschland, Düsseldorf 1994, S.36
- <sup>27</sup> s. Nahm: Die zehn Millionen aus dem Osten; in: Frankfurter Hefte, Heft 9, 1946, S.863f
- <sup>28</sup> Steininger: Deutsche Geschichte seit 1945, Bd.1: 1945-1947, Frankfurt am Main 1996, S.67
- <sup>29</sup> Theiss: Die Ausgewiesenen. Deutschlands Schicksalsfrage, Stuttgart 1946, S.26
- <sup>30</sup> Costima (Hg.): Nicht klagen - handeln, Bericht vom 72. Deutschen Katholikentag 1948, Stuttgart 1948, S.61f
- <sup>31</sup> vgl. Bude: Bilanz der Nachfolge, Frankfurt am Main 1992, S.28
- <sup>32</sup> in: Müller; Ueberschär: Kriegsende 1945, Frankfurt am Main 1994, S.196
- <sup>33</sup> Sidney Olson: Fotoessay in LIFE vom 14. Mai 1945; zit.n. Barnouw: Ansichten von Deutschland (1945), Basel 1997, S.199
- <sup>34</sup> Rümelin: Die Welt der Jugend, in: Rümelin (Hg.): So lebten wir ..., Willsbach 1947, S.76
- <sup>35</sup> Gamm: Führung und Verführung. Pädagogik des Nationalsozialismus, München 1964
- <sup>36</sup> Rappaport: Wünsche und Wirklichkeit des deutschen Wiederaufbaus, Frankfurt am Main 1949, S.20
- <sup>37</sup> Wiechert: Rede an die deutsche Jugend 1945, München 1945
- <sup>38</sup> ebenda, S.35
- <sup>39</sup> ebenda, S.37f
- <sup>40</sup> Wiechert: Das einfache Leben, München 1939 und 1946
- <sup>41</sup> vgl. Brockhaus: Schauer und Idylle, München 1997, S.190f
- <sup>42</sup> Rolf Günter Renner: Der Mythos des Neubeginns, in: Volkmann (Hg.): Ende des Dritten Reiches - Ende des Zweiten Weltkrieges, München 1995, S.802
- <sup>43</sup> ebenda, S.802f
- <sup>44</sup> ebenda, S.804
- <sup>45</sup> zit.n. Benz: Zwischen Hitler und Adenauer, Frankfurt am Main 1991, S.184
- <sup>46</sup> Rümelin: Die Welt der Jugend, in: Rümelin (Hg.): So lebten wir ..., Willsbach 1947, S.78
- <sup>47</sup> Schmid: Anweisung für Lehrer vom 24.7.1945, in: Schmid: Die Forderung des Tages, Stuttgart 1946, S.101f
- <sup>48</sup> ebenda, S.102
- <sup>49</sup> Schelsky: Die skeptische Generation, Düsseldorf 1957, S.84ff
- <sup>50</sup> ebenda, S.85
- <sup>51</sup> ebenda, S.86
- <sup>52</sup> ebenda, S.88
- <sup>53</sup> ebenda, S.88
- <sup>54</sup> ebenda, S.89
- <sup>55</sup> ebenda, S.92
- <sup>56</sup> ebenda, S.92
- <sup>57</sup> ebenda, S.90
- <sup>58</sup> ebenda, S.90
- <sup>59</sup> Ev. Bund (Hg.): Zerstörte Kirchen - lebende Gemeinde, Berlin 1944
- <sup>60</sup> Zu Angaben über die Zerstörung von Kirchengebäuden in Deutschland durch den Luftkrieg siehe u.a. in: Beseler; Gutschow: Kriegsschicksale Deutscher Architektur, 2 Bd., Neumünster 1988  
Eckhardt (Hg): Schicksale deutscher Baudenkmale im Zweiten Weltkrieg, 2 Bd., Berlin 1978  
Ev. Bund (Hg): Zerstörte Kirchen - lebende Gemeinde, Berlin 1944  
Arens; u.a.: Berichte aus den Bistümern über die Zerstörungen und Bautätigkeiten seit Kriegsende; eine Artikelreihe in: Das Münster, ab Heft 1/2, 1947  
Naumann; u.a.: Berichte aus den Landeskirchen über die Zerstörungen und Bautätigkeiten seit Kriegsende; eine Artikelreihe in: Kunst und Kirche, Heft 1, 1957 bis Heft 4, 1961
- <sup>61</sup> Posener: In Deutschland 1945-1946, Berlin 2001, S.10
- <sup>62</sup> vgl. Moses Abramowitz: Bericht über seine Reise durch den Westen Deutschlands vom 14.5.1945; in: Müller; Ueberschär: Kriegsende 1945, Frankfurt am Main 1994, S.196
- <sup>63</sup> Steininger: Deutsche Geschichte seit 1945, Bd.1: 1945-1947, Frankfurt am Main 1996, S.66
- <sup>64</sup> n. Hohn: Die Zerstörung deutscher Städte im Zweiten Weltkrieg, Dortmund 1991, S.22
- <sup>65</sup> Fritz Arens: Die kirchlichen Kunstdenkmäler von Mainz im Kriege 1939-1945; in: Das Münster, Heft 1/2 (Juli/Aug.), 1947, S.50
- <sup>66</sup> Frey: Kirchen im Gericht, Zollikon 1949
- <sup>67</sup> ebenda, S.11
- <sup>68</sup> ebenda, S.11
- <sup>69</sup> Vollnhals: Die evangelische Kirche nach dem Zusammenbruch, Göttingen 1988
- <sup>70</sup> ebenda, S.XIII
- <sup>71</sup> in: Die Mitteilungen, Nr.4, 5.Mai 1945, AELS, Akte A126, Nr.713
- <sup>72</sup> Evang. Landeskirche in Württemberg: Die finanziellen Verhältnisse der Evang. Landeskirche in Württemberg, 9.5.1945 (Vermerk: Anlage 2), Manuskript, 8 Seiten, AELS, Akte A126, Nr.700
- <sup>73</sup> ebenda
- <sup>74</sup> Evang. Oberkirchenrat: Rundschreiben an alle Evang. Dekanatsämter vom 1.6.1945; AELKS, Akte A126, Nr.713
- <sup>75</sup> Harald Poelchau: Die Entstehung des Hilfswerks; in: Zentralbüro des HEKD (Hg.): Dank und Verpflichtung, Stuttgart 1955, S.18
- <sup>76</sup> ebenda, S.18

- <sup>77</sup> Evang. Oberkirchenrat: Rundschreiben an alle Evang. Dekanatsämter vom 7.6.1945, Aktenzeichen Nr.A2682, AELKS, Akte 436-XIV
- <sup>78</sup> ebenda
- <sup>79</sup> Stupperich: Otto Dibelius, Göttingen 1989, S.356
- <sup>80</sup> Walter Dirks: Katholiken zwischen Anpassung und Widerstand; in: Löwenthal; von zur Mühlen (Hg.): Widerstand und Verweigerung in Deutschland, Berlin 1982, S.140
- <sup>81</sup> ebenda, S.140
- <sup>82</sup> Goebbels: Tagebücher 1945, Hamburg 1977, S.314
- <sup>83</sup> Ulrich von Hehl: Kirche und Nationalsozialismus. Ein Forschungsbericht; in: Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart (Hg.): Kirche im NS, Sigmaringen 1984, S.12
- <sup>84</sup> Ivo Zeiger: Die religiös-sittliche Lage und die Aufgabe der deutschen Katholiken; in: Generalsekretariat (Hg.): Der Christ in der Not der Zeit, Paderborn 1949, S.24
- <sup>85</sup> ebenda, S.24
- <sup>86</sup> zit.n. Ulrich von Hehl: Kirche und Nationalsozialismus. Ein Forschungsbericht; in: Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart (Hg.): Kirche im NS, Sigmaringen 1984, S.14
- <sup>87</sup> Papst Pius XII: Gerechtigkeit schafft Frieden. Reden und Enzykliken, Hamburg 1946, S.124
- <sup>88</sup> ebenda, S.204
- <sup>89</sup> ebenda, S.212
- <sup>90</sup> vgl. Ulrich Reusch: Der Vatikan und die deutsche Kapitulation; in: Becker (Hg.): Die Kapitulation von 1945 und der Neubeginn in Deutschland, Köln 1987, S.211-244
- <sup>91</sup> ebenda, S.212
- <sup>92</sup> Leiter u. Vertreter d. Orthodoxen Autokephalen Kirchen: Botschaft an die Christen der ganzen Welt vom 17.7.1948, zit.n. Frey: Kirchen im Gericht, Zollikon-Zürich 1949, S.30ff
- <sup>93</sup> Dr. Sigge: Jahresbericht Hamburgs katholischer Kirche in den Jahren 1945-47; in: Schreyer (Hg.): Hamburger Jahrbuch für christliches Geistesleben, Hamburg 1947, S.263
- <sup>94</sup> Klausner; Pfeffer: Die Bauhütte. Liturgische Forderungen an den katholischen Kirchenbauer; in: Heilige Kunst, Mitgliedsgabe des Kunstvereins der Diözese Rottenburg 1949, S.61
- <sup>95</sup> ebenda, S.62
- <sup>96</sup> Generalsekretariat (Hg.): Der Christ in der Not der Zeit, Paderborn 1949, S.2
- <sup>97</sup> Prälat Propst Dr.Legge: Sinn und Aufgabe des Katholikentages; ebenda, S.19
- <sup>98</sup> ebenda, S.2
- <sup>99</sup> ebenda, S.37
- <sup>100</sup> ebenda, S.37
- <sup>101</sup> vgl. Siegfried Hermle: Zum Aufstieg der Deutschen Christen; in: Zeitschrift für Kirchengeschichte, Bd.108, 1997, S.309-341
- <sup>102</sup> ebenda, S.311
- <sup>103</sup> ebenda, S.310
- <sup>104</sup> zit.n. ebenda, S.316
- <sup>105</sup> ebenda, S.319
- <sup>106</sup> Zitat von Ernst Wolf, Kirchenhistoriker und Mitglied der BK, zit.n. Trutz Rendtorff: Widerstandsbewegung wider Willen, FAZ 25.5.1984, S.11
- <sup>107</sup> zit.n. Niemöller: Gustav Heinemann. Bekenner der Kirche, Gütersloh 1970, S.61
- <sup>108</sup> Knappen: And call it peace, Chicago 1947, S.104
- <sup>109</sup> vgl. Besier; Ludwig; Thierfelder (Hg.): Der Kompromiß von Treysa, Weinheim 1995, S.218
- <sup>110</sup> Wurm: Erinnerungen aus meinem Leben, Stuttgart 1953, S.181
- <sup>111</sup> Michael Beintker: Wortbeitrag in der 56.Sitzung der Enquete-Kommission zur Haltung der evang. Kirchen zum SED-Staat; in: Deutschen Bundestag/Enquete-Kommission (Hg.): Kirchen in der SED-Diktatur, Bd. VI,1, Baden-Baden/Frankfurt am Main 1995, S.48
- <sup>112</sup> Theophil Wurm: Proklamation zum Hilfswerk; in: MEHKD, Nr.1 (April), 1947, S.1-4
- <sup>113</sup> ebenda, S.2f
- <sup>114</sup> ebenda, S.3
- <sup>115</sup> ebenda, S.4
- <sup>116</sup> zit.n.: Foss: Politische Diakonie?, Frankfurt am Main 1986, S.80
- <sup>117</sup> ebenda, S.80
- <sup>118</sup> Berg (Hg.): Jahresbericht des HEKD für das Jahr 1947, Stuttgart 1948, S.5
- <sup>119</sup> Christian Berg: Gliederung des Hilfswerks; in: MHEKD, Nr.1. (April), 1947, S.12
- <sup>120</sup> in der vom Zentralbüro des HEKD herausgegebenen Broschüre „Dank und Verpflichtung. 10 Jahre Hilfswerk der EKID“ sind statistische Werte dokumentiert.
- <sup>121</sup> o.A.: Tagung der kirchlichen Hilfswerke der Welt; in: MHEKD, Nr.2 (Mai), 1947, S.18
- <sup>122</sup> ebenda, S.17
- <sup>123</sup> o.A.: Ein Beispiel aus der deutschen Ostzone von kirchlichem Wiederaufbau; in: MHEKD, Nr.7 (Oktober), 1947, S.106
- <sup>124</sup> o.A.: Reparatur der Marienkirche; in: MHEKD, Nr.7 (Oktober), 1947, S.109
- <sup>125</sup> Herbert Krimm: Der Wegweiser; in: Zentralbüro des HEKD (Hg.): Dank und Verpflichtung, Stuttgart 1955, S.11
- <sup>126</sup> Eugen Gerstenmaier: Das Hilfswerk als Aufgabe der Kirche; in: Zentralbüro des HEKD (Hg.): Dank und Verpflichtung, Stuttgart 1955, S.15
- <sup>127</sup> ebenda, S.15
- <sup>128</sup> Greschat: Im Zeichen der Schuld, Neukirchen 1985, S.45
- <sup>129</sup> ebenda, S.46
- <sup>130</sup> zit.n.: ebenda, S.69
- <sup>131</sup> vgl. Vorwort von Wolfgang Huber; in: ebenda, S.8
- <sup>132</sup> in: Müller; Ueberschär: Kriegsende 1945, Frankfurt am Main 1994, S.195
- <sup>133</sup> vgl. Walter Süß: Gesellschaftliche Interessen und gesellschaftliche Organisationen in der DDR; in: Weidenfeld; Zimmermann (Hg.): Deutschland-Handbuch, München 1989, S.152-164
- <sup>134</sup> Lukassek: Katholischer Kirchenbau in Ostdeutschland 1945 bis 1992; in: Das Münster, Heft 3, 1996, S.186
- <sup>135</sup> Martin Höllen: Die Katholische Kirche in der DDR; in: Weidenfeld; Zimmermann (Hg.): Deutschland-Handbuch, München 1989, S.177
- <sup>136</sup> Otto Dibelius in Treysa; in: Besier; Ludwig; Thierfelder (Hg.): Der Kompromiß von Treysa, Weinheim 1995, S.231
- <sup>137</sup> vgl. ebenda, S.260
- <sup>138</sup> vgl. Dibelius: Ein Christ ist immer im Dienst, Stuttgart 1961, S.207ff
- <sup>139</sup> zit.n. Stupperich: Otto Dibelius, Göttingen 1989, S.403
- <sup>140</sup> Berg (Hg.): Jahresbericht des HEKD für das Jahr 1947, Stuttgart 1948, S.16
- <sup>141</sup> o.A.: Lagebericht Hauptbüro Sachsen; in: MEHKD, Nr.13 (April), 1948, S.227
- <sup>142</sup> Bericht über die Tagung des Wiederaufbauausschusses des HEKD in Eisenach vom 21.-23.10.1947, AELKS, Akte 532II
- <sup>143</sup> Christian Rietschel: Kirchenbau und kirchl. Kunst i. d. Landeskirchen im Bereich der Deutschen Demokr. Republik; in: Arbeitsausschuß des Evang. Kirchbautages (Hg.): Evang. Kirchenbautagung Stuttgart 1959, Berlin o.J., S.75ff
- <sup>144</sup> Oskar Söhngen: Ansprache zur Eröffnung der Tagung; in: ebenda, S.14
- <sup>145</sup> Heinz Rall: Kirchliches Bauen in der Wohnstadt; in: ebenda, S.71
- <sup>146</sup> Christian Rietschel: Kirchenbau und kirchl. Kunst; in: ebenda, S.75
- <sup>147</sup> ebenda, S.75
- <sup>148</sup> ebenda, S.76
- <sup>149</sup> vgl. Wolfgang Lukassek: Katholischer Kirchenbau in Ostdeutschland 1945 bis 1992; in: Das Münster, Heft 3, 1996, S.188

- <sup>150</sup> Tischner: Katholische Kirche in der SBZ/DDR. Die Formierung einer Subgesellschaft im entstehenden sozialistischen Staat, Paderborn 2001
- <sup>151</sup> Martin Höllen: Die Katholische Kirche in der DDR;  
in: Weidenfeld; Zimmermann (Hg.): Deutschland-Handbuch, München 1989, S.174
- <sup>152</sup> Knappen: And call it peace, Chicago 1947, S.94
- <sup>153</sup> Badstübner; Thomas: Restauration und Spaltung, Köln 1975, S.103
- <sup>154</sup> vgl. Noormann: Neue Freiheit, vertagte Befreiung;  
in: Schumann (Hg.): Deutschland 1945-1949. Ringvorlesung an der THD im SS 1985, Darmstadt 1989, S.128
- <sup>155</sup> Hans Maier: Die Katholische Kirche in der Bundesrepublik Deutschland;  
in: Weidenfeld; Zimmermann (Hg.): Deutschland-Handbuch, München 1989, S.167
- <sup>156</sup> ebenda, S.167

## Von der Schuldfrage zum Wiederaufbau



Theologische und philosophische Positionen  
Schuldfrage, Katharsis und christliche Werte  
Stimmen von Publizisten und Kulturschaffenden  
Standpunkte von Architekten

#### Theologische und philosophische Positionen

Erwartungsgemäß thematisierten Theologen und Religionsphilosophen in Deutschland nach 1945 die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit nicht mehr nach dem Muster eines vorrationalen Mythos vom Wirken einer göttlichen Macht. Vielmehr stand nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reichs“ der schuld- und vernunftfähige Mensch im Zentrum der Betrachtungen, das Nachdenken über die Unzulänglichkeiten der Menschen. Allerdings wurde eine Entmystifikation des Göttlichen von kirchlichen Vertretern nicht beklagt, sondern vielmehr in der säkularisierten Welt geradezu die Chance gesehen, auf den Trümmern des Krieges, auf neuer Grundlage, wieder eine Instanz der Moral zu werden, nachdem in der Moderne die moralische Hoheit zunehmend von weltlichen Personen und Institutionen übernommen worden war. Für einen kurzen historischen Moment sahen nicht nur Theologen die christlichen Tugenden als fundamentale Basis, auf der eine neue Gesellschaft in Deutschland entstehen könnte. Und alles sprach dafür, denn die Kirchen waren die einzigen Institutionen, die zu diesem Zeitpunkt sowohl von ihrer Struktur, von ihrer Kompetenz wie auch in ihrer gesellschaftlichen Funktion und Akzeptanz dazu in der Lage waren.

#### Schuldfrage, Katharsis und christliche Werte

Aus all den Versuchen, die es nach 1945 gab, um die Vergangenheit zu bewältigen, von banalen Stammtischgesprächen bis zu Diskussionen innerhalb einer intellektuellen Elite, schälte sich stets die Frage der Schuld heraus. Durch alle Gesellschaftsschichten, für viele folgenden Generationen, bestimmt diese Sondierung seitdem die Wirklichkeit der Deutschen. Immer wieder stand in vielerlei Hinsicht die Schuldfrage im Mittelpunkt. Zwar wurde über Gerichtsverfahren, wie die prominenten „Nürnberger Prozesse“, versucht, juristische Urteile über die überlebenden Verantwortlichen zu fällen, allerdings war offenkundig, dass es sich bei diesem Klärungsversuch vielmehr um eine moralische Auseinandersetzung handelt. Auch wenn dieser Zusammenhang die Frage nach dem Verhalten der Kirchen während des NS-Regimes aufwirft, soll dieser Punkt und ihre moralische oder historische Aufarbeitung hier nicht vertieft werden. Das gilt gleichermaßen für die juristische Auffassung von Schuld und den damaligen Erörterungen. Dagegen soll die Rolle und Bedeutung der Kirchen und kirchlichen Vertreter für die Wertediskussion in Deutschland nach der Kapitulation im Vordergrund stehen. Eine Wertediskussion, die in direkter Verbindung mit dem Themenbereich der Schuldfrage stand und darin ihren Ausgangspunkt hatte.



<sup>1</sup> Die Anklagebank im Hauptkriegsverbrecherprozess in Nürnberg 1945. v.l.n.r.: Hermann Göring, Rudolf Heß, Joachim von Ribbentrop und Wilhelm Keitel, dahinter die Großadmirale Dönitz und Raeder, Baldur von Schirach sowie Fritz Sauckel. Am rechten Bildrand betritt Albrecht Speer den Saal.

Zunächst gilt jedoch festzuhalten, dass sich mit dieser Frage ein ureigenst theologisches Thema als allgemeine gesellschaftliche Problemstellung herausgebildet hatte und durch diese Bindung bereits die virulente Rolle des christlichen Glaubens in den Prozessen der Neuorientierung deutlich wird. Über die Schuldfähigkeit im christlichen Glauben sollte es für die von Terror und Krieg geprägten Menschen in Deutschland zu einer geistigen Neuorientierung kommen. Das darf nicht als eine theoretische Beschränkung auf eine theologische Frage mißverstanden werden. Vielmehr war es der Versuch, aus dem christlichen Glauben konfessionsübergreifend allgemeine Werte für den politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Neubeginn sowie für das praktische Alltagsleben zu formulieren. Angesichts dieses grundlegenden Ansatzes lassen sich konfessionsbedingte Unterschiede fast vernachlässigen, zumal die eingeforderte grundsätzliche Besinnung und Orientierung auf erforderliche Werte von Theologen beider Konfessionen formuliert wurde. Wenn auch Vertreter der evangelischen Seite in den Schulddebatten dominierender waren.

Aus der Schulddebatte und Schuldanerkennung entstand der Topos der Reinigung, der Katharsis, als Basis, auf der die Werte der Neuorientierung gedeihen sollten. Denn nur der in mehrfacher Hinsicht gereinigte und geläuterte Mensch sollte fähig sein, einen Neuanfang zu beginnen. Der Dreischritt von Schuld über Reinigung zu den reduktionistischen Werten des Neuanfangs wurde zum gängigen Muster. Es ist leicht nachzuvollziehen, dass dabei vornehmlich jene Personen Gehör fanden, die dem Nationalsozialismus kritisch gegenüberstanden oder gar Repressalien, Haftstrafen und Mißhandlungen auf sich hatten nehmen müssen. In den frisch erwahten deutschen Medien fand dieser Personenkreis seine Plattform, wobei Meinungsäußerungen aus Deutschland eindeutig überwogen. Nur vereinzelt lassen sich in deutschen Zeitungen und Zeitschriften auch Schuldvorwürfe oder Wertvorstellungen aus dem Ausland finden und dann zumeist aus dem deutschsprachigen Ausland.

Eine Unterscheidung, ob die Thematisierung der Schuld im einzelnen einen politischen oder theologischen Hintergrund hatte, ist zunächst insofern unwichtig, da sie stets als Stimme einer sich konstituierenden öffentlichen Meinung zu verstehen war. Die existentielle Notlage vor Augen, umschreibt das Prinzip der Reduktion das Vorhaben des Neuanfangs. Nur indem die Schuld eingestanden wurde, konnte eine Reinigung erfolgen und nur die Katharsis versprach einen Neuanfang zu ermöglichen. In diesem Zusammenhang zeigten sich in vielen Äußerungen die facettenreichen Aspekte von Reduktion. Sie wurde darin ebenso in ihrer Notwendigkeit thematisiert, die sich durch die historischen Umstände ergeben hatte, wie sie auch die Möglichkeiten der zukünftigen Lebensweisen bestimmen sollte. Eine Perspektive, die offenbar von den christlichen Tugenden der Demut, Bescheidenheit oder freiwilligen Armut geradezu bestimmt werden mußte.



<sup>2</sup> Ein deutscher Junge vor einer Schautafel, auf der die Greuel in deutschen Konzentrationslagern dokumentiert wurden. Das Ausmaß der Naziverbrechen den Deutschen vor Augen zu führen, war das Hauptanliegen der alliierten Umerziehung ("Reeducation").



<sup>3</sup> Schautafel aus dem "Reeducation"-Programm der Alliierten

## Martin Niemöller und die „politische Verantwortung der Christen“

Für viele verkörperte der evangelische Theologe Martin Niemöller den Widerstand der Kirche gegen den Nationalsozialismus. Als Marineoffizier und Kommandant eines U-Bootes hatte er sich im Ersten Weltkrieg zum Nationalgefühl bekannt und erst in den folgenden Jahren unter dem starken Eindruck der Kriegserlebnisse evangelische Theologie an der Universität Münster studiert. 1924 wurde er zweiter, später erster Geschäftsführer der Inneren Mission in Westfalen und nach 1929 ohne Parteizugehörigkeit Fraktionsführer der „Evangelischen Vereinigung“ im Stadtparlament in Münster. 1931 erhielt er eine Pfarrstelle in Berlin-Dahlem, wo er durch seine stark auf das Leben bezogenen Predigten eine rasch wachsende Zuhörerschaft anzog. Im September und Oktober 1933 begründete er mit bekennnistreuen Pfarrern im „status confessionis“ (Bekenntnisnotstand) gegen die Anwendung der nationalsozialistischen Rassengesetze in der Deutschen Evangelischen Kirche den „Pfarrernotbund“, dessen Vorsitzender er wurde. Der Notbund bildete die Keimzelle der später ausgerufenen „Bekennenden Kirche“. Trotz Bespitzelungen und Bedrohungen predigte er, ohne auf die politische Situation Rücksicht zu nehmen, in seiner Gemeinde und hielt Vorträge in ganz Deutschland. Am 1. Juli 1937 wurde er wegen Vergehens gegen das Heimtückegesetz, Kanzelmißbrauchs und Aufforderung zum Ungehorsam verhaftet und unter Anklage gestellt. Obwohl er freigesprochen wurde, nahm ihn die Gestapo noch im Gerichtsgebäude fest und brachte ihn als „persönlicher Gefangener des Führers“ zunächst in das KZ Sachsenhausen, 1941 in das KZ in Dachau und verschleppte ihn gegen Kriegsende nach Südtirol, wo er schließlich von den alliierten Truppen befreit werden konnte.

Bereits wenige Monate nach der Kapitulation trat er in Predigten und Vorträgen vor die Christen in Deutschland und im benachbarten Ausland. Bei all seinen Auftritten waren die Kirchen stets überbelegt mit Menschen, die Niemöllers Erläuterungen zur Schuldfrage gespannt verfolgten. Julius Posener berichtete über die voll besetzte Kirche bei einem der Vorträge in Herford: „Auch die Gänge waren überfüllt, an allen Eingängen hingen Mensentrauben, die ein Wort zu erhaschen suchten, und in dem Raum zwischen der ersten Sitzreihe und dem Altar saßen die Leute auf der Erde, die Gesichter gespannt nach oben gewendet“<sup>1</sup>. Eine dieser Reden hatte Niemöller mit dem Titel „Not und Aufgabe der Kirche in Deutschland“ überschrieben und wurde, subventioniert von der Ökumenischen Kommission in Genf, in hoher Auflage gedruckt und neben anderen Schriften über die Hauptbüros des HEKD an Interessierte verteilt.<sup>2</sup> In dieser Ansprache galt sein Interesse weniger der äußeren Not, den Trümmern der zerstörten Städte und der Tatsache, dass Millionen von Menschen in Kellern und Schutt leben mußten. Diese Fakten waren für ihn nicht so bedeutend wie die Tatsache, dass „in diesen Trümmern ein Volk sein Leben fristet, das geistig nicht mehr weiß, wohin es sich wenden soll“<sup>3</sup>. Die wirkliche Not der Kirche und die Not der Deutschen trat für ihn nicht im Verlust der lebenssichernden Bauten und Dinge, also dem materiellen Defizit zu Tage, sondern im eklatanten Fehlen von Werten, weswegen er zu dem beklagenswerten Fazit kam: „Es gibt im Grund keine Werte mehr“.<sup>4</sup>



<sup>4</sup> Martin Niemöller

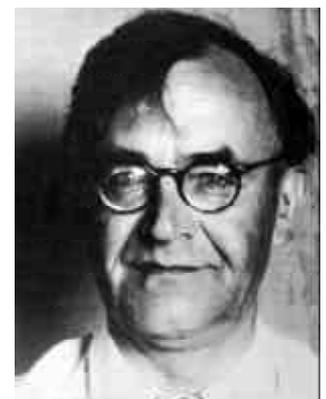
Seine Forderungen in den Vorträgen dieser Zeit zielten auf ein uneingeschränktes Bekenntnis zum christlichen Glauben. Obwohl er Religion und Politik trennte, forderte er vehement eine „politische Verantwortung der Christen“<sup>5</sup> ein, als unabdingbarer Bestandteil eines neuen gesellschaftlichen Bewußtseins. Die Menschen rief er zur Einsicht ihrer persönlichen Verantwortung für das Geschehene auf und nahm sich dabei selbst nicht aus. Mit diesem moralischen Appell an das Individuum lehnte er zugleich eine pauschal wertende Entnazifizierung ab. Gleichwohl vermied er es weitgehend, spezielle christliche Werte hervorzuheben, die in dieser Gesellschaftsform eine besondere Stellung haben sollten. Vielmehr sollte die Kirche gänzlich „zum christlichen Gewissen inmitten der menschlichen Gemeinschaften werden müssen, ohne sich jedoch jemals selber als eine politische Größe zu verstehen“<sup>6</sup>. Ein Verständnis also, das in stringenter Weiterführung der „Bekennenden Kirche“ stand und das auch er als so etwas wie einen „zweiten Anlauf“ verstand. Noch einmal sollte die Kirche die Rolle des christlichen Gewissens in der Gesellschaft übernehmen, aufs neue ermahnte Niemöller die Gesellschaft: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“<sup>7</sup>

### **Karl Barth und die „deutsche Nüchternheit“**

Der Schweizer evangelische Theologe Karl Barth, der bis 1935 an deutschen Universitäten gelehrt hatte und nach der zwangsweisen Pensionierung des Preußischen Kultusministers nach Basel zurückgekehrt war, wandte sich nach Kriegsende mit seinen Schriften gleich mehrfach an das deutsche Volk. Seine Interventionen waren ausdrücklich nicht nur von theologischem Inhalt und galten nachdrücklich einer individuellen wie auch gesellschaftlichen Neuorientierung der Menschen in dem zertrümmerten Land.

Obwohl er der evangelischen Kirche in Deutschland eine Mitverantwortung an den Verbrechen des NS-Regimes zuwies, lobte er die Aktivitäten der Bekennenden Kirche als Elemente des „bewußten, aktiven Widerstands“<sup>8</sup>. Für einen Neuanfang in Deutschland leitete er daraus zum einen die Legitimation für eine Beteiligung der evangelischen Kirche ab, denn „nur die evangelische Kirche könnte leisten, was hier zu leisten ist“<sup>9</sup> und grenzte gleichzeitig die katholische Kirche für den anstehenden Orientierungsprozeß aus. Ein Grabenkampf, der hier insofern relativiert werden kann, da beide Kirchen gleichermaßen eine christliche Werteethik einbringen wollten, und die Schuldfrage der Kircheninstanzen hier keine Rolle spielen soll.

Auch Barth bemühte sich mit großer Leidenschaft darum, dass eine „christliche Ethik“<sup>10</sup> als angemessene Reaktion auf die zurückliegenden Taten folgen sollte und zur wesentlichen Orientierung werden würde. In dieser Schrift charakterisierte er den Menschen als verirrttes Wesen, der von „Gottes Geduld, von Gottes Vergebung“<sup>11</sup> lebt. Gerettet durch Gottes Gnade ergehe an die Menschen der Mahnruf: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herab zu den niedrigen.“<sup>12</sup> Wiederholt entwickelte er aus diesem religiösen Verständnis eine Verbindung zwischen dem christlichen Glauben und einer gesellschaftlichen Neuorientierung. Aus



5

Karl Barth

der Beschreibung der Not und dem Bestreben eines neuen Selbstbewußtseins der Deutschen kam er auf den Begriff der „Nüchternheit“. Suggestiv stellte Barth die Frage: „Sind wir uns darin einig, dass der Gehorsam gegen Jesus Christus uns notwendig ganz nüchtern machen muß?“<sup>13</sup> und betonte, dass die christliche Ethik „zur Nüchternheit sich selbst und anderen gegenüber“<sup>14</sup> aufruft. Nur mit der erforderlichen „deutschen Nüchternheit“ könne „das deutsche Volk selbst aufatmen, dürfte vor Gott und den Menschen in aller Armut ehrlich dastehen“<sup>15</sup>.

Den Begriff der Nüchternheit griff in gleicher Weise **Eugen Gerstenmaier**, Mitinitiator und erster Leiter des HEKD, auf. Auch er begann seine Reden mit der Ermahnung, „nicht nur das Elend unseres Vaterlandes zu beklagen“<sup>16</sup>. Den Verlauf der Ereignisse sollte das deutsche Volk eher als Befreiung verstehen und nach „einer festen ruhigen Nüchternheit“<sup>17</sup> streben.

### **Hans Asmussen und die ökumenische Überwindung der Not**

Im Unterschied zu Karl Barth suchte der evangelische Pastor Hans Asmussen die Verbindung zur katholischen Kirche. Sein Engagement für eine Ökumene hatte in Klärungsprozessen innerhalb der evangelischen Kirchenleitung im Januar 1941 sogar zu internen Unstimmigkeiten geführt. Wie Martin Niemöller war auch Asmussen einer der elf Unterzeichner der „Stuttgarter Schulderklärung“. In seiner Schrift „Ein Wort der Kirche zur Lage“<sup>18</sup> sah er die Überwindung der Not in dem Bekenntnis zu den Grundlagen des christlichen Glaubens. Eine „Entnazifizierung“ könne nicht durch das Separieren und die Verurteilung einzelner Personen geschehen; vielmehr müsse sich das gesamte deutsche Volk seiner Schuld bewußt werden. Seiner Meinung nach fehle den Deutschen ein neues Menschenbild, das die menschlichen Ideale unabhängig von der bestehenden Situation der Not erkennbar machen sollte. Für Asmussen bestand die Aufgabe darin, die Herausforderungen die der „Alltag uns nüchtern stellt“<sup>19</sup> zu meistern und zugleich sah er darin die Möglichkeit, das Ideal eines neuen Menschen anzustreben. Nur „dann würde trotz aller Armut, in der wir leben und der wir entgegengehen, das Leben durch seine sachlichen Notwendigkeiten uns wieder lebenswert werden“<sup>20</sup>.

### **Der Verweis auf Thomas von Aquin**

Auf katholischer Seite stand der Jesuit **Karl Rahner** für eine Erweiterung des Theologieverständnisses. In seiner Reaktion auf die Thesen des Erzbischofs Gröber aus Freiburg von 1943, in denen Gröber mit „Beunruhigung“ auch den steigenden Einfluß des Protestantismus auf die Theologie bekundete, antwortete Rahner mit der Feststellung, dass es aufgrund „der allgemeinen, beiden gemeinsamen Zeitsituation, die unvermeidlich gleichen oder ähnlichen Fragen in den Vordergrund rückt [...] Berührungspunkte geben muß“<sup>21</sup>. Neben seiner internen Kritik gegenüber der katholischen Kirche galt sein Bestreben - vermutlich auch beeinflusst durch das Studium bei Martin Heidegger - einer integrativen Rückbesinnung auf die abendländische Philosophie. Im Besonderen versuchte er Texte von Thomas von Aquin in das Bewußtsein der Deutschen zu bringen, um einen Ausweg aus der Situation gegen Ende des Krieges anzubieten.



<sup>6</sup> Eugen Gerstenmaier 1944 als Angeklagter vor dem Volksgerichtshof.

Diese Bezugnahme auf Thomas von Aquin findet sich nach dem Krieg häufiger, was nur bedingt durch die offizielle Bestätigung der Neuscholastik in der katholischen Kirche zu erklären ist. Vermutlich ist das eher durch die systematische theologische Sicht des heiligen Thomas zu erklären, in der er die Oberhoheit Gottes hervorhob, um daraus die natürliche Welt als Schöpfung anzunehmen und den menschlichen Geist als leibgebunden zu verstehen. Die von Thomas von Aquin formulierte Aussage, „die Hände in den Schoß [zu] legen und von Gott überall dort Unterstützung [zu] erwarten, wo man sich durch eigene Arbeit helfen kann, ist töricht und heißt Gott versuchen“<sup>22</sup>, ließ sich in dem spezifischen Kontext der Nachkriegssituation als direkte Aufforderung zum Handeln verstehen.

Hierauf Bezug nehmend stellte der Sozialphilosoph und Dominikanerpater **Eberhard Welty** 1946 klar, „dass der Heilige gerade mit Rücksicht auf die klösterliche Armut betont, zur Fristung des Lebens genüge wenig. [...] Die Gläubigen sollen nicht widerstrebend, sondern bereitwillig ihre Pflicht erfüllen. Sie sollen möglichst alle dazu beitragen, dass denen, die allen dienen wollen, das zum Leben Notwendige übermittle wird. Die Hilfe soll den Charakter des freien Wohltuns, nicht der mühsam abgezwungenen, schmerzlich empfundenen Einbuße haben.“<sup>23</sup> In Ergänzung rekapitulierte Welty das Werturteil des heiligen Thomas gegenüber der Armut, dass „Armut als Massenerscheinung“ für die gesamte Gesellschaft auf jeden Fall keine ideale Lösung wäre. Auch wenn Thomas von Aquin „das Armutsideal der Bettelorden am Herzen lag“, betonte Welty: „Thomas lehnt Armut als Idealzustand der menschlichen Gemeinschaft ausdrücklich ab. Ja, er lehrt, dass Armut an und für sich nicht gut und erstrebenswert ist. [...] Die Gemeinschaft erträgt das nicht, sicher nicht auf Dauer. Wenn sie es wegen mißlicher Verhältnisse leiden muß, sich über das an sich geratene Maß hinaus zu bescheiden und einzuschränken, dann übernimmt sie zugleich die Pflicht, diese Not nach bestem Vermögen zu überwinden und wieder 'geordnete Verhältnisse' herbeizuführen.“<sup>24</sup>

### **Romano Guardini**

Weniger auf Thomas von Aquin als vielmehr auf einer platonisch-augustinischen Tradition und der Beschäftigung mit Bonaventura basierte das Denken von Romano Guardini. Mit seinem 1918 veröffentlichten Buch „Vom Geist der Liturgie“<sup>25</sup> hatte sich Guardini zu einer zentralen Persönlichkeit für die Erneuerung der katholischen Liturgie und damit zu einem Vordenker des Zweiten Vatikanums gemacht. Als Pfarrer, Lehrer und Mentor bewegte er sich in einem Bereich zwischen Theologie und Philosophie mit einem nachhaltigen Einfluß. Neben den theologischen Beiträgen erreichte er in den zwanziger Jahren eine breite Wirkungskraft dadurch, dass er in seiner Leitungsfunktion der katholischen Jugendbewegung „Quickborn“ eine kulturelle Prägung gab, wodurch sie zu einer wichtigen katholischen Einrichtung der Moderne wurde.

Eine kulturtheoretische Ausrichtung findet sich auch in seinen Nachkriegstexten, mittels denen er in unterschiedlichen Themenbereichen direkt und indirekt die historischen Ereignisse reflektierte. In seiner im Sommer 1947 verfaßten Schrift „Über das Wesen des Kunstwerks“ nahm er abermals



7 Romano Guardini

einen religiös-ästhetischen Zusammenhang auf. Nach Guardini wird der Künstler „von den Formen geführt und sie beherrschend zugleich, bildet er sie durch, vereinfacht sie, verdichtet sie, ordnet sie [...] um ihre Ausdruckskraft zu erhöhen und das Eigentliche deutlich werden zu lassen“<sup>26</sup>. Um sich dem Eigentlichen zu nähern, intensivierte er im Folgenden seine Betrachtungen auf den Menschen und dessen Vermögen zur Entwicklung. Anstatt das Eigentliche des Kunstwerkes im Objekt zu suchen, stand für ihn fest, dass jeder nur so viel im Kunstwerk erkennen kann, als er sich bemüht und als ihm gegeben ist. Das Eigentliche des Werkes liegt „hinter der empirischen Wirklichkeit, im Raum der Vorstellung“<sup>27</sup>. Jedoch sind nach Überzeugung von Guardini die Menschen zu „Aktivisten“<sup>28</sup> geworden, die verlernt haben „still zu werden“, sich „zu sammeln, zu öffnen, zu schauen und die Wesenheiten in uns aufzunehmen“<sup>29</sup>. Deshalb muß sich der Mensch um eine Obliegenheit bemühen, „die für uns Heutige so dringlich ist, wie kaum eine sonst, nämlich die der Kontemplation“<sup>30</sup>. In diesem Zustand, „mit wachen Sinnen und offener Seele [...] geht die Welt des Werkes auf“<sup>31</sup>. Dann ist es dem Menschen möglich, nicht nur das „Wirkliche“ wahrzunehmen, das sich ihm in den materiellen Qualitäten präsentiert, sondern das „Eigentliche“ aufzurufen, „es in der inneren Anschauung aufsteigen, durch Geist und Herz lebendig werden lassen“<sup>32</sup>. Das Kunstwerk ist zwar an der „Wirklichkeit beteiligt“, aber „seinen eigentlichen Sinn erhält das Werk erst von Gott her“<sup>33</sup>. Denn die Kunst „entwirft [...] etwas voraus, das noch nicht da ist“, ohne sagen zu können „wie es werden soll; dennoch gibt sie eine geheimnisvoll tröstende Gewähr, dass es kommen werde“<sup>34</sup>. Durch dieses „eschatologische“ Wesen des Kunstwerkes, das „die Welt über sie hinaus auf ein Kommendes“ bezieht, mündet bei Guardini das „echte Verhältnis zum Kunstwerk in etwas Religiöses aus“<sup>35</sup>.

Kultur- und gesellschaftspessimistisch zeigte er sich in zwei seiner maßgebenden Schriften aus der Nachkriegszeit, die unverkennbar eine Verknüpfung zur historischen Situation herstellen. 1951 erschien die Schrift über „Die Macht - Versuch einer Wegweisung“, in dem er sich nach den Erfahrungen des Nationalsozialismus der Frage widmete, wie der Mensch mit der Macht umgeht und sie mißbraucht. Ein Jahr zuvor war ein Buch erschienen, das Guardini gleichsam bescheiden mit einem „Versuch“ untertitelt hatte. Mit „Das Ende der Neuzeit - Ein Versuch zur Orientierung“ waren seine Vorlesungen, die er im Wintersemester 1947/48 an der Tübinger sowie im Sommer 1949 an der Münchener Universität gehalten hatte, in Buchform zusammengeführt worden. Bevor er den Versuch eines Ausblicks auf das Kommende machte, zeichnete Guardini das „von einer Religiosität erfüllte“<sup>36</sup> Welt- und Menschenbild im Mittelalter nach. In der Folgezeit, der Neuzeit, zeigte sich eine zunehmende Autonomisierung, Ausdifferenzierung und Entfremdung des Menschen. Guardini macht die Autonomie an den Begriffen der Persönlichkeit, der Natur und der Kultur als der werttragenden, zweiten Natur fest. In dieser Phase wurde sich der Mensch „selbst wichtig; das Ich, vor allem das ungewöhnliche, geniale, wird zum Maßstab für den Wert des Lebens“<sup>37</sup>. Es tritt eine „rein weltliche Wertordnung hervor. Eine neue, der christlichen Offenbarung gegenüber feindliche oder doch gleichgültige Haltung entsteht und bestimmt weit-

hin die kulturelle Entwicklung.“<sup>38</sup> In der Neuzeit wirkt somit ein Bestreben, das versucht, den Menschen „sinnmäßig aus dem Zentrum des Seins herauszurücken“<sup>39</sup>, er ist „autonom, hat freie Hand [...], bildet aber auch nicht mehr die Mitte der Schöpfung, sondern ist irgendein Teil der Welt“<sup>40</sup>. Das hat zur Konsequenz, dass sich die „Tiefenschichten des Menschen“ erregen und die „Uraffekte mächtiger erwachen: die Angst, die Gewalttätigkeit, der Besitzwille, die Auflehnung gegen die Ordnung“<sup>41</sup>. Zugleich regen sich aber auch die „religiösen Grundkräfte“<sup>42</sup>, auf die Guardini mit Blick auf das Kommende setzt.

Ein Gelingen der Zukunft des Menschen machte Guardini allerdings an drei Tugenden fest. Das ist zum einen der „Ernst“, „der die Wahrheit will“ und für die er „in der Sachlichkeit, die ja in vielem zu spüren ist“<sup>43</sup> eine Vorbereitung auf ihn sah. Zweitens „eine unpathetische, geistige, personale Tapferkeit, welche sich dem heraufdrohenden Chaos entgegenstellt“<sup>44</sup>. Und schließlich die dritte Tugend, „die Askese“, durch die der Mensch lernt, „durch Überwindung und Entsagung Herr über sich selbst zu werden - und dadurch auch Herr zu werden über seine eigene Macht“<sup>45</sup>. Insbesondere das von ihm im letzten Kapitel angesprochene Verhältnis des Menschen zur Macht und Technik machte er dann noch in seinen späteren Schriften zum Gegenstand der Betrachtung.

### „Buße“ und „Selbstbesinnung“

Das Verhältnis des Menschen zur Moderne und ihren epochalen Veränderungen machte um 1945 auch ein namhafter evangelischer Theologe und Philosoph zum Thema. Der nach Kriegsende in Tübingen lebende **Helmut Thielicke** veröffentlichte im August 1945 sein während des Krieges verfaßtes Buch „Fragen des Christentums an die moderne Welt“<sup>46</sup>. Darin stellte er klar, dass „das Thema der Technik [...] der Mensch“ sei. Für ihn lag hier der Schlüssel für die Deutung der desolaten Situation, in die sich der moderne Mensch gebracht hatte: „Die Geschichte der Technik wird deshalb zu einer Krankengeschichte, weil der Mensch krank ist. Es wäre Unsinn, die Technik zu dämonisieren oder zu diskreditieren.“<sup>47</sup>

Angesichts des unvermögenden Umgangs des Menschen mit der Technik sah er keinen Handlungsbedarf bei der Technik, sondern beim Menschen, als „eine Frage der Seelsorge und - der Buße“<sup>48</sup>. Der „Bußruf an den Menschen des technischen Zeitalters“ solle ihn zur „Umkehr“, zur „Heim-Kehr“ führen. In der chaotischen Lage des Krieges - das Kapitel wurde 1943 geschrieben - stand für ihn fest: „Das Thema der Zukunft besteht also nicht darin, dass das Evangelium die Technik sanieren könnte, sondern darin, dass der Mensch des technischen Zeitalters sich von Christus zur Ordnung rufen und in den Frieden mit Gott bringen lässt.“<sup>49</sup>

Als Philosoph ging auch der Kölner Hochschullehrer **Johannes Hessen** auf die Schuldfrage und einer daraus abzuleitenden Verhaltensweise der Deutschen ein. Für den „geistigen Wiederaufbau Deutschlands“ mit dem Ziel einer „Erneuerung des deutschen Geisteslebens“<sup>50</sup> stellte er die Bedeutung einer christlich geprägten Philosophie in der Wertediskussion heraus. Vermengt in einer Suche nach den Ursachen für die zurückliegenden Ereignisse und einer Differenzierung der Schuld, gab er den Rat an die

Kirchen zur ersten „Selbstbesinnung und Selbstläuterung ihrer Mitglieder“, den er integriert sah in einem grundsätzlichen Wiederaufbau „der ethischen Sphäre“<sup>51</sup>. Um „den Blick zu öffnen für das Reich der ethischen Werte“<sup>52</sup>, galt es aus seiner Sicht vor allem die beiden „Tugenden“ der „Wahrhaftigkeit und Reinheit“<sup>53</sup> zu pflegen.

### Eugen Kogon und der „notwendige Läuterungsprozeß“

Im April 1946 kritisierte **Eugen Kogon**, katholischer Politikwissenschaftler und Mitherausgeber der „Frankfurter Hefte“, die „These von der deutschen Kollektivschuld“<sup>54</sup>. Als Strategie der alliierten Aufklärungsarbeit sei sie gescheitert, da sie „undifferenziert und ohne Berücksichtigung der besonderen deutschen Mentalität vorgenommen“<sup>55</sup> worden sei. Für ihn stand vielmehr der Einzelne, die „individuelle Schuld“ im Mittelpunkt der Anklage, die letztlich dann aber doch für ihn in der Aufgabe mündete, „im Vertrauen auf die Kraft der Wahrheit die Unwissenheit zu beseitigen und so dem Einzelnen diesseits wie jenseits der deutschen Grenzen die Voraussetzungen für die eigene Meinungsbildung und die persönliche Besinnung zu bieten, damit der notwendige Läuterungsprozeß [im Text durch gesperrten Satz hervorgehoben; U.P.] doch noch, wenn auch mühsam, in Gang gebracht wird.“<sup>56</sup>

Trotz der allgemeinen Wertschätzung, die Kogon entgegengebracht wurde, als einer Persönlichkeit, die „in bitterster Zeit die schlichte Tapferkeit des Christen gefunden“<sup>57</sup> habe und ein „Bekenner der Wahrheit geworden“<sup>58</sup> sei, reagierte der kurz zuvor aus französischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrte Architekt **Rudolf Schwarz** argwöhnisch auf derlei öffentlich vorgetragene Schuldbekennnisse. In einem Brief ließ er Kogon wissen, dass er „als katholischer Christ [...] den Ort dafür nicht ganz passend“ finde und er das Gefühl habe, „manchen von denen, die da beichten, fehlt noch die praktische Erfahrung in dieser ungewohnten Beschäftigung“<sup>59</sup>. Schließlich sei die Buße ein Sakrament und als solches sei das, „was ganz innerst zwischen Gott und der irrenden Seele sich ereignet [...] ein Mysterium“<sup>60</sup>.

In dieser Kritik sprach Schwarz ein fundamentales Problem einer längst säkularisierten Gesellschaft in Deutschland an. Denn das politische Wirken war nur noch bedingt mit dem christlichen Glauben verbunden und deren Prämissen als solche verinnerlicht. Das Verständnis vom Schuldbekennnis hatte sich demnach von der ureigenst heiligen Aussprache zwischen Mensch und Gott zu einem öffentlichen Bekenntnis mit vornehmlich gesellschaftspolitischer Zielrichtung verändert. Wobei sich eben allenthalben Aussagen im politischen Raum mit christlichen Inhalten und Begriffen durchmischten. Aber genau dieser unklare Dunst von christlichen Prinzipien und politischen Anliegen konnte von überzeugten Christen wie Schwarz nicht akzeptiert werden. Denn trotz aller Befriedigung, dass christliche Werte gesellschaftsprägenden Einfluß hatten, ließ sich mitunter eine Instrumentalisierung und Konventionalisierung der Schulddebatte erkennen, die sich von urchristlichen Motiven zugunsten politisch und staatsrechtlich geprägten Absichten gelöst hatte.



<sup>8</sup> Eugen Kogon bei einem Podiumsgespräch während der Ruhrfestspiele Ende der vierziger Jahre. Links neben ihm Walter Dirks.

## Karl Jaspers und „die Schuldfrage“

Sehr differenziert, von besonderer öffentlicher Wirkungskraft und zur damaligen Zeit wahrscheinlich am eindrucksvollsten waren die Erläuterungen zur Schulddebatte von **Karl Jaspers**. Als Psychologe und Philosoph entwickelte sich Jaspers nach dem Kriege für das deutsche Volk zu einer Schlüsselfigur, zu einer moralischen Instanz. Er, der 1883 in Oldenburg geboren wurde und die epochalen Ereignisse Deutschlands in der ersten Jahrhunderthälfte miterlebt hatte, wurde durch ein breites Interessenspektrum bis zu seinem Tod 1969 zu einer der wichtigsten Stimmen der deutschen Nachkriegsöffentlichkeit. Was er nicht zuletzt dadurch erreichte, indem er die Grenzen wissenschaftlicher Rationalität in den politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen aufzeigte.

Durch seine Mitwirkung konnte an der Heidelberger Universität alsbald nach der Kapitulation wieder mit der Lehrtätigkeit begonnen werden, wo er bereits im Wintersemester 1945/46 eine Vorlesung über „Die Schuldfrage“<sup>61</sup> hielt, die 1946 als Buch erschien und nach dem Urteil des Verlegers Lambert Schneider die „meistdiskutierte Schrift dieser Zeit“<sup>62</sup> war. Darin führte Jaspers über die systematische Unterscheidung von Schuld, über die spezifischen historischen Aspekte der „deutschen Schuld“ schließlich zur „Reinigung“ als Mittel zur Überwindung der Situation. Mit dem „Weg der Reinigung“ schloß er seinen Beitrag zur Neuorientierung mit der semantischen Bandbreite reduktionistischer Wertbegriffe: „Eine Differenzierung der von Not Betroffenen ist notwendig, wo ich gut machen will, was ich mit verschuldet habe. [...] Folge ist die Bescheidung.“ Jaspers verallgemeinerte: „Demut (humilitas) wird unser Wesen. [...] - aus der Schlichtheit des Schweigens wird die Klarheit des Mittelbaren hervorgehen.“<sup>63</sup> Und er folgerte schließlich: „Reinigung ist der Weg des Menschen als Menschen. [...] Denn wahr ist jene Haltung an der Grenze nur, wenn sie getragen ist von der unbeirraren Besonnenheit, jederzeit das noch Mögliche zu ergreifen, so lange das Leben währt. Demut und Maßhalten ist unser Teil.“<sup>64</sup> Neben seiner differenzierten Betrachtung der Schuldfrage war es Jaspers also ein besonderes Anliegen, auch die kollektive Verantwortung für die Zukunft hervorzuheben.

## Reduktion im populärtheologischem Schrifttum

Kennzeichnend für die unmittelbare Nachkriegszeit sind ferner die mannigfaltigen Bücher und Broschüren mit populärtheologischem Inhalt. So wurden zum Beispiel 1946 Aufsätze und Predigten des evangelischen Pfarrers **Helmuth Schreiner** veröffentlicht, den „die Zukunft der Kirche“<sup>65</sup> angesichts der Armut nicht pessimistisch stimmte, denn er war der Meinung: „Der Kreuzesweg ist der Siegesweg.“<sup>66</sup> Im selben Jahr erschien ein schmales Heft mit dem Titel „Einbruch des Wesentlichen“<sup>67</sup> der dreiundzwanzigjährigen Medizinstudentin **Hildegard Dietrich**. In dieser religionsphilosophischen Betrachtung kam sie gleichermaßen zur Erkenntnis, dass nur der christliche Glaube eine Antwort auf die Situation geben kann. Zu den vorhandenen Entbehrungen stellte sie „die Kraft des Verzichtes“<sup>68</sup> als christliche Alternative dar: „Der Verzicht jedoch ist im höchsten Grade aktiv. Der Verzichtende gibt dem Leid einen edlen Sinn, indem er durch



<sup>9</sup> Karl Jaspers



<sup>10</sup> Karl Jaspers bei seiner Vorlesung über „die Schuldfrage“ im Wintersemester 1945/46 an der Universität Heidelberg.



<sup>11</sup> Karl Jaspers bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 1958 (von links nach rechts: Gertrud Jaspers, Karl Jaspers, Theodor Heuss, Hannah Arendt).

Entsagung der eigenen Vollendung näher zu kommen sucht. Das Leben verliert hierdurch seinen größten Schrecken, die Sinnlosigkeit. Ein echter Verzicht ist nur möglich auf Grund der Anerkennung seines sittlichen Wertes, im Vertrauen auf Gott, der unsere Erdenwege lenkt. Deshalb sind die Menschen, die wir wegen ihrer opferbereiten Haltung bewundern, immer religiös.“<sup>69</sup>

Mehr als nur trostspendend gab sich auch das 1947 von Heinrich Czeloth herausgegebene Buch „Segen christlicher Einfachheit“<sup>70</sup>. Autoren aus unterschiedlichen Geisteswissenschaften umkreisten mit ihren Beiträgen das „Ideal der Einfachheit und Tiefe“, den „Segen christlicher Einfachheit“ und hoben die „Christliche Einfachheit als Lebenswert“ hervor. In vielen weiteren Vorträgen und Schriften wurden Beiträge für eine Wertediskussion eingebracht, die - ausgehend von der Schulfrage - auf ein erneuertes Menschenbild zielten. Allein im zweiten Nachkriegsjahr erschienen zahllose kleine Bücher und Hefte mit gesellschaftsverändernden Absichten mit religiösen Inhalten, wie zum Beispiel eine Ausgabe der Zeitschrift „Pandora“ mit dem Titel „Zum neuen Menschenbild“<sup>71</sup> oder auch Richard Egenters Schrift „Von der Einfachheit“<sup>72</sup>. Fast ausnahmslos thematisierten sie Aspekte der Reduktion einerseits unter dem negativen Vorzeichen der Not und andererseits unter dem positiven Gesichtspunkt der Nüchternheit, Einfachheit, Demut oder Bescheidenheit als Orientierungswerte. Die Verinnerlichung dieser Werte sollte eine Antwort auf die Verhältnisse liefern. Auf die Frage „Was sollen wir tun?“<sup>73</sup> (Bernhard Kellermann) für den „Mensch in dieser Zeit“<sup>74</sup> (Hans Zehrer) wurde die einst gestellte Suggestivfrage „Die Rettung der Kultur in Einfachheit und Armut?“<sup>75</sup> (Jakob Burckhardt) in Erinnerung gebracht, mit dem angestrebten „Ideal der Einfachheit und Tiefe“<sup>76</sup> (Linus Bopp) beantwortet oder an die „einfache Sittlichkeit“<sup>77</sup> (Otto Friedrich Bollnow) gemahnt. Trostspendend wurde „der heilige Ruf“<sup>78</sup> (Oskar Hammelsbeck) ausgesprochen und an entsprechende Stellen vergleichbarer Not in der Bibel verwiesen, um „Gottes Wunder in der Wüste“<sup>79</sup> (Adolf Heller) als ein christliches Prinzip der Hoffnung zu preisen. Auch wurde wiederholt zum christlichen Glauben als „Lebenshilfe“<sup>80</sup> (Friedrich Rittelmeyer) aufgerufen, wodurch die Armut in Anmut weichen würde. Die „Gnade der Not“<sup>81</sup> (Reinhold Schneider) ermöglichte die Besinnung auf die „Christliche Einfachheit als Lebenswert“<sup>82</sup> (Robert Svoboda). Es wurde zur „Humanität und humanitas“<sup>83</sup> (Friedrich Klingner) aufgerufen und es wurde die „Sachlichkeit als ethische Wesenshaltung“<sup>84</sup> (Josef Pieper) dargestellt. In Vorträgen und Veröffentlichungen wurde an die bereits 1928 erschienene pädagogische Schrift „Erziehung zur Demut“<sup>85</sup> (F.J.J. Buytendijk) erinnert und an den Philosophischen Fakultäten wurden Dissertationsthemen wie „Die Armut des heiligen Franz von Assisi im Lichte der Werteethik“<sup>86</sup> (Marianne Geulen) indirekt in den aktuellen Kontext gestellt bzw. explizit und offiziell als „Botschaft des heiligen Franz an die Gegenwart“<sup>87</sup> von der katholischen Kirche eingebracht.

## Leitinstanz Kirche

Versucht man die theologischen und philosophischen Äußerungen zusammenzufassen, so wird zunächst deutlich, dass sie nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes sowohl einen Analyse- wie auch Orientierungscharakter hatten. Die kausalen Zusammenhänge in der Moderne wurden mit analytischer Schärfe oder mit seelsorgerischem Unterton thematisiert und die gegenwärtige Notlage als Konsequenz der Geschichte quitiert. Dabei wurde der Blick sowohl auf die jüngere Vergangenheit gelenkt und die Situation als Resultat des nationalsozialistischen Regimes verstanden, wie auch versucht wurde, die Wurzeln für diese Umstände in der Moderne und ihren vorbereitenden Weichenstellungen zu finden. Die Kommentierung der allgemeinen materiellen Situation, beschrieben durch eine omnipräsente Not, die oftmals Ausmaße einer unter dem Existenzminimum reduzierten Lebensform fand, erfolgte voller Anteilnahme und ohne besserwisserische Zwischentöne. Die deutsche Bevölkerung war gleichermaßen im Notstand gefangen. Es war ein Zustand, in dem die Menschen individuell und kollektiv mit existentiellen Fragen konfrontiert waren: Zu wenig Nahrung, kein Wohnraum, Zerstörung der materiellen Güter, der Verlust von Angehörigen und Menschen aus dem persönlichen Umfeld, begleitet von einer eklatanten geistigen Verunsicherung. An was konnte noch geglaubt werden? Alles schien in Frage gestellt zu sein, machte den Eindruck der Unbeständigkeit. Die Wirklichkeit war geprägt von der unvermeidlichen Zurückführung auf grundsätzliche Fragen des menschlichen Seins. Doch trotz aller Entbehrungen wurde die Not weniger als materielle Notlage empfunden, sondern vor allem als Mangel an Werten. Somit sah man einen materiellen Neuanfang nur dann im Bereich des Möglichen, wenn den Menschen Werte zur Orientierung vermittelt werden konnten. Diese Hoffnung bildete die andere Seite der Modalität: So gravierend und folgenschwer die Ereignisse vor 1945 nunmehr ihre Konsequenzen zeigten, so ergab sich auf der anderen Seite die positive Möglichkeit einer Neuorientierung und der Chance eines Neubeginns.

Dabei schien es keine Frage zu sein, wer diese Werte einbringen sollte und konnte. Nach dem Versagen der weltlichen Institutionen als moralische Instanz wurde in die Kirchen die Hoffnung gesetzt, Werte für eine Neuorientierung geben zu können. Folgerichtig waren neben den materiellen Hilfen, die aus kirchlichen Kreisen eingebracht wurden, die Beiträge der Kirchen vor allem ideeller Natur und erstreckten sich von einer individuellen Seelsorge bis zu Wertbeiträgen für das gesamte deutsche Volk. Das reichte sogar bis zu solch ausgeprägten Auffassungen, wie sie anlässlich der Eröffnung des Deutschen Katholikentages 1948 ausgesprochen wurde. Prälat Propst Dr. Legge stellte zu Beginn des Treffens fest: „Materielle Hilfe wird größtenteils die Sache des Staates sein, ideelle, geistige und religiöse Hilfe wird Sache der Kirche sein.“<sup>88</sup> In diesem Sinne unterbreiteten Persönlichkeiten der katholischen und evangelischen Kirche sowohl als Einzelperson wie auch als Sprecher ihrer Amtskirchen Werte für den Neubeginn. Allenthalben wurde von kirchlicher Seite eine „religiöse, geistige, soziale Erneuerung“<sup>89</sup> zum Thema gemacht. Die Kirchen boten eine

geistige Grundlage zur Bewältigung dieser materiellen Notlage an. Auf institutioneller Ebene schienen die Kirchen nach dem Zusammenbruch auch die einzigen Organisationen und Werteinstanzen zu sein, die sich behauptet hatten und zu diesem Impuls in der Lage waren.

Alle Themen und Werte in diesem Spektrum zeigten deutliche reduktionistische Dimensionen, bezogen sich auf christliche Tugenden und waren fest im christlichen Kontext eingebettet. In diesem Zusammenhang wurde beispielsweise die Armut als christliches Thema identifiziert und voller Vertrauen interpretiert, so dass Otto Dibelius in seiner Rede bei der ersten Versammlung des Ökumenischen Rates in Amsterdam 1948 die Armut dahingehend verstehen konnte, dass sie „Für die Kirche Christi [...] immer segensreich“<sup>90</sup> war. Aus diesem Verständnis heraus etablierte sich auch das alte Sprichwort, wonach „aus der Not eine Tugend zu machen“ sei. Allerdings wurde gleichsam deutlich gemacht, dass diese Werte nicht ausschließlich für die Notsituation gültig sein sollten, sondern als fundamentale Werte verstanden wurden, die es über diese Phase hinaus besonders hervorzuheben galt.

Grundlage für einen Neuanfang war jedoch das Bekenntnis zur Schuld, das in unterschiedlichen Erklärungsmustern diskutiert wurde. Daraus leitete sich als zweiter Schritt das Bekenntnis zu einer „Reinigung“, „Rückkehr“, „Besinnung“, „Läuterung“ oder auch „Katharsis“ der Menschen ab. Nur durch diesen Akt konnte ein Neubeginn möglich werden, wodurch die Katharsis zum Topos wurde. Auch das bildhafte „sich leer machen“ wurde zum geflügelten Wort. Der von Barth und anderen formulierte Begriff der „Nüchternheit“ stand für Wert und Wunsch der geistigen Lage. Allein im Dreischritt von Schuldfrage, Katharsis und Neuanfang schienen die Hürden der spezifischen Geschichte Deutschlands überwunden werden zu können.

Die Kirchen beschränkten sich somit nicht auf innerkirchliche Angelegenheiten, sondern verstanden sich vor allem auch als Instanz für soziale und gesellschaftliche Probleme. „Die Kirche“ galt als **Leitinstanz** für die allseits geforderte Neuorientierung der Menschen. Aus diesem Grunde beschränkte sich die Aufmerksamkeit nicht nur auf die sprachlichen Ausführungen der kirchlichen Repräsentanten und die geäußerten christlichen Wertbegriffe. In ihrer Funktion als Leitinstanz kam den kirchlichen Bauvorhaben nicht zuletzt auch als gebaute Demonstration Vorbildcharakter zu, die hinsichtlich der Umsetzung sprachlich formulierter Wertbegriffe in eine konkrete Umweltgestaltung paradigmatische Zeichen setzen sollte.

### **Stimmen von Publizisten und Kulturschaffenden**

Mit Beendigung des nationalsozialistischen Regimes und der Aufhebung der Gleichschaltung von Presse und öffentlichen Gremien wurde von den alliierten Besatzungsmächten wieder eine Meinungsfreiheit ermöglicht, die intensiv genutzt wurde. Insbesondere in den westalliierten Besatzungszonen wurde die Gelegenheit zum Druck von Zeitungen, Zeitschriften und Büchern für eine Presse, die sich als integrativer Bestandteil einer neuen Gesellschaft verstand, lebhaft genutzt. Hermann Glaser sprach in seiner Darstellung der Nachkriegszeit gar von einer „Zeitschrifteneuphorie“<sup>91</sup>.



<sup>12</sup> Überreichung der Lizenzurkunde für die Zeitschrift „Die Wandlung“ am 23. Oktober 1945 an die Herausgeber und Verleger (von links nach rechts: Major Sheppard Stone, Prof. Dr. Alfred Weber, Dr. Dolf Sternberger, Lambert Schneider und Oberstleutnant John B. Stanley).

Denn unter Lizenz der jeweiligen Besatzungsmächte erschien bereits 1945 eine große Zahl von Zeitschriften im ersten Jahrgang. Davon konnten sich allerdings viele nur bis 1950 im Handel behaupten. Wie ein großer bunter Blumenstrauß zeigte sich für wenige Jahre eine Fülle von Zeitschriften auf dem Markt, die das unmittelbare Nachkriegsdeutschland begleiteten und prägten.

Einige hatten pathetisch klingende Titel, wie „Die Wandlung“, „Der Ruf“, „Die Fähre“, „Das goldene Tor“, „Aussaat“, „Die Sammlung“ oder „Ende und Anfang“. Andere nahmen, wie die meisten Tageszeitungen, mit ihrem Titel Bezug auf den Entstehungsort, wobei die „Göttinger Universitätszeitung“ und die „Frankfurter Hefte“ besondere Bedeutung erlangten.

Ähnlich diesem Ortsbezug im Titel wurde in einigen Fällen versucht, einen sachlichen oder klassischen Zusammenhang anzusprechen, wofür Zeitschriften wie „Die Gegenwart“, „Dokumente“, „Der Merkur“, „Aufbau“, „Neubau“, „Athena“, „Der Standpunkt“ oder „Welt und Wort“ stehen. Jene Hefte standen allerdings in ihrem programmatischen Anspruch den pathetisch anmutenden Heften in nichts nach. Diese Titel aus der Nachkriegszeit zeugen obendrein von einer ernsthaft betriebenen Suche zahlreicher Initiatoren und Herausgeber, einen zeitgemäßen Titel zu wählen. Im Fall der Zeitschrift „Diogenes“, die von Heidelberger Studenten veröffentlicht wurde, erklärten die Herausgeber in der ersten Ausgabe den Titel mit der symptomatischen Bemerkung, dass Diogenes ein „Meister der Bedürfnislosigkeit“<sup>92</sup> gewesen sei und ergänzten mit ironischem Unterton: „Wir folgen dir, Diogenes, auf dem Pfad der Bedürfnislosigkeit.“<sup>93</sup> Neben literarischen, satirischen und anderen Schwerpunkten lassen sich die meisten Hefte als universelle Zeitschrift für Kultur und Politik verstehen. Zeitschriften wie „Aufbau“ und „Frankfurter Hefte“ trugen diese kulturpolitische Ausrichtung auch in ihrem Untertitel. Fast allen Zeitschriften war gemeinsam, dass Vertreter verschiedenster Disziplinen zu Wort kamen, was manchmal zu einem kuriosen Themenspektrum führte.

Eines dieser Hefte war „Die Wandlung“, die von Dolf Sternberger unter Mitwirkung von Karl Jaspers, Werner Kraus und dem Heidelberger Soziologen Alfred Weber herausgegeben wurde, und die mit ihrer Erscheinungsdauer von November 1945 bis 1949 genau jenen angesprochenen Zeitraum der Neuorientierung umschreibt.

In den ersten Ausgaben dieses Heftes finden sich neben essayistischen und dichterischen Beiträgen, wie den wiederveröffentlichten Texten von Erich Kästner, Marie Luise Kaschnitz und Franz Kafka auch richtungweisende politische Aufsätze, wie ein viel beachteter Text vom damaligen Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen Karl Arnold über die „Ruhrfrage“ oder philosophische und ethisch-soziologische Studien von Hannah Arendt und den Herausgebern Karl Jaspers und Alfred Weber.

Diese teilweise kühne Kombination von disziplinübergreifenden Textbeiträgen wird indes durchaus nachvollziehbar, sofern diese Beiträge als intellektuelle Orientierungshilfen verstanden werden. Mosaikartig fand der Leser geistige Bausteine, um sich selbst ein Muster bilden zu können, unabhängig davon, ob die Lücken durch fehlende Kenntnis oder Zerstörung



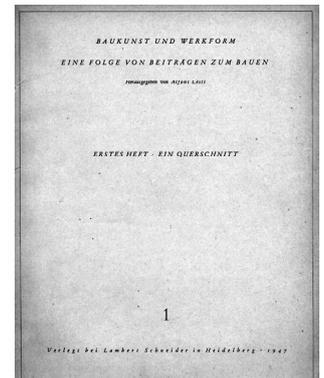
<sup>13</sup> Zeitungsstand am Hauptbahnhof in München 1949.

entstanden waren, wobei sich von den angebotenen Mosaiksteinen zahlreiche Stücke durch ihre betonte Schmucklosigkeit auszeichneten.

### **Aufruf des wiedergegründeten Deutschen Werkbundes**

Der Deutsche Werkbund (DWB) hatte sich seit 1907, dem Jahr seiner Gründung, bis zu seiner Auflösung im nationalsozialistischen Geflecht eines gleichschaltenden Kulturapparates im Jahr 1934 als Instanz für eine qualitativ hochwertige Ausführung von Architektur und Gebrauchsgütern verstanden. Er sah sich eher als Vermittler zwischen Gestaltern, ausführenden Firmen und Nutzern, denn als eine Künstlervereinigung. Dass er in dieser Beziehung in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens eine große Geltung erreichen konnte, ist nicht zuletzt auf die zahlreichen Publikationen zurückzuführen, in denen Laien und Fachleuten die mustergültigen Produkte der Werkbundmitglieder vorgestellt wurden. Diese vermittelnde Aufgabe hatte schon Fritz Schumacher in seiner Ansprache anlässlich der Gründungsversammlung im Oktober 1907 in München hervorgehoben und seinerzeit prognostiziert: „Wenn sich Kunst mit der Arbeit eines Volkes enger verschwistert, so sind die Folgen nicht nur ästhetischer Natur.“<sup>94</sup> An diese Tradition der Vermittlung von künstlerischen, technischen und gesellschaftlichen Belangen wollte der Werkbund nach dem Krieg wieder anknüpfen, weswegen sich im Sommer 1945 eine Gruppe ehemaliger Werkbundmitglieder in Düsseldorf traf, um eine Neugründung des Bundes vorzubereiten. Im September wurde von zwanzig Männern, unter ihnen die Architekten Alfons Leitl und Hans Schwippert, die erste Werkbundgruppe gegründet und die Genehmigung zum Neuaufbau des Bundes in der englischen Besatzungszone beantragt. In der Folgezeit gründeten sich weitere Gruppen. Zunächst im rheinischen Gebiet, dann leitete Otto Bartning die Gründung in der amerikanischen Zone in die Wege, Paul Renner und Egon Eiermann bemühten sich in der französischen Zone, in Hamburg wurde nach ersten Ansätzen von Bernhard Hopp der Architekt Rudolf Lodders zum Vorsitzenden gewählt, in München übernahm Max Wiederanders den Vorsitz und auch in der sowjetischen Zone wurde die Neugründung unter der Leitung von Heinrich Tessenow versucht, die zunächst jedoch an „Genehmigungsschwierigkeiten“<sup>95</sup> scheiterte. Unter Mitwirkung von Hans Scharoun, Max Taut, Lilly Reich und Hermann Henselmann konnte aber kurz darauf auch in Berlin eine Gruppe gegründet werden. So war der Deutsche Werkbund organisatorisch einstweilen in sechs Landesgruppen getrennt.

Der erste große öffentliche Auftritt des wiedergegründeten Deutschen Werkbundes nach dem Krieg erfolgte mit einem auch als „Lützelbacher Manifest“ bekannt gewordenen „Aufruf“. Die von Werkbundmitgliedern in Lützelbach, einem kleinen Ort im Odenwald verfasste Grundsatzklärung erschien im Januar 1947 als ein auf eine Seite beschränkter „Aufruf: Grundsätzliche Forderungen“<sup>96</sup> im ersten Heft der Zeitschrift „Baukunst und Werkform“. In diesem neuen Fachorgan, das von Alfons Leitl im Verlag von Lambert Schneider herausgegeben wurde, erklärten im Januar 1947 insgesamt 38 führende Mitglieder des DWB ihre Leitgedanken für die zukünftige Gestaltung von Architektur und Mobiliar.



<sup>14</sup> Titelseite des ersten Heftes der Zeitschrift „Baukunst und Werkform“ aus dem Jahr 1947.

Programmatisch wie in einem Manifest, aber zugleich entkräftet und geschwächt wirkend, gestanden sich die Unterzeichnenden ein: „Wir sind auf den Grund der Dinge verwiesen, und von da aus muß die Aufgabe in aller Einfachheit neu begriffen werden“<sup>97</sup>. Im letzten Punkt dieses fünf Punkte umfassenden, kurz gehaltenen Aufrufs formulierten die Unterzeichner: „Für Wohnbauten und für unsere öffentlichen Gebäude, für Möbel und Gerät suchen wir statt berspezialisierung oder kümmerlicher Notform das Einfache und Gültige. Denn nur das Gültig-Einfache ist vielfältig brauchbar“<sup>98</sup>. Bemerkenswert ist zunächst, dass die Formulierung des Suchens gewählt wurde. Durch diesen Wortlaut wird für erste von objektiven Eigenschaften auf das Offene des Suchprozesses verwiesen und implizit mehrere Gestaltungsmöglichkeiten erwogen, was sicherlich den unterschiedlichen Vorstellungen entgegenkam. Es besagt, dass die Unterzeichnenden keine verbindlichen Attribute angeben konnten oder wollten, was das „Einfache und Gültige“ für die Form der Objekte bedeutet, oder konnten sich zumindest auf keine eindeutigeren Angaben einigen. Durch die Vermeidung von Kriterien und Festlegungen für das Objekt sollte offensichtlich jedem dogmatisch-autoritären Anzeichen für die Gestaltung eine Absage erteilt werden. Das heißt, die Haltung, mit der die Produzenten eine neue Gesellschaft und Umwelt gestalten sollten, sowie der Charakter der Produkte mußten in das Leitbild der Reduktion passen - dahingehend zeigt der Aufruf kompromilose Züge. Für die spezifische Gestaltung galt Liberalität und die Möglichkeit zur Vielgestaltigkeit. Bei einer Spurensuche, die den individuellen Positionen nachgeht, zeigt sich dann auch, dass jeder eine Vorstellung davon hatte, was diese Aussage für ihn bedeutete und welche Formen sie annehmen konnte.

Insgesamt unterzeichneten 38 Persönlichkeiten aus unterschiedlichen Berufsfeldern diesen Aufruf<sup>99</sup>. Neben dem Verleger Lambert Schneider und dem Herausgeber und Architekten Alfons Leitl waren es die Künstler Willi Baumeister und Max Pechstein, die Gestalter und Graphiker Wilhelm Wagenfeld, Hans Warnecke, Paul Renner, Alfred Mahlau und Hans Leistikow, der Kulturpolitiker und Mitherausgeber der „Frankfurter Hefte“ Walter Dirks, der Soziologe Ludwig Neundörfer, der Stadtbaurat von Frankfurt am Main Eugen Blanck, die Kunsthistoriker Richard Hamann, Otto Haupt, Walter Passarge und Carl Georg Heise, der Schriftsteller Carl Oskar Jatho, der Gartengestalter Karl Forster und - vor allem - zahlreiche Architekten.



15 Aufruf des wiedergegründeten Deutschen Werkbundes im Januar 1947.

## Lambert Schneider

In diesem Zusammenhang müssen aber vorab zwei Persönlichkeiten aus dem Verlagswesen genannt werden. Als erster der 1900 in Köln geborene **Lambert Schneider**, dem eine Schlüsselposition in der publizistischen Vermittlungsarbeit zukommt, die weit über verwaltende und organisatorische Belange hinausging. Er gehörte in dieser Zeit den intellektuellen Fachkreisen an und war deren Vermittler zur Öffentlichkeit. Als 25-jähriger hatte er seine Verlagstätigkeit mit einer Bibelübersetzung von Martin Buber und Franz Rosenzweig begründet. Bedingt durch finanzielle Schwierigkeiten und die Bekanntschaft mit Salman Schocken wurde er 1932 Geschäftsführer des Schocken Verlages in Berlin. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten war er, - nach eigenen Worten - als „Judengenosse und wurzelloser Intellektueller“<sup>100</sup> eingestuft, überwiegend für den Schocken Verlag tätig.

Auf Empfehlung von Alfred Weber kam Lambert Schneider 1945 nach Heidelberg, um dort unter der Lizenz der amerikanischen Militärregierung einen Verlag zu gründen. Heidelberg hatte kaum Bombenschäden zu beklagen. Aus dieser Gunst bot sich hier für etliche Persönlichkeiten der geeignete Rahmen, um sich verstärkt einer geistigen Aufbauarbeit zu widmen. Neben den bereits erwähnten Mitherausgebern der Frankfurter Hefte, Karl Jaspers und Alfred Weber, war auch Otto Bartning zugegen, der dort die Bauhütte der frühgotischen Heiliggeistkirche leitete. Außerdem Theodor Heuss, der als erster Bundespräsident ab 1949 nicht nur die politische Nachkriegslandschaft Deutschlands prägte, sondern von 1918 bis 1933 auch versuchte, als Mitglied in der Geschäftsführung sowie im Vorstand des Deutschen Werkbundes, dessen Interessen zu vertreten.<sup>101</sup> Ebenso förderte er nach Ende des Krieges dessen Wiederbelebung, um den gesellschaftlichen und gestalterischen Anliegen des Werkbundes wieder eine breite Öffentlichkeit zu geben.<sup>102</sup> Das brachte er auch dadurch zum Ausdruck, indem er 1939 ein Buch über Hans Poelzig veröffentlichte, dessen Druckvorlagen und ein Großteil der gedruckten Auflage durch die Bombardierung vernichtet wurde und 1948 in veränderter Form im Wasmuth Verlag veröffentlicht werden konnte.

Die Anzahl von Intellektuellen begünstigte, dass Heidelberg zum Verlagsstandort wurde. Neben dem Sozialdemokraten Hermann Knorr und dem Kommunisten Rudolf Agricola wurde Theodor Heuss Mitherausgeber der „Rhein-Neckar-Zeitung“, nachdem die amerikanische Militärverwaltung ihnen am 5. September 1945 die Lizenz erteilt hatte. Lambert Schneider erhielt die Lizenz für die neu zugelassene Monatszeitschrift „Die Wandlung“, der kurze Zeit später die Zeitschrift „Baukunst und Werkform“ und zahlreiche andere Zeitschriften und Bücher folgten.

## Franz Albert Kramer

In einigen Vorträgen und Schriftstücken wurde in der Nachkriegszeit an die Malerei des Biedermeier und Autoren der realistischen Epoche des 19. Jahrhunderts, wie Adalbert Stifter und Gottfried Keller, erinnert. Das Augenmerk wurde auf die durch ihr Werk erstreckende poetische Darstellung einer armen und einfachen Lebensweise gerichtet. In diesen spezifi-



16

Lambert Schneider

schen Bildern sah man ein ideales Menschenbild mit einer mustergültigen Lebens- und Gesellschaftsform.

Dieser kulturelle Bezugsrahmen war auch für **Franz Albert Kramer** relevant. Ähnlich wie Lambert Schneider, bewegte auch er sich in dem Spannungsfeld zwischen einer publizistisch und gesellschaftspolitisch engagierten Tätigkeit. Als Auslandskorrespondent hatte er sich aus der Ferne am Widerstand gegen das NS-Regime beteiligt, bevor er 1946 die Wochenzeitschrift „Rheinischer Merkur“ gründete. In den ersten Nachkriegsjahren veröffentlichte er zwei Bücher zur Neuorientierung, „dass die Deutschen [...] echte Erkenntnis aus dieser furchtbaren Erfahrung gewinnen, um zu den wirklichen, dauernden Grundlagen ihres Lebens zurückfinden zu können“<sup>103</sup>.

In seiner Schrift „Vor den Ruinen Deutschlands“ rechnete er entschlossen mit Adolf Hitler ab, rekapitulierte dessen Werdegang und die daraus entstandene Misere für das deutsche Volk. Als er in seinem „Aufruf zur geschichtlichen Selbstbestimmung“ - so der Untertitel des Buches - zur Frage kommt „Was sollen wir tun?“, antwortete er: „Gerade die einfachen, wesentlichen Tatsachen des Lebens wollen heute neu durchdacht werden. Wer ist der Mensch? Ein Geschöpf Gottes, zum Guten berufen, trotz aller Anfechtungen und Schwächen, oder ein Wolf? Wer ist unser Nächster? Was bedeutet uns die Familie, die Gemeinde? Welche Rechte, welche Pflichten haben wir in ihr? Was ist der Staat?“<sup>104</sup>

Mit einer gesellschaftspolitischen Struktur, die vom selbstkritischen Individuum, über die Familie, die Gemeinde in ihrem religiösen und politischen Verständnis, bis hin zu „unseren Stämmen und Ländern“ führt, schlug er eine Gliederung für den Neuanfang vor. Dieses Gefüge verstand er nicht als etwas Neues, sondern erkannte es bereits in den Gedanken des 19. Jahrhunderts. An die Kultur, die sich in jener Epoche entfaltet hatte, sollten sich die Deutschen orientieren. So stellte er in Aussicht: „Nur in dieser Rückkehr zu unseren Ursprüngen, zum Einfachen, zum Bescheidenen, zum Unverlorenen können wir die Grundlage unserer Zukunft gewinnen.“<sup>105</sup>

In dem kurz darauf erschienenen Buch „Politische Leitsätze“ stellte er eine Auswahl dieser kultur- und gesellschaftskritischen Schriften des vorangegangenen Jahrhunderts zusammen. Erweitert um seinen Kommentar, wollte er damit die darin angesprochenen föderalistischen Leitsätze in die politische Neuformierung einbringen und sah sich in einer Konzentration auf die Gemeinde, den Kreis und den Bezirk längst in seiner vorangegangenen Theorie bestätigt. Denn „sie waren die einzigen Stützpunkte, die im Frühjahr 1945 aus dem Chaos des Zusammenbruchs noch auftraten, so dass sie ohne Erörterung als Grundlage eines neuen administrativen Gefüges dienen konnten“<sup>106</sup>. Unabhängig davon, ob man seine Aussage vom „einfachen, durchschnittlichen Menschen“ im geistigen oder gesellschaftlich-politischen Sinne verstand, mussten nach Kramer die Deutschen „nunmehr vom Boden her beginnen, um - in Bescheidenheit und Armut - Stufe um Stufe“ ihres „geistigen, politischen und materiellen Lebens neu zu errichten“<sup>107</sup>. Die persönliche Einflußnahme von Kramer auf gesellschaftliche Entwicklungen endete allerdings schon 1950, als er im Alter von nur 49 Jahren starb.

### Carl Oskar Jatho (DWB)

Das vom Schriftsteller **Carl Oskar Jatho** in den letzten Kriegsjahren verfaßte Werk „Urbanität - Über die Wiederkehr einer Stadt“<sup>108</sup> ist an dieser Stelle eine adäquate Ergänzung. Auch Jatho gehörte zu dem Kreis der 38 Unterzeichner des wiedergegründeten Deutschen Werkbundes. In diesem Redenspiel sprechen vier Freunde - Urs, Severin, Sibylle und Ursula - mit einem Fremden im Sommer des Jahres 1943 über die Zerstörung und den Wiederaufbau Kölns. Das Augenmerk ist in dieser Runde auf den Wiederaufbau der Stadt und insbesondere seiner Kirchen gerichtet. In melancholischer Stimmung sitzen die fünf Akteure zusammen an einem Obstwiesenhang, im Rheintal. Voller Wehmut beklagen sie ihr geliebtes „Heiliges Köln“<sup>109</sup>, deren historische Bauten darnieder liegen.

Als zum ersten Mal der Wiederaufbau angesprochen wird, behauptet Severin: „Zumal uns noch der größte Kummer droht: Kölns Wiederaufbau im altkölnischen Stil.“ Und ergänzt: „Ja, wißt Ihr nicht, dass manche die Frage der Wiederinstandsetzung unserer Kirchenruinen für ‘furchtbar einfach’ halten? Es dünkt sie nur eine Frage des Geldes.“<sup>110</sup> Worauf Urs nachfragt: „Konservieren? Renovieren? Wie aber, wie? Ein Januskopf wirft seinen Schatten über die arme Stadt.“ Nach der lapidaren Anmerkung von Severin, „noch nicht arm genug, heißt es im Märchen“, verheißt Sibylle: „Eine Als-ob-Architektur wird aus dem Boden kriechen. Was bisher alt war, von nun an wird es so aussehen, als ob es alt wäre ... Ein zugrunde gegangenes Formerbe ist unwiederbringbar.“<sup>111</sup> Die Herausforderung an eine zeitgemäße Reaktion wird schließlich von Urs mit den Worten zusammengefaßt: „Was ist es anders, Bewahren und Erneuern des Erbes, als seine Einbeziehung, Einschmelzung in unser lebendiges Denken, Einatmung seines ätherischen Zaubers in unser inneres Sein, Einwirkung in unser tagtägliches Wirken.“<sup>112</sup>

Im weiteren Gespräch versuchen die Freunde, das mögliche Bild einer zukünftigen Stadt und ihrer Bauten zu skizzieren. Die umfassenden Anforderungen an die Planer werden dabei hoch angesetzt. Mit einem ähnlich universalen Anspruch wie es Rudolf Schwarz mit dem Titel seines Buches „Von der Bebauung der Erde“<sup>113</sup> überschrieben hatte, formuliert der Fremde: „Wer Kernstadtplaner sein will, der muß auch Randstadtplaner, muß Landesplaner, muß, nolens volens, Erdplaner, Planetplaner sein.“<sup>114</sup> Als danach die Gedanken um den Charakter der zukünftigen Architektur kreisen, kommt es zu dem Ausspruch von Sibylle: „Das neue Haus, das Haus einer neuen Wohnsittlichkeit, ist rundum unfassadesk, gleichsam architekturlose Architektur; Architektur allein durch den bezwingenden Ausdruck des baulichen Gliederspiels.“ Worauf der Fremde schlagfertig und treffend ergänzt: „Das neue Haus ist von einer poetischen Sachlichkeit und berausenden Nüchternheit.“<sup>115</sup>

### Richard Hamann (DWB)

Einen geistesverwandten Gedanken nahm auch der Kunsthistoriker und Hochschullehrer **Richard Hamann** auf, der ebenfalls ein Unterzeichner des Aufrufs war. Im ersten Heft der Zeitschrift „Die Neue Stadt“ lenkte er mit der abwägenden Frage nach der Orientierung an historischen Vorbil-

den versus einer „Radikalität im Sinne des Bauens für die Zukunft“<sup>116</sup> den Blick auf die Rolle des Architekten. Vom „wahren Architekt“ verlangte er „Taten [...], damit die Grenzen des Möglichen und Erreichbaren gesehen und abgesteckt werden können. Diesen Künstlern wird viel zugemutet werden, denn sie müssen, um Architekten zu sein, ihre Künstlerschaft verbergen, müssen aufhören, originell zu sein um jeden Preis, denn über ihnen steht die Forderung des Tages und der Zukunft. Wahre Architektur dient, schafft unter unabweislichen Bedingungen, ihre größte Kunst ist es, die Kunst zu verbergen, die in der Formung und Proportionierung des Einfachen sich viel mehr als in der Anpappung von schönen Zutaten bewährt.“<sup>117</sup>

Hamann knüpfte damit an seine 1933 veröffentlichten Würdigungen einer internationalen „Sacharchitektur“<sup>118</sup> an. „Dieser Purismus“ hatte für ihn „die Gebräuchlichkeit der Architektur“ wiederhergestellt und sie von „der Bildhaftigkeit, zu der der Expressionismus sie geführt hätte, wenn er überhaupt architektonisch sich geäußert hätte“<sup>119</sup> gereinigt. Mit Beispielen von Gropius, Le Corbusier, Berlage, Oud und anderen hob er für diese „neueste, sachliche Architektur“ hervor, dass sie „radikaler als alle Architektur bisher auch von jedem Ausdruck des Menschlichen“ - was er in eine emotionale Reichweite brachte - „und Repräsentativem“<sup>120</sup> befreien würde. In dieser Neigung zur Sachlichkeit hatte er Deutschland ohne nationalen Pathos in einer international führenden Position gesehen. Nicht zuletzt Institutionen wie der Werkbund und das Bauhaus hatten ihm gezeigt, dass selbst Amerika in dieser Tendenz zurücksteht, „weil es zwar die Versachlichung, aber nicht die Vergeistigung der Sache in gleicher Intensität, zwar die Mechanisierung des Daseins, aber nicht die Kunst in der Mechanisierung in gleicher Weise angepackt hat“<sup>121</sup>.

### **Kurt Blaum**

Der Jurist und Politiker **Kurt Blaum** gehört zwar nicht in die Reihen der Architekten, dennoch kann er für die Diskussionen um den Wiederaufbau in Deutschland zu den Persönlichkeiten mit Fachkompetenz und Einfluss gezählt werden. Nach Beendigung des Krieges war er kurzfristig wieder Oberbürgermeister in Hanau, wo er dieses Amt bereits von 1921 bis 1933 innehatte, bevor er noch 1945 zum Oberbürgermeister in Frankfurt am Main ernannt wurde. Lediglich für ein Jahr in diesem Amt, organisierte er Vorträge und Veranstaltungen zum Wiederaufbau deutscher Städte und profilierte sich in diesem Gebiet zum Sachverständigen. Seine Thesen für den Wiederaufbau und die Neugestaltung der Städte finden sich im ersten Heft der 1947 gegründeten Zeitschrift „Die Neue Stadt“<sup>122</sup>. In diesem Beitrag teilte er die anstehenden, langwierigen Wiederaufbauplanungen in drei Phasen ein, wobei er für jede dieser drei Entwicklungsetappen reduktionistische Aspekte betont. In einer gleichermaßen komplex wie rational bestimmten Betrachtung der Situation, in der er technische Möglichkeiten genauso berücksichtigte wie geschätzte Bevölkerungsentwicklungen, wählte er für die erste Stufe der „vorläufigen Instandsetzung“ eine täuschend ähnliche Formulierung wie im Werkbundaufwurf: „Fast alle Arbeiten der Instandsetzungsperiode dürfen jedoch nur in sehr beschei-

dener und einfacher Weise durchgeführt werden. Man schaffe allerdings nicht provisorische Bauten, sondern verwende, soweit es Material und Fachkräfte gestatten, wenigstens in den wesentlichen, vor allem den tragenden und schützenden Teilen der Gebäude Endgültiges; [...].“<sup>123</sup>

In der zweiten Stufe, der „endgültigen Wiederherrichtung“, sah er den Reiz für die Architektenschaft in einer langwierigen Zeit mit „sehr schwierigen, aber auch sehr reizvollen Aufgaben. Bei gleichzeitig notwendiger, strengster Ersparnis an Baumaterial, vor allem an Holz, Eisen und Glas und an Facharbeitern, wird die Umgestaltung der früheren Gebäude die Hauptbeschäftigung der Baumeister sein. Ihre Aufgabe ist es dabei, die Grund- und Aufrisse auf die Erfüllung der funktionalen Aufgaben der Einzelbauteile und Räume zu konzentrieren: Zweckgerechtes, wahres und schlichtes Bauen muß das Ziel sein!“<sup>124</sup> Für die noch weit entfernte dritte Stufe, den „Neubau“, mahnte er pauschal eine finanzielle und bauliche Zurückhaltung an. Vor dem Neubau auf flächenmäßig zerstörten Stadtteilen sollten zunächst die Baulücken gefüllt werden, dann die Bauflächen, denn „hier heißt Sparsamkeit gleichzeitig Verbesserung des Stadtbildes.“<sup>125</sup>

Diese vorgeschlagene, rational geprägte Strategie für den Wiederaufbau inklusive des verwendeten Duktus erinnert aber nicht nur an den Werkbundaufwurf, sondern auch an nationalsozialistische Planungsaussagen. Denn Blaum wählte nicht das vorsichtig Suchende wie beim Werkbundaufwurf, sondern das streng Bestimmende und verzichtete auf das Geistige in seiner Anleitung. Beinahe unauffällig tauschte Blaum das „Gültige“ des Werkbund-Aufrufs in ein „Endgültiges“ und kam in die Nähe des Apodiktischen, wie es gerade die Nationalsozialisten in allen Phasen ihrer Macht pflegten. In strategischen Schritten, vorschrittmäßig und ordnungsgläubig, hatten auch sie - keinen Widerspruch duldend - das Letztgültige, Unumstößliche in immer neu veröffentlichten Richtlinien und Erlassen in Aussicht gestellt. Darüber hinaus hatten sie zweckrational die ökonomische Dimension der Reduktion als dringendstes Argument und Vorgabe hervorgehoben, ermahnten in den „Grundsätzen für die Durchführung von Wohnungsbauten im 3. Kriegswirtschaftsjahr“ genauso zur „Sparsamkeit im Verbrauch kontingentierter Baustoffe!“<sup>126</sup>, wie auch Speer in seiner Rede im November 1943, in der er für den Wiederaufbau eine „Friderizianische Sparsamkeit in jeder Beziehung“<sup>127</sup> eingefordert hatte.

Mit seinen Überlegungen richtete sich Blaum nicht nur an Stadtplaner und Architekten. Er nutzte auch die Chance, am 23. August 1945 vor dem Bruderrat der Bekennenden Kirche bei deren mehrtägiger Tagung in Frankfurt am Main zu sprechen. Bei dieser Tagung, in der seitens des Bruderrats, wenige Tage vor der Kirchenkonferenz von Treysa, die Bildung der EKD vorbereitet wurde, referierte Blaum ebenfalls über den Neuaufbau der Stadt. Über das nachfolgende Gespräch findet sich im Protokoll nur ein Satz, der einerseits den politischen Stellenwert der Kirche in Deutschland dokumentiert: „In der darin anschließenden Aussprache wird die politische Bedeutung der Kirche deutlich, die heute das einzige Sprachrohr Deutschlands ins Ausland, zum Roten Kreuz und zu den Helfern im Ausland ist.“<sup>128</sup> Andererseits ist diese knappe Aussage vielleicht ein Indiz dafür, dass es für die Mitglieder des Bruderrates trotz dem gemeinsamen

Bekenntnis zur Reduktion schwierig war, seine Aussagen in dieser Weise und mit derartigen Prioritäten zu teilen.

### Standpunkte von Architekten

Nicht nur Politiker, Verleger, Kulturschaffende, Philosophen und Theologen brachten sich aktiv in die geführte Wertediskussion ein. Vor allem auch Stadtplaner und Architekten beteiligten sich an Vorschlägen zur Neuorientierung der Menschen nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Diktatur. Aus der grundsätzlichen Intention, einen aktiven Beitrag zum Neubeginn zu leisten und sich als Planer mit einer neuen Ethik einzubringen, wurden Vorträge und schriftliche Beiträge offeriert. In dieser katastrophalen Situation lag angesichts des Mangels an Baustoffen und fehlender finanzieller Grundlage im Planen und Bauen eine besondere Herausforderung für Stadtplaner und Architekten.

Im Gegensatz zu den Geisteswissenschaftlern, die vor der Katharsis und dem Neuanfang unter der Devise der Einfachheit und Nüchternheit die Schuld thematisierten, fehlte dieser Aspekt bei den Architekten auffällig oft. Allenfalls in privater Korrespondenz wurde die Schuldfrage angesprochen, um aber wie Rudolf Wolters über die Anerkennung einer „Kollektivschuld“ ausweichend zu bescheinigen: „Es ist also müßig, darüber zu streiten, wer von den einzelnen mehr oder weniger Schuld hat. Sie haben alle Schuld, auch Schwarz und Leitl ebenso wie Tamms und Wolters“<sup>129</sup>. Im Hinblick darauf verzichteten Architekten in öffentlichen Äußerungen meist auf den Punkt der Schuld in dieser Dreierfolge und begannen mit der inneren Reinigung, der Katharsis, um gleichfalls im weiteren Schritt das Leitbild der Reduktion für die Zukunft zu proklamieren. Nachwirkungen in der Architekturgeschichte zeigte die Schulddebatte nur in Einzelfällen. Explizit angesprochen wurde sie beispielsweise von emigrierten Architekten. Viele in der Weimarer Republik international geschätzte Architekten hatten Deutschland verlassen und waren nach dem Krieg im Ausland tätig oder kehrten sogar nie wieder in ihre ehemalige Heimat zurück. So auch der im April 1933 emigrierte jüdische Architekt **Erich Mendelsohn**. Er schrieb 1947 seinem ehemaligen Kollegen aus dem „Ring“, Richard Döcker, in einem Brief: „Ich moechte nur das eine sagen: Gut oder schlecht, Nazi oder liberal - jeder Deutsche muss fuer Deutschland einstehen, fuer seine ungeheure Schuld an der 'Menschheit'.“<sup>130</sup>

Lag der Schwerpunkt der Theologen und Philosophen in theoretischen Interpretationen und Ansätzen, die sie mehr oder weniger eindeutig in Handlungsmuster zu überführen versuchten, zielten die Äußerungen der Architekten über unterschiedlich breit angelegte Theorien immer auf konkrete Vorschläge einer architektonischen Umsetzung. Kritischer formuliert läßt sich dies auch so ausdrücken: In der Nachkriegszeit schätzten die Architekten ihre Fachkompetenz fast ausnahmslos alles andere als zurückhaltend ein. Für sie war Architektur eher diejenige Disziplin, mit der umfassende theoretische und praktische Antworten auf die wichtigsten Fragen und Probleme gegeben werden konnten. Zu diesem Zeitpunkt sah sich keiner der Architekten wie in einem Elfenbeinturm von den Proble-

men der Welt entrückt. Auch diejenigen, die zuvor für sich das Refugium einer sogenannten „inneren Emigration“ im Nationalsozialismus reklamiert hatten und sich stillschweigend durch diese Phase lavierten, traten nach Kriegsende an die Öffentlichkeit, um ihre fachspezifischen Ambitionen in eine praktische Bestimmung zu überführen. Die Architekten bildeten somit in dem historischen Kontext ein besonderes Bindeglied zwischen einer abstrakt formulierten Wertediskussion und einer konkreten Umweltgestaltung. In ihrem Werk lassen sich begrifflich formulierte Wertvorstellungen mit dem projektierten und realisierten Werk vergleichen und beurteilen. Die baulichen Maßnahmen zeigen, wie das Leitbild der Reduktion im Alltag und der Umwelt wirksam werden konnte.

Der Aufruf des Werkbundes, demzufolge sich jeder auf die „Suche nach dem Einfachen und Gültigen“ machen solle, wurde - wie bereits erwähnt - mehrheitlich von Architekten unterzeichnet. Namentlich waren es Otto Bartning, Richard Döcker, Egon Eiermann, Gustav Hassenpflug, Otto Haupt, Werner Hebebrand, Alfons Leitl, Georg Leowald, Rudolf Lodders, Lilly Reich, Wilhelm Riphahn, Fritz Schumacher, Rudolf Schwarz, Otto Ernst Schweizer, Hans Schwippert, Max Taut, Heinrich Tessenow, Otto Völckers und Robert Vorhoelzer. So wurde dieser Aufruf zwar unter dem Namen des Werkbundes veröffentlicht, aber trotzdem lassen sich diese Architekten keinesfalls als homogene Gruppe verstehen. Dafür waren sie zu unterschiedlich in ihrem jeweiligen Verständnis von Architektur, in stilistischen Zuordnungen, Ansehen und biographischem Wirkungsfeld. Interne Meinungsverschiedenheiten, wie z.B. die in den zehner und zwanziger Jahren heftig geführten Diskussionen um Modernität vs. Tradition, wie auch einige Konstellationen zwischen Lehrern und Schülern bzw. Meistern und Mitarbeitern und den damit verbundenen Wirkungsgeschichten lassen den Aufruf mit seiner Formulierung des „Einfachen und Gültigen“ eher als kleinsten gemeinsamen Nenner aller Beteiligten verstehen, in dem jeder seine eigene Vorstellung davon hatte, was dies für ihn bedeutet.

Für die weitere Betrachtung ist zudem interessant, dass mit Rudolf Schwarz und Otto Bartning zwei der prominentesten Vertreter des katholischen beziehungsweise evangelischen Kirchenbaus in Deutschland in dieser Gruppierung vertreten waren. Nicht weniger wichtig sind Egon Eiermann, Alfons Leitl, Hans Schwippert, Max Taut und Robert Vorhoelzer, die in der Nachkriegszeit neben sonstigen Projekten auch durch Kirchenbauten bekannt wurden. Gleichwohl war die im Aufruf des Werkbundes von allen abgezeichnete und mitgetragene „Suche nach dem Einfachen und Gültigen“ keine leicht daher gesprochene Phrase. Vielmehr verkörperte es glaubhaft die Grundhaltung aller Teilnehmer. Mit unterschiedlichen Konnotationen, aber dennoch in einer entschlossenen einträchtigen Überzeugung wurde diese gemeinschaftlich formulierte Forderung auch individuell betont. Eine exemplarische Betrachtung von einigen Unterzeichnern soll dies im Folgenden belegen.

### Lilly Reich (DWB)

Unter all denen, die ihren Namen unter den Aufruf setzten, findet sich, als einzige Frau, der Name der 1885 geborenen Innenarchitektin **Lilly Reich**. Nach einem Arbeitsaufenthalt bei Josef Hoffmann in den Wiener Werkstätten wurde sie 1912 in den Deutschen Werkbund aufgenommen und 1920 als erste Frau in deren Vorstand berufen. Trotz der engen Freundschaft mit Mies van der Rohe emigrierte sie nicht wie er nach Chicago. Als Mies 1938 auswanderte, besuchte sie ihn ein Jahr später, entschied sich jedoch noch im selben Jahr wegen des Urheberrechtsprozesses über ihre und Mies' Stahlrohrmöbel gegen die Firma Mauser für eine Rückkehr nach Deutschland, wo sie bis zu ihrem Tode im Dezember 1947 lebte. Aufgrund dieses frühen Todes blieb ihr eine Einflußnahme auf die Nachkriegsdebatten verwehrt. Einen begonnenen Lehrauftrag an der Hochschule für Bildende Künste in Berlin mußte sie infolge ihrer schweren Erkrankung abbrechen.<sup>131</sup> Im Nachruf würdigte Hermann Blomeier die Verstorbene, „die unter Verzicht auf alles Überflüssige stets nur das Wesentliche darstellen wollte“, dass „alle ihre einfachen Möbel eine lautere Gesinnung atmen“<sup>132</sup>.



<sup>17</sup> Lilly Reich

### Fritz Schumacher (DWB)

Im gleichen Jahr wie Lilly Reich starb **Fritz Schumacher**, dessen Wirkungsgeschichte nach seiner Entlassung 1933 aus dem Amt des Oberbaudirektors in Hamburg durch zahlreiche Veröffentlichungen in der Zeit des Nationalsozialismus allerdings nicht völlig bedeutungslos blieb. 1869 in Bremen geboren, wuchs er als Sohn eines Diplomaten in Bogotá und New York auf und studierte von 1889 bis 1893 Architektur an den Hochschulen in München und Berlin-Charlottenburg. Noch bevor er 1909 zum Leiter des Hochbauwesens nach Hamburg berufen wurde und seine Karriere als Stadtplaner in Hamburg in Gang kam, die ihm große Beachtung und Anerkennung einbrachte, hielt er 1907 den Eröffnungsvortrag anlässlich der Gründung des Werkbundes in München. Als einer der Väter der Moderne blieb er dem Werkbund verbunden und versuchte, Theorie und Praxis der Architektur in seinem Werk zu verbinden. In allen seiner Ende der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre erschienen Bücher, wie „Die Sprache der Kunst“, „Der Geist der Baukunst“ und „Probleme der Großstadt“ oder in dem „Le-sebuch für Baumeister“, einer von ihm zusammengestellten Sammlung klassischer Texte zur Architektur, brachte er die Architektur mit der Kunst und verwandten Disziplinen in Verbindung und forderte auf, den „heute bauend Schaffenden“<sup>133</sup> als „Baumeister“ zu bezeichnen. Eine Berufsbezeichnung, mit der er einen umfassenderen Tätigkeitsbereich meinte, als den eines Architekten. Wie im Mittelalter sollte dieser den Entwurf liefern und tunlichst selbst am Bau mitarbeiten, mithin den theoretischen und praktischen Bereich der Architektur in einer Person verkörpern.



<sup>18</sup> Fritz Schumacher

Im Nationalsozialismus hatte das Ansehen von Schumacher keinerlei Schaden genommen. Und obgleich er nach 1933 lediglich durch seine schriftstellerischen Arbeiten in Erscheinung getreten war, deren Inhalte an einigen Stellen eine weltanschauliche Nähe zum Nationalsozialismus zeigten, galt er zweifelsohne auch noch nach dem Krieg als Respektsperson. Eine

der neuen Zeitschriften, „Die Neue Stadt“, eröffnete ihre erste Ausgabe im Oktober 1947 mit einem grundsätzlichen Text von Schumacher. In diesem Einleitungsartikel weitete er den Blick „Von der Planung einer neuen Stadt“<sup>134</sup> auf die „Landesplanung“ als „Wunschplanung“ aus und appelliert verallgemeinernd: „Verachtet mir das Wünschen nicht!“<sup>135</sup> Dem „nüchternen Betrachter“ erklärt er das Wichtigste dieser Sichtweise, als „ein Freihalten der Möglichkeiten für zukünftige Entwicklungen“<sup>136</sup>. Im Versuch, „nur das zwangsweise festzulegen, was notwendig ist, damit aus Willkür Ordnung entsteht“, ist das Ziel aller „städtebaulichen Zwangsgedanken nichts anderes als das Streben nach Freiheit für die Dinge, die wir Kultur und Kunst nennen.“<sup>137</sup> Eine Willensbekundung, die als einführende Weisung an dieser Stelle wohl dem Autor und den Grundgedanken des Heftes gebührend war, aber derart allgemein und abstrakt blieb, dass sie für viele vermutlich keine adäquate Antwort auf die Probleme jener Zeit darstellte.

Allerdings enthielt der in einer späteren Ausgabe der Zeitschrift postum veröffentlichte Text „Erkenntnisse für den Wiederaufbau zerstörter Städte“<sup>138</sup> konkretere Aussagen. Darin brachte er den Begriff der „Baupolitik“ ins Spiel und verband ihn mit der „Polis“, als „Kunst der Organisation einer geschlossenen Gesellschaft“<sup>139</sup>. Für die Baumeister bedeutete dies eine notwendige Betätigung „um der Kunst willen“<sup>140</sup>. Denn „nur aus dem wohlumgegrabenem und ordentlich bestellten Erdreich der Nüchternheiten des praktischen Lebens kann sie wieder natürlich erblühen“<sup>141</sup>. Weitere Themen waren für ihn in diesem Beitrag beispielhafte Organisationsmodelle von Betroffenen zerstörter Städte, das technische Verhältnis von Grund und Boden sowie Reformansätze im Wohnungsbau. An diesem Punkt schien ihm die Siedlungsstruktur mit Reihenhäusern die adäquateste zu sein: „Ein bescheidenes Einfamilien-Reihenhaus von baulich so einfacher Art, dass man, wenn es nottut, auch den alten Lehmhaus dafür benutzen kann.“<sup>142</sup> Wobei er weniger den künstlerischen Ansatz der Architektur, als vielmehr die Siedlungsform, „die Art, wie man mit kleinen Einheiten bauliche Bilder erzeugt“<sup>143</sup>, als Kunst verstand. Diese Siedlungen sah er als „in sich geschlossene Verwaltungskörper, die in den einfachen Dingen des Alltags ihr eigenes Leben haben“<sup>144</sup>. Für die großen Städte erkannte er den „Durchschnittsbewohner“ als Vertreter „der bescheidenen Menschenklasse“ und deutete ein ökologisches Konzept an, in dem der Städtebau in Zukunft unter dem organischen Gesichtspunkt der „Erfüllung eines Hauptgesetzes der Natur“ steht, dem „Gesetz vom Kreislauf der Stoffe in einem geordneten biologischen Lebenszustand“<sup>145</sup>. All diese Aspekte standen letztendlich unter der Zielvorstellung, dass der Eindruck entstehen möge, „als ob eine Gestaltung selbstverständlich wäre, so als sei sie mühelos gewachsen und nicht etwa konstruiert“<sup>146</sup>.

### **Heinrich Tessenow (DWB)**

Noch ausgeprägter als bei Lilly Reich läßt sich auch für **Heinrich Tessenow** eine abnehmende Wirkungsgeschichte für den letzten Lebensabschnitt skizzieren. In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in der deutschen Architekturgeschichte war er als Architekt und Lehrer einer der wich-

tigsten Persönlichkeiten. Seine Bauten und Schriften, seine „maßvolle Kritik“ in der Lehre, wurde ebenso geschätzt wie „die Noblesse seiner anspruchsvollen Einfachheit in seiner eigenen Person“<sup>147</sup>. Dennoch konnte er nach 1945 bis zu seinem Tode am 1. November 1950 nicht mehr an die Bedeutung seiner früheren Jahre anknüpfen. Dies ist insofern unverstänlich, da er zum Sachverhalt einer „einfachen Architektur“ eine einflussreiche Bezugsperson war. Es sei an dieser Stelle lediglich an sein während des Ersten Weltkrieges verfaßtes Buch „Hausbau und dergleichen“ erinnert, in dem er das Kapitel „Die Sauberkeit oder die Reinheit der gewerblichen Arbeiten“ mit dem programmatischen Satz beendet: „Es scheint manchmal, als sei die Einfachheit mit der Armut verwandt; aber diese beiden haben praktisch ohne weiteres noch nichts miteinander zu tun; unsere Einfachheit kann gewiß ebensogut größter Reichtum sein wie unsere Vielheit größte Armut sein kann.“<sup>148</sup>

Seine Verehrung der Einfachheit zieht sich wie ein roter Faden durch sein Werk. Und obwohl er nach 1945 gerade mit diesen Wertvorstellungen zeitgemäß war und von ehemaligen Schülern und Kollegen hoch geschätzt und verehrt wurde, konnte er den Nachkriegsdebatten keine wesentlichen Impulse mehr geben. Eine Erklärung für das Ausbleiben seines Einflusses in dieser Zeit fällt nicht leicht. Ein Faktor war aber wohl, dass seine Ausführungen nach dem Krieg weniger eindeutig und verständlich waren, als Jahrzehnte zuvor. Als Beleg für seine geschwächte Aussagekraft und geringe Bedeutung nach 1945 sei aus einem Vortrag von ihm zitiert, den er am 13. November 1947 im Museum für hamburgische Geschichte gehalten hatte<sup>149</sup>. Mit pessimistischem Unterton und fast resignativ sprach er davon, „dass die Zustände, so wie wir sie heute noch immer eifrig verfolgen, auch im besonderen den Wiederaufbau unserer Städte, dass diese Zustände übler werden, noch übler als sie sind“<sup>150</sup>. In dem bis dahin erfolgten Wiederaufbau erkannte er nichts, „das uns irgendwelche Hoffnungen geben könnte; das irgendwie ein Silberstreifen sein könnte am fernen Horizont“<sup>151</sup>.

Voller Bewunderung und Lob gegenüber dem Mittelalter und der Renaissance führte er den Begriff der Kulturwende ein, um ihn auch als möglichen Ausgangspunkt für das Verständnis der Nachkriegssituation zu verwenden. Seine zögerlichen und ins allgemeine abdriftenden Aussagen, wie etwa „das setzt irgendwie eine Art Wandlung voraus“<sup>152</sup>, „also ich glaube, dass irgendwie eine andere Welt; mehr oder weniger, - wenn ich den Ausdruck brauchen darf - , eine Welt, die etwas Erlösendes hat von den Zuständen, die uns heute furchtbar hernehmen, ...“<sup>153</sup> oder „Ich meine jedenfalls, es tut schon sehr viel, wenn es so etwas wie Duldsamkeit gäbe“<sup>154</sup>, machen deutlich, dass dieser Vortrag neben den Aussagen anderer Autoren dieser Zeit, die häufig bestimmender formuliert wurden, kaum Überzeugungskraft entwickelt haben dürfte. Hinter diesen Aussagen mit ihrer depressiven Grundhaltung läßt sich eine Resignation Tessenows vermuten, die seinen letzten Lebensabschnitt wohl bestimmt hat. Während andere Autoren versuchten, teilweise von ihrer ausdrücklich persönlichen Ausgangslage her, über das Thematisieren von Werten normative Kriterien abzuleiten, betonte Tessenow die Subjektivität mit ei-



19

Heinrich Tessenow

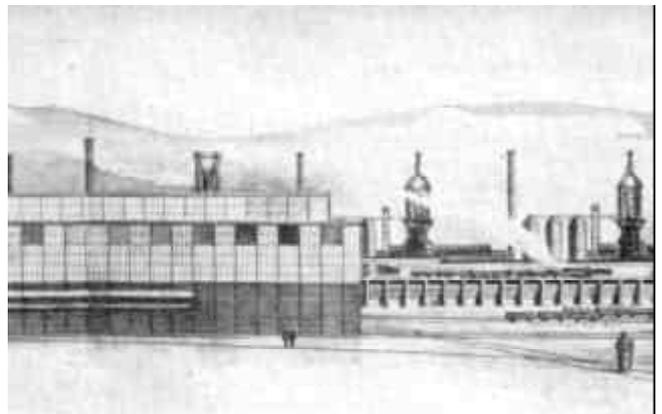
nem von ihm entschuldigtem Vergleich mit Martin Luther und Sokrates und deren Kernaussagen „Höre doch auf das, was deine innere Bestimmung dir sagt und gehe nach dem“<sup>155</sup>. Diese Interpretation bestimmte den subjektiven Tenor seines Vortrages. Sein gleich darauf attestiertes „das ist unmittelbar praktisch, das gebe ich zu, doch können Sie wenig damit anfangen“<sup>156</sup>, ergänzte er lediglich mit dem beliebigen Bekenntnis, „dass man das möglichst macht, was sich uns als mittelbar naheliegend bietet“<sup>157</sup>. Sein schicksalgläubiges Eingeständnis, dass die Handelnden aufgrund dieser Prämissen „das richtige treffen oder nicht“<sup>158</sup>, kann er allenfalls mit der Aussage retten, „in kleinen Dingen schon [zu wissen] was wir wollen, aber in grossen Dingen, da weiss man es nicht“<sup>159</sup>.

So klangen seine Wertvorstellungen aus früherer Zeit nur noch zaghaft in Beispielen an. Die ausdrücklich erwähnte Beschränkung auf das „Aufräumen der Trümmerstätten“ und die Aufforderung „lassen Sie diese Schuttmassen, wenn Sie aufräumen, schön zerkleinern und dann diese zerkleinerten Schuttmassen ausbreiten“, um „Gärtnerhöfe“<sup>160</sup> zu bauen, erinnern an die städtebaulichen Vorschläge seiner früheren Schriften. Die Aussagekraft, weitreichende Bedeutung und den Einfluß hatten sie allerdings nicht mehr. Tessenows Betonung einer „Weltbildung vom Geistigen her“<sup>161</sup> klang bei ihm voller Pessimismus nach einer längst verloren gegangenen Fähigkeit des Menschen und nicht nach einer großen Zuversicht.

### Zuversichtlichkeit der Jüngeren

Möglicherweise lag die Resignation im Alter Tessenows begründet. Denn im Gegensatz zu ihm strotzte manch einer der jüngeren Kollegen voller Zukunftsoptimismus. Viele dieser jüngeren Architekten des Werkbundaufbaus, die sich vor Kriegsbeginn selbst als Protagonisten einer fortschrittlichen, modernen Architektur gesehen hatten, darunter zahlreiche Bauhäusler<sup>162</sup>, hatten während des NS-Regimes, in dem 1937 gegründeten „Reichswerke Hermann Göring“ und später im Arbeitsstab für Industriebau und anderen Bauabteilungen unter der Leitung von Herbert Rimpl, eine Betätigungs-„Nische“<sup>163</sup> gefunden. Rimpl, ein ehemaliger Mitarbeiter von Dominikus Böhm, galt im „Dritten Reich“ durch seine demonstrativ modernen Industriebauten als Anlaufstelle für junge Architekten, die sich den Entwicklungen des Neuen Bauens verpflichtet sahen. In Zweigstellen auf ganz Deutschland verteilt, wurden dort etwa 700 Mitarbeiter beschäftigt.

Auch andere prominente Architekten hatten zeitweise im Industriebau ein Betätigungsfeld gefunden, in dem sie ihr in der Weimarer Republik begonnenes Oeuvre im Stil einer modernen Architektur weiterführen konnten. So baute beispielsweise Egon Eiermann für die Totalwerke, Rudolf Lodders für Borgward oder Ernst Neufert für die Lausitzer Glaswerke. Nur in diesen Arbeitsgruppen und im Aufgabenfeld des Industriebaus konnte



<sup>20</sup> Georg Leowald mit Günther Gottwald und Gerhard Weber im Büro Herbert Rimpl: Entwurf eines großen Hüttenwerkes (Ausschnitt)

die Forderung nach einer repräsentativen Gestaltung der wirtschaftlichen, technischen und politischen Macht Deutschlands, einhergehend mit dem ansonsten geächteten Formenrepertoire eines „internationalen Stils“, verwirklicht werden. Die in diesem Aufgabengebiet entstandenen Bauten entsprachen einerseits einer funktionalen Technikbegeisterung, zu der sich auch Adolf Hitler und die meisten Nationalsozialisten bekannten. Andererseits waren sie aus Sicht der Beteiligten nicht nur eine mögliche Weiterführung der modernen Ansätze der zwanziger Jahre, sondern nach Zusammenbruch des NS-Regimes auch ein wesentliches Argument für eine gebotene Rechtfertigung. Das führte soweit, dass die in diesem Aufgabengebiet entstandenen Bauten 1947 als „Leistungen“ gelobt wurden, „die in unserem Lande 'abseits von dem Architekturlärm des Dritten Reiches' entstanden sind“<sup>164</sup>. Auf diese Weise konnten die Beteiligten der Kritik an dem, was sie taten, nämlich opportunistisch für die Rüstungsindustrie tätig gewesen zu sein, doch zumindest den vermeintlich ausgleichenden Nachweis anführen für das, wie sie es taten. So konnten sich diese Architekten in der Tendenz des Neuen Bauens, im Sinne einer internationalen modernen Architektur, und nicht als Vertreter einer repräsentativen nationalsozialistischen Architektur verstehen. Dieser vorgebliche Freibrief ihrer andersartigen architektonischen Tätigkeit, sozusagen in gewisser Weise einer gemäßigten Opposition angehört zu haben, erklärt auch, weshalb einige dieser Personen - moralisch entlastet - schon kurz nach Kriegsende wichtige Machtpositionen innerhalb der Architektenschaft und der Gesellschaft einnehmen konnten.

### **Rudolf Lodders (DWB)**

Einer der jüngeren Architekten, die während des Nationalsozialismus im Industriebau tätig waren und nach dem Krieg den Aufruf des Werkbundes unterzeichneten, war der 1901 in Altona geborene Architekt Rudolf Lodders. Von 1927 bis 1929 arbeitete er zunächst unter der Leitung von Ernst May im Hochbauamt der Stadt Frankfurt am Main, bevor er 1929 unter der Leitung von Martin Wagner an das Hochbauamt nach Berlin und schließlich 1930 an das Stadtplanungsamt nach Köln zu Wilhelm Arntz wechselte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Rom, als Träger des Großen Staatspreises der Preußischen Akademie der Künste Berlin, gründete er 1931 sein eigenes Büro in Altona. Neben Entwürfen im Wohnungsbau, Siedlungswesen und Städtebau arbeitete er ab 1934 für die Hansa-Lloyd/Goliath-Werke, die späteren Borgward-Werke, in Bremen.

Rudolf Lodders wurde 1945 Mitglied des Stadtplanungsausschusses der Hamburger Bauverwaltung und Mitglied im neugegründeten Bund Deutscher Architekten (BDA) in Hamburg. In diesem Gremium gab er die Schriftenreihe des BDA heraus und hielt Vorträge. Einer dieser Vorträge fand als gemeinsame Veranstaltung des BDA und des Deutschen Werkbundes (DWB) am 28. Februar 1947 im Gewerbehaus in Hamburg statt.<sup>165</sup>

Nachdem Lodders bei dieser Gelegenheit die Fähigkeiten und das Werk überwiegend historischer Architektenpersönlichkeiten - von Vitruv über Schinkel bis Gropius - lobte, berichtete er von der jüngst zurückliegenden Neugründung des Deutschen Werkbundes und zitierte den oben genannten

Aufruf. Programmatisch sah auch er die Jugend als Repräsentanten der zukünftigen Entwicklung. Die enormen Anforderungen, die sich angesichts der zerstörten Städte an die Gemeinschaft stellten, konnten aus seiner Sicht nur vom Berufsstand des Architekten zusammenführend bewerkstelligt werden: „Er hat dafür zu sorgen, dass die politischen, die wirtschaftlichen und kulturellen Kräfte zu dem vollendeten Ausgleich kommen, der auch Ausdrucksform und Lebensraum für eine Welt von morgen gibt.“<sup>166</sup> Die klassische Unterscheidung zwischen hoher Baukunst und niedriger Zweckarchitektur verband er mit den genuinen Fähigkeiten des Architekten, allen Aufgaben gewachsen zu sein. Eindringlich stellte er am Ende seines Vortrages die rhetorische Frage: „Wollen wir in Lethargie verfallen und versumpfen oder wollen wir glauben, dass es auch inmitten von Trümmern wieder einen kulturellen Aufstieg gibt?“<sup>167</sup> Um darauf unmittelbar selbst die Antwort zu geben: „Kein Lebensrahmen ist zu bescheiden, als dass es nicht für ihn auch die beste Ausdrucksform gibt. Wir sind verpflichtet, unablässig darum bemüht zu sein.“<sup>168</sup>

Bevor er mit appellierenden Worten den Vorbildcharakter des Architekten innerhalb der Gesellschaft hervorhob und damit die Stellung des Berufsstandes betonte, zog er sein Fazit, in dem die Not ein von Architekten durch Formgebung überwindbarer Zeitabschnitt sei: „Tatsächlich ist es unsere Aufgabe, die Umwelt mit- und hochzureißen aus den jetzigen Niederungen. Wir wissen, welche Veredelungsmöglichkeit selbst von der kleinsten Wohnzelle aus besteht. Jetzt haben wir zu beweisen, ob Kultur eine geistige oder eine materielle Angelegenheit ist, ob die Form (außerhalb des Materials) eine Frage des Mammons und des Überflusses ist, ob unsere Bemühung - trotz Armut - eine gestalterische bleibt.

Wenn wir dazu doch - wie Schinkel in seinen Tagen - beweisen möchten, dass die Not kein unbedingter Hinderungsgrund für große Taten zu sein braucht! Taten, die mehr sind als die Ergebnisse jenes bloßen Reichtums nach 1870, der uns so nachweislich schlecht bekam. Dann könnten wir das Wort des Dichters für uns in Anspruch nehmen von dem wahren Bettler, der eigentlich erst der wahre König ist.“<sup>169</sup>

Lodders ging nicht auf Fragen der Schuld oder die Ursachen der Situation ein. Stattdessen konzentrierte er sich auf die Betrachtung der Not, als Zustand, den es zu überwinden galt. Für ihn war der Architekt nicht nur die kompetente Bezugsperson, sondern er sah sich und seinen Berufsstand durch diese Situation auch im besonderen Maße herausgefordert, um nicht zu sagen: Die Architekten sollten beweisen, dass sie es sein sollten, die mit ihrer umfassenden Kompetenz die Menschen aus dieser mißlichen Lage herausziehen könnten.

### **Hans Schwippert (DWB)**

Bereits im Oktober 1944, als sich nach der Einnahme Aachens durch die alliierten Truppen das Ende des Krieges abzuzeichnen begann, notierte der Architekt Hans Schwippert die Problematik des Wiederaufbaus als Verhältnis zwischen einer äußeren Lebenswelt und einer neuen Lebensform mit einer Neuorientierung an alternativen Werten: „Nichts wird erreicht sein, wenn wir mit jeder Ruine, die wir aufräumen, mit jeder Straße,



die wir ebnen, mit jeder Notbehausung, die wir zustande bringen, nicht gleichzeitig den inneren Schutt beseitigen, die seelischen und geistigen Wege bahnen und die Wohnungen der Tugenden und des Verstandes wiedererrichten.“<sup>170</sup> Als er kurze Zeit später, im Monat der Kapitulation, Pläne zum Wiederaufbau von Aachen zeichnete, vermerkte er in seinen Notizen: „Unserer Armut Würde zu geben, sie also zu ordnen und zu formen ist Anliegen und Sinn der wiederaufbauenden Arbeit in allen Städten. [...] Sie fordert zwar keineswegs Pracht, Aufwand oder den Anstrich des versunkenen Lebens einer Epoche, die starb, sie fordert aber ein wenig mehr als das 'Nötige' an Schönheit und Geräumigkeit, fordert eine regsame und fröhliche Schlichtheit, die sich bei guter Entwicklung steigern mag zu den Formen einer Lebensführung, welche den Ansprüchen lebendiger Zeitgenossen gemäßer ist, als die Kulissen und Requisiten einer vergangenen scheinbürgerlichen Welt.“<sup>171</sup>

Diese Aufzeichnung von Schwippert ist nicht nur ein frühes Nachkriegszeugnis in der deutschen Architekturgeschichte, sondern zugleich ein persönlicher Markstein einer kontinuierlichen Grundhaltung. Schon die Konstruktion der 1933, nach seiner Mitarbeit im Büro von Rudolf Schwarz, entworfenen Siedlungshäuser, sollte „einfach“<sup>172</sup> sein. Ebenso die 1942 entworfenen Behelfsmöbel für Siedler, die „mit eigenen Händen und wenigen einfachen Werkzeugen“ hätten gefertigt werden können, und selbst wenn sie dann „noch so 'primitiv'“ gewesen wären, sie hätten dennoch ihre „Art von Schönheit“<sup>173</sup> gehabt. Als Schwippert 1951 schließlich seine Gedanken zu einem der Leitbauten der deutschen Nachkriegszeit, - das von ihm entworfene Bonner Bundeshaus - veröffentlichte, betonte er, dass er „ein einfaches, ein Haus von heute“<sup>174</sup> haben wollte.

Hinter diesen kontinuierlichen Ansprüchen einer einfachen Architektur stand ein Werkverständnis, das Schwippert mit den Begriffen „Abkunft, Weise und Art“<sup>175</sup> umschrieb. Mit der Abkunft bezeichnete Schwippert die stofflichen Eigenschaften der Materialien. Mit der Weise nahm er Bezug auf die Erscheinung des Werkes, der formalen und konstruktiven Umsetzung. Mit der Art schließlich, bezog er sich auf die Frage, „wes Sinnes das Werk sei“<sup>176</sup> und meinte damit den „Charakter“, die „Tugend“ und „innere Qualität“<sup>177</sup> des Werkes. Durch dieses triadische Werkverständnis, in dem das Materielle mit dem Geistigen in einer „ordo“ steht, zeigt sich seine eindeutige Bezugnahme auf Augustinus. In Anlehnung an dessen Theorie war für Schwippert Ordnung nicht nur eine Entwurfprämisse, die sich durch eine gekonnte Anwendung von Proportionen oder Symmetrien auszeichnete, sondern ein Verweis auf Gott als Endzweck alles Irdischen. Daraus ergab sich für ihn das Selbstverständnis: „Die Dinge haben wie alle Geschöpfe ihren Ort in der Ordnung der Welt und es ist dem Menschen gegeben, gegen diese Ordnung zu handeln oder in ihr und mit ihr zu leben. Etwas ordentlich oder unordentlich machen heißt also, die Dinge nach ihrem Werte, ihrem Sinn und ihrer Sendung gerecht oder ungerecht verwenden und gebrauchen.“<sup>178</sup> Die Schönheit wurde bei Schwippert also wie schon bei Augustinus in einer metaphysischen Wahrheit festgemacht, „das Unsichtbare wird aus der sichtbaren Schöpfung eingesehen.“<sup>179</sup> In diesem Verständnis paßt der Anspruch nach Einfach-



<sup>22</sup> Hans Schwippert: Behelfsmöbel



<sup>23</sup> Hans Schwippert: Erweiterungsbau an der Pädagogischen Akademie in Bonn für den Plenarsaal des Bundestages, 1949

heit bei Schwippert nicht in das Muster einer ausdifferenzierten, modernen Sicht auf die Dinge, sondern ist vielmehr von einem gesamtheitlichen, mittelalterlichen Bild des Menschen geprägt. Er versuchte dieses Menschenbild in der Moderne zu etablieren und mit Argumenten für das „rechte Werk“ eine Brücke zu schlagen, in dem er dieses weder als eine „ästhetische, noch eine formale, noch eine künstlerische“, sondern als „eine moralische Forderung“<sup>180</sup> verstand.

### **Gustav Hassenpflug (DWB)**

Ein Beispiel dafür, dass das Leitbild der Reduktion alle Dinge des Alltags umfasste, sind die Möbelentwürfe von Gustav Hassenpflug, mit denen er den Mangel an Einrichtungsgegenständen zu beheben versuchte. Im Aufruf des Werkbundes wurden nicht zuletzt deswegen, abgesehen von den Gebäuden, auch „Möbel und Gerät“ explizit in die Suche nach dem „Einfachen und Gültigen“ einbezogen. Ähnlich wie in den Gebäudekonzeptionen, finden sich auch bei den Möbelentwürfen Ansätze, die unter Berücksichtigung vorhandener Materialien zahlreiche Typenentwicklungen vorschlugen, um das Notdürftigste zu gewährleisten. Den Konzeptionen von Notsiedlungen wurden Vorschläge für Notmöbel an die Seite gestellt, auch wenn diese nicht immer so benannt wurden, um die Assoziation an das Provisorische zu vermeiden.

1946 entwarf der an der Hochschule in Weimar lehrende Hassenpflug ein Möbelprogramm im Baukastensystem. Die Möbel wurden in großen Kontingenten in Erfurt, Langensalza und Mühlhausen produziert und auf Ausstellungen und Messen in allen Besatzungszonen zur Schau gestellt. Für Hassenpflug sollte durch die Möbel in den zukünftigen Wohnungen „nicht wieder ein unechtes Leben zwischen unechten Dingen mit falschem Pathos entstehen, sondern der Mensch zwischen einfachem aber ehrlichem Möbel- und Gebrauchsgerät wieder Mensch sein“<sup>181</sup>. Allerdings wurde aufgrund der ablehnenden Haltung Walter Ulbrichts die Produktion in der DDR bereits 1951 wieder eingestellt.<sup>182</sup>

### **Otto Bartning (DWB): „Bauform ist Lebensform“**

Am deutlichsten findet sich der häufig formulierte Ansatz für die Gleichzeitigkeit einer inneren, wie auch entsprechend äußeren Katharsis bei **Otto Bartning** in seinem Beitrag „Ketzerische Gedanken am Rande der Trümmerhaufen“<sup>183</sup>, der in der ersten Ausgabe der „Frankfurter Hefte“ erschien. Darin legte er in einem fiktiven Gespräch mit einem jungen Mann seine Gedanken zur Situation dar. In metaphorischer Rede skizzierte er angesichts des trostlosen Bildes der Städte seine zukünftigen architektonischen und gesellschaftlichen Vorstellungen. Die Betrachtung der Trümmer des ehemaligen Justizpalastes und die Frage nach der bevorstehenden Zeit führten ihn zur Aussage: „Wiederaufbau? Technisch, geldlich nicht möglich, sage ich ihnen; was sage ich? - seelisch nicht möglich! Aber schlichte Räume lassen sich auf den bestehenden Grundmauern und aus den brauchbaren Trümmerstoffen errichten, schlichte, helle Räume, in denen ein schlichtes, für jedermann gleiches und durchsichtiges Recht verhandelt und entschieden wird, ohne Hinterklauseln und ohne Stuckornamente.“<sup>184</sup>



<sup>24</sup> Gustav Hassenpflug: Möbelprogramm im Baukastensystem



<sup>25</sup> Otto Bartning, um 1945

Entsprechend ist auch der von ihm gewählte Wortlaut für die zukünftigen Kirchenbauten: „Auch die Kirchen werden schlicht und von edler Armut wiedererstehen. Wo alles zerstört ist, können Notbauten errichtet werden - eher zu klein für wachsende Gemeinden als wie bisher zu groß für schrumpfende. Aber sie sollen von Bekenntnis erfüllt sein bis in jeden Winkel und in jede Linie ihrer Raumgestaltung!“<sup>185</sup> Die Besinnung der Situation führte ihn vom Neubau der Häuser über die Stadt bis zum Menschen. Auch hier setzte er im metaphorischen Sinne den Bau neuer Häuser und der Stadt mit der Gesellschaft gleich. Diese zeittypische Formulierung einer Durchdringung in allen Lebensbereichen mündete bei ihm in der grundsätzlichen Aussage „Bauform ist Lebensform“<sup>186</sup>. Alle Werte, die den „Neubau“ kennzeichnen, sollten sowohl für die Häuser mit ihren Details, wie auch für den Menschen als Individuum und Mitglied der Gesellschaft gelten. Der Anspruch auf Reduktion war umfänglich und galt gleichermaßen für Objekt und Subjekt. Doch der Blick auf den Trümmerhaufen war auch Ausdruck einer tiefen Depression, deren Überwindung Bartning als beinahe unüberbrückbar schilderte. Neun Jahre später, als er schon wieder auf eigene beachtliche Nachkriegsarbeiten blicken konnte, gestand er in einem Brief ein, dass er seinerzeit „nach allen Zerstörungen, 1945 eigentlich keine Lust mehr [hatte] zu bauen“<sup>187</sup>.

Die „Ketzerischen Gedanken am Rande der Trümmerhaufen“ erschienen kurze Zeit später auch in einer Auswahl typischer Schriften des Nachkriegsdeutschlands in einem Buch der Hamburger Maximilian-Gesellschaft und fanden dadurch eine noch größere Verbreitung.<sup>188</sup> Präsident dieser Gesellschaft war der ebenfalls im Werkbund engagierte Kunsthistoriker Carl Oskar Heise. Er und sein Assistent Hans Ulrich Instinsky, der vor dem Krieg auf der Burg Rothenfels Rudolf Schwarz kennengelernt hatte, fragten auch bei Schwarz wegen eines Beitrages an, zu dem es jedoch nicht kam.<sup>189</sup> So blieb der Text von Bartning in diesem Sammelband der einzige Beitrag eines Architekten, der neben den Werken von Romano Guardini, Karl Jaspers, Hannah Vogt und anderen, als „Versuch“ der Maximilian-Gesellschaft gesehen wurde, „den reinen Klang deutscher Stimmen nicht nur unter uns, sondern auch in der Welt erneut laut werden zu lassen“<sup>190</sup> und der Welt zu dokumentieren, dass in Deutschland nunmehr der „Geist der Einkehr nach dem Zusammenbruch“<sup>191</sup> wirkt.

Das Thema der Schuld schien Bartning indes weiterhin persönlich zu beschäftigen, ohne dass er es ausdrücklich, für alle sichtbar abhandelte. Vielmehr benutzte er mit einer Erzählung eine alternative, literarische Form der Auseinandersetzung. 1959, in einer Zeit, als ein wirtschaftlicher Wiederaufbau die Verdrängung der Ereignisse leicht gemacht hatte, veröffentlichte Bartning die Erzählung „Der Geschändete“<sup>192</sup>. Darin läßt er seinen Protagonisten, einen namenlosen Major, durch die Folgen seiner Tat in schwere Gewissenskonflikte geraten. Durch das Drücken eines Hebels hatte er Unheil über die Menschen eines ihm fremden Landes gebracht und sich mit Schuld beladen. Die seelischen Qualen, die ihn fortan in seinem Leben begleiten, führen ihn zur Kirche zurück. Am Schluß der Erzählung wird er „in die morgengraue Flut dieses Alltags“ geworfen und steht

symbolträchtig vor der Entscheidung, „ins Nichts [zu] stürzen oder den Frieden [zu] finden - je nachdem“<sup>193</sup>.

**Egon Eiermann (DWB): „das bewußte Reduzieren, das Weglassen, das Vereinfachen, hat eine tiefe ethische Grundlage“**

In der ersten Ausgabe der Zeitschrift „Baukunst und Werkform“, nach dem Aufruf des Werkbundes und zwischen den Texten von Hugo Häring über „Das Neue Bauen“ und dem Beitrag von Georg Leowald über „Typisierung und Normung“ formulierte **Egon Eiermann**, zu diesem Zeitpunkt gerade als Hochschullehrer an die Technische Hochschule in Karlsruhe berufen, „Einige Bemerkungen über Technik und Bauform“<sup>194</sup>. In dem schwelenden Kampf zwischen den Gegnern und Fürsprechern von Typisierung und Normierung versuchte Egon Eiermann eine vermittelnde Position einzunehmen. Er attestierte der Architektur seiner Zeit einen „besonderen Auftrag“, da „das technische Zeitalter mit neuen Werkstoffen und bislang ungeahnten konstruktiven und formgebenden Möglichkeiten die Tradition durchbricht“<sup>195</sup>. Gleichwohl sollte die moderne Architektur „einen in allen Punkten durchdachten und überlegten räumlich-konstruktiven Organismus“<sup>196</sup> darstellen. Die „Tugenden“ des Architekten und Ingenieurs waren für ihn „Sauberkeit, Klarheit und Wahrheit bis ins kleinste Detail“<sup>197</sup>.

Eiermann kritisierte die Trennung des Geistigen von der Technik und verlangte „die uralte, lange verlorene Zusammengehörigkeit und Durchdringung von Geist und Technik, die wir in unseren Tagen in einer uns gemäßen, und nur insofern neuen Weise, erstreben, wobei wir die Technik als ein entlaufenes Kind des Geistes zurückbringen an ihren Platz“<sup>198</sup>. Im weiteren führte er aus, was dieser Durchdringung bedarf und was dies in der praktischen Anwendung bedeutet, denn „der mehr geistigen, dem Auge abgewandten, Tätigkeit entspricht das Vereinfachen, das Bemühen um die knappe Form, [...]. Es geht um das Gesetz der Ordnung, dessen innere Logik wir zu erfassen suchen.“<sup>199</sup> Diese angestrebte Suche verstand er gar als internationale Tendenz in der Architektur, die sich „längst vor den beiden Kriegen entwickelt“ hatte und auf ein globales Verständnis der „one world“<sup>200</sup> vorbereitete.

Mit einem humanistischen Ideal von Freiheit und Menschlichkeit sah er seine Vorstellungen sowohl im Städtebau, wie auch in der Architektur der Zukunft. In der Lebenswelt der Menschen sollte die für die Katastrophe mitverantwortliche Spaltung von Humanität und Rationalität rückgängig gemacht werden. Er skizzierte die Utopie einer zukünftigen Gemeinschaft und wiederholte seinen Anspruch an Reduktion mit einer ausgesprochen ethischen Gewichtung: „Das bewußte Reduzieren, das Weglassen, das Vereinfachen, vorhin noch dem technischen Sinn zugeschrieben, hat eine



<sup>26</sup> Ludwig Mies van der Rohe - zu Besuch aus Chicago - und Egon Eiermann 1953 bei einem Ausflug zur Matthäuskirche in Pforzheim.

tiefe ethische Grundlage: Nie kann etwas zuwider sein, was einfach ist. In diesem Sinne ist auch die technisch bedingte Typisierung, wenn sie über die Architektur zu uns kommt, eine Äußerung der Bescheidenheit und der Rücksichtnahme. Sie ist keine Uniformierung.“<sup>201</sup>

### **Martin Elsaesser**

Nicht nur Mitglieder des Deutschen Werkbundes sprachen sich zu dieser Zeit für „das Einfache“ und andere reduktionistische Ideale aus. Einer von ihnen war Martin Elsaesser, der sich in der Januarausgabe 1947 von „Die Wandlung“ zu Wort meldete und ebenfalls die Frage der Typisierung zum Thema machte. Der Architekt und ehemalige Baudirektor der Stadt Frankfurt am Main konstatierte zu Beginn seines Beitrages „Der Mut zum Wiederaufbau der Städte“<sup>202</sup> die praxisbezogenen Bedingungen des Wiederaufbaus. Neben den Zerstörungen sah er in der Flüchtlingsfrage ein zentrales Problem. Die Städte und zahlreiche Dörfer mußten trotz der großen Verwüstungen und der dadurch entstandenen Wohnungsnot zusätzlich noch Millionen von Flüchtlingen aufnehmen. Vier Besatzungszonen mit unterschiedlichen Militärregierungen, eine nicht mehr vorhandene Bauwirtschaft, fehlendes Baumaterial und zu wenig Facharbeiter würden einen Wiederaufbau mit „normalen Mitteln und üblichen Methoden“<sup>203</sup> unterbinden.

Auch Elsaesser argumentierte: „Wir müssen schon unsere Köpfe anstrengen, müssen schöpferische Gedanken fassen, - wir müssen aus der Not unserer heutigen Situation eine Tugend zu machen versuchen“<sup>204</sup>. Allerdings sprach er sich gegen den Einsatz von „primitiven Mitteln“<sup>205</sup>, wie dem des Lehmbaus aus. Vielmehr blieb aus seiner Sicht „gar nichts anderes übrig als mit den allerexaktesten Methoden, mit den raffiniertesten Erfindungen und mit den rationellsten Fabrikationsmitteln zu arbeiten“<sup>206</sup>. Das Vorbild dieser Bauweise sah er jedoch nicht in den modernistisch-technischen Errungenschaften, die in den vorangegangenen Jahrzehnten in Deutschland hervorgebracht wurden, sondern trotz Kritik an Individualismus und Kapitalismus bei „unseren früheren Feinden“<sup>207</sup> aus Amerika. „Wir können von Amerika lernen, wie man im Fließbandverfahren fabriziert, wie man montiert, wie man typisiert und normiert - und wir wollen hoffen, dass die Amerikaner so großzügig und weitherzig sind, uns ihre Erfahrungen mitzuteilen.“<sup>208</sup>

Zeigt sich in diesen Formulierungen die Bemühung, an eine frühere Phase der Moderne anzuknüpfen, an jene Projekte in den zwanziger Jahren, in denen für den modernen Wohnungsbau eine Fertigstellung angestrebt wurde, die sich an den rationellen Produktionsweisen von Taylor und Ford orientierten und die man voller Elan versuchte, auf das Bauwesen zu übertragen? Oder war es eher eine ehrerbietende Geste gegenüber den USA und einem öffentlich zur Schau getragenen Gesinnungswandel dieser Zeit? Elsaesser hätte sich auch auf die Beschäftigung mit Typisierungs- und Normierungsfragen während seiner Tätigkeit unter Ernst May in Frankfurt in den Jahren 1925 bis 1930, bei denen eine Montagebauweise für den Wohnungsbau erprobt wurde, oder die Projekte aus nationalsozialistischer Zeit berufen können. Ernst Neufert hatte sich ja seit 1933 in seiner

„Bauentwurfslehre“ und dann vor allem seit 1938 als von Albert Speer „Beauftragter für Normierungsfragen“ sowie im Arbeitsstab Wiederaufbauplanung mit diesen Themen beschäftigt. Aber diesen Bezug als technische Innovation aus den politisch-ideologischen Zusammenhängen herauszulösen, unternahm Elsaesser an dieser Stelle nicht. Eine Voraussetzung für die technische „Umstellung des Bauens vom Handwerklichen auf das Fabrikatorische“<sup>209</sup> war für Elsaesser eine kollektive Neuorientierung. Diese neue Haltung erforderte seiner Meinung nach „eine radikale Umkehr, eine tiefe Einsicht und Selbsterkenntnis, eine absolute Hinnahme - unseres Schicksals. Erst aus der vorbehaltlosen Anerkennung dieser unserer Lage heraus können wir die Kräfte entfalten, die zu ihrer Überwindung führen.“<sup>210</sup> Wie zur Bestätigung der Lage ergänzte er: „Jedes Unglück, das uns trifft, verlangt, dass wir es als Wirklichkeit, als Notwendigkeit anerkennen und als Tatsache annehmen.“<sup>211</sup> Er attestierte den Deutschen nochmals ihre Situation: „Wir sind arm geworden, haben nationale Freiheit, wichtige Landgebiete, wertvollste Menschen und unseren Reichtum, unsere Produktionsmittel, unsere Industrien und unsere Wälder verloren, - was uns geblieben ist, was uns retten kann, ist Selbsterkenntnis unseres Wesens und unseres Schuldanteils, ist ein klares, scharfes und frisches Denken und unserer Hände Arbeit. Wir müssen die Vergangenheit als ein Gegebenes hinnehmen, unsere Zukunftsvorstellungen weitgehend von den bisherigen Lebensgewohnheiten freimachen und still, mutig und beharrlich den neuen Weg suchen.“<sup>212</sup>

Angesichts der fatalen Situation forderte Elsaesser mehrmals die Notwendigkeit, alle Herausforderungen für ein „neues Deutschland“ als kollektive Aufgabe zu verstehen. Nicht das egoistische Fragen nach der Verbesserung der individuellen Situation sollte im Vordergrund stehen. Im Wissen, dass „jedes Ideal, das wir Menschen aufstellen, letztlich unerreichbar ist, gleichgültig, ob es das christliche, das buddhistische oder kommunistische ist,“ forderte er zumindest „das Streben danach, die Richtung auf das Ziel, die ehrliche Geste“<sup>213</sup>. Abschließend formulierte er nochmals das Anforderungsprofil für diese Haltung, die sich in einer Mischung aus christlichen Tugenden der Demut, Bescheidenheit und freiwilligen Armut orientierte, das er in einen unermüdlichen Appell an ein kollektives Verhalten integrierte: „Bereitschaft zu einer längeren Zeit freiwilliger Armut, relativer Besitzlosigkeit, und Bedürfnislosigkeit; Bereitschaft zu aktiver Förderung aller Wiederaufbauarbeiten unter Hintenansetzung eigensüchtigen Machtstrebens, kleinlicher Mißgunst gegenüber Erfolgen und Vorteilen anderer, persönlicher Eitelkeit und eigener Bequemlichkeit.“<sup>214</sup>

Ein halbes Jahr nachdem dieser Artikel erschien, gestand Elsaesser öffentlich ein, dass seine Vorstellungen vom Neuanfang bislang noch keine Wirkung gezeigt hätten. Als nämlich im August 1947 auf dem internationalen Kongreß für Ingenieurausbildung (IKIA) in Darmstadt der deutsche Architekt Ernst Balser und sein französischer Kollege Marcel Lods über „das wandelbare montierte Haus“ und „den Fertighausbau“ sprachen,<sup>215</sup> meldete sich anschließend Elsaesser mit einem längeren Diskussionsbeitrag zu Wort. Er wiederholte seine an vielen Orten bereits vorgebrachten Vorstellungen über die montagemaßige Bauweise und stellte zu diesem

Zeitpunkt resigniert fest, dass seine Vorschläge „bisher ohne greifbaren Erfolg“<sup>216</sup> geblieben waren.

### Hugo Häring

Seit 1943 lebte **Hugo Häring** wieder in seinem Geburtsort Biberach, nachdem er zuvor über zwanzig Jahre in Berlin verbracht hatte. Über die Bekanntschaft mit dem Buchhändler Josef Rieck aus dem circa 20 km entfernten Aulendorf hatte Häring Kontakt zu den Teilnehmern der 1946 ins Leben gerufenen „Gesellschaft Oberschwaben“ bekommen. Diese Gesellschaft ging aus einem kleinen Kreis Intellektueller hervor, der sich bereits Ende der dreißiger Jahre in Aulendorf gebildet hatte und in dem lange vor Kriegsende über die Entwicklungsmöglichkeiten nach einem erwarteten Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes diskutiert wurde. Ab April 1946 organisierte dieser Kreis öffentliche Veranstaltungen auf der Burg Aulendorf, um den demokratischen Aufbau Deutschlands zu unterstützen. Mitglieder dieser Vereinigung waren neben prominenten Politikern wie Carlo Schmid unter anderen auch die Verleger Otto Maier und Ernst Rowohlt sowie Inge Scholl, die als Mitglied im „Ulmer Kreis“ wesentlich zum Aufbau der Ulmer Volkshochschule beitrug, aus der später die Hochschule für Gestaltung in Ulm hervorging.

Eine der Veranstaltungen im September 1946 galt den Fragen des Wiederaufbaus der deutschen Städte. Initiator und Organisator dieses Treffens war Alfons Leitl, der seit Juli 1945 mit seiner Familie bei Steibis im Allgäu lebte, wo er gemeinsam mit Johannes Krahn an der Entwicklung eines Holzmontagehauses zur industriellen Fertigung arbeitete.<sup>217</sup> Bei dieser Veranstaltung trafen sich die Architekten des Neuen Bauens, deren Tätigkeiten in den Zwanziger Jahren vielversprechende Anfänge genommen hatten. Nun hofften sie, an jene Zeit anknüpfen zu können, in der ihre Bautätigkeit so eindrucksvoll begonnen hatte.

Am ersten Tag dieser zweitägigen Zusammenkunft, am 26. September 1946, hielt Hugo Häring eine viel beachtete Rede über sein Verständnis vom Aufbau in Deutschland, über Organik und Geometrie, über die Jugend und die hehren Ideale ihrer Ausbildung. Wie viele andere begann er seine Ansprache mit der Klage über den Verlust der Werte und immateriellen Ideale: „Ich sage ihnen nichts Neues, wenn ich sage, dass die Katastrophe, in der wir uns befinden, eben eine Katastrophe des geistigen Lebens ist, eine Katastrophe, herbeigeführt dadurch, dass wir uns nicht mehr um die Autorität der geistigen Kräfte, um die höhere Macht einer geistigen Welt kümmern.“<sup>218</sup> Für Häring war die Lage selbst verschuldet und daher auch selbst zu verantworten. Kein unheilvoller Schicksalsschlag oder fremde staatliche Allmacht hatte die Katastrophe verursacht, sondern der entgeistigte Mensch, zunächst ohne eine nationale Beschränkung. Doch der Antipode wird von ihm rasch ausgemacht und benannt. Bevor er nämlich auf seine Argumente für das organische Bauen einging, rekapitulierte er die Situation zu Beginn der Dreißiger Jahre und sprach über den Wohnungsbau. Er erzählte von dem Vorwurf der Nationalsozialisten gegenüber der „industriellen Massenerzeugung von Wohnungen [...] der Volksverderber und Kulturbolschewiken“ des Neuen Bauens, be-

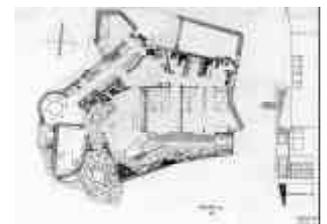


27

Hugo Häring

vor sie selbst dem Konzept einer industriellen Fertigung nachgingen. Häring führte weiter aus: „Was dabei herauskam, kann uns freilich in seiner geistigen Qualität nicht gefallen - wir stehen mit Erschrecken vor den Wohnmaschinen Neuferts, sie sind das Ergebnis eines ganz und gar von GOTT verlassenen Bauwillens - aber was technisch in Zusammenhang damit und vor allen Dingen in der Entwicklung des industriellen Bauens getan und erreicht worden ist, ist von großem Wert für die Zukunft“<sup>219</sup>. Häring unterschied also die technischen Innovationen der Baumittel und Baumeethoden, von der Geisteshaltung, mit der sie eingesetzt werden. Die Serienproduktion an sich sei nicht verwerflich, hier bekannte er sich eindeutig zur Moderne. Aber die Übermacht einer rationalen, ökonomischen Sichtweise musste zu den verabscheuenswerten Ergebnissen führen. Diesen Verlust des Geistigen setzte er zunächst mit der Abkehr von Gott gleich. Im Schluß seines Beitrages deutete er dann an, wie er das Geistige in sein Theoriegebilde einband und welche große Hoffnung er hegte, dass die Situation eine geistige Wende in Richtung seiner Vorstellungen begünstigen würde. An dieser Stelle relativierte er neben einer differenzierten ideologisch-bautechnischen Kritik auch die aktuelle Situation der zerstörten Städte und kam zu der positiven Schlußfolgerung, die Lage als Chance zu verstehen, wobei er sicherlich auch darauf spekulierte, dass zu diesem Zeitpunkt für seine Vorstellungen von Architektur günstige Rahmenbedingungen gegeben wären: „Die Zerstörung unserer Wohnungen und unseres Hausrats hat die Menschen auch von veralteten Vorstellungen des Wohnens befreit, hat sie gelehrt, wieder einfach zu wohnen, und sie auch darüber belehrt, dass Wohnungen keine Sachzüge sind, wie Finsterlin sie einmal benannte, sondern Organe des Lebens.“<sup>220</sup>

Neben unrealisiert gebliebenen Entwürfen für Siedlerhäuser entstanden von Häring im Mai 1946 auch Wohnhausstudien, die besonders deutlich machen, welche Gestaltung er mit dieser Vorstellung des einfachen Wohnens verband. Die Zeichnungen zeigen keine konstruktiven Provisorien, keine Minimalgrundrisse, sondern vielfältige räumliche Bezüge zwischen Innen- und Außenräumen, zwischen Mensch und Raum, mit den für ihn seit den zwanziger Jahren typischen „organischen“ Grundrissen. Es handelt sich um Entwürfe für individuelle Idealhäuser, die im Oeuvre von Häring genauso gut zu einem anderen Zeitpunkt hätten entstanden sein können. Es dominierte eine Grundhaltung Härings, die über den spezifischen Anforderungen dieser Zeit steht. Er formulierte ein vage bleibendes Theoriegebilde, das sich nicht von der Praxis des Bauens trennen läßt, das weniger auf eine politische Ausrichtung der Architektur verweist, als auf eine Verständigung vom natürlichen Menschen mit der von ihm geschaffenen Architektur. Häring brachte in diesem Vortrag zwar das Geistige in die Nähe des Göttlichen, stellte aber das Geistige über einen Anspruch zur Religiosität oder gar Frömmigkeit. Denn zweifellos hat der Mensch durch die Säkularisierung in der Moderne etwas verloren, das seiner Meinung nach aber als Geistiges in der Moderne Bestand haben könnte. Daher ist bei Häring die Forderung nach Einfachheit keine beiläufige oder fahrlässige Formulierung, was beim Betrachten seiner Grundrisse, die nicht unbedingt ein gängiges Bild des „einfachen Bauens“ assoziieren mögen, viel-



<sup>28</sup> Hugo Häring: Wohnhausstudien vom Mai 1946

leicht in Erwägung gezogen werden kann. Die Nennung des Einfachen ist für ihn vielmehr ein in diesem zeitlichen Kontext unabhängiges Attribut, das die Tradition einer naturnahen, nicht künstlichen Lebensweise aufnimmt. Es entspricht einem Menschenbild, in dem Gebäude „Organe des Lebens“<sup>221</sup> sind.

### **Roland Rainer: Städtebauliche Prosa**

Auch **Roland Rainer** ging zunächst vom trostlosen Zustand der Städte aus. Rainer hatte von 1928 bis 1933 Architektur in Wien studiert und anschließend mehrere Forschungsarbeiten zum Städtebau verfasst. Er wollte in die entsetzliche Situation aber keine wissenschaftliche oder überschwengliche Betrachtung, sondern eine „Städtebauliche Prosa“<sup>222</sup> einbringen. Nachdem er darin die „Verkümmerung des menschlichen Empfindens für den Nächsten“<sup>223</sup> beklagte, gelangte er zu seinem Ausgangspunkt. Er behauptete, dass „die entscheidenden Lebensfragen der menschlichen Gesellschaft, um die heute überall auf die verschiedenste Weise gerungen wird, letzten Endes nur durch eine andere Form der Städte, nur durch einen grundlegenden Umbau oder Neubau des städtischen Lebensraumes zu lösen“<sup>224</sup> seien. In seinen folgenden Ausführungen und Vorschlägen blickte er an einigen Stellen weiter in die Zukunft als zahlreiche andere Autoren. Dabei zog er in seine Argumentation Statistiken mit ein, berief sich auf Aussagen und Thesen von Theoretikern, Merkmale von besonderen Stadtplanungen und thematisierte mit der Betonung des Automobils eine Bedingung für die zukünftige Stadtplanung deutscher Städte. All diese Überlegungen waren auch bei Rainer eingebettet in erforderliche reduktionistische Eigenschaften und Methoden. Er begann mit der Erklärung, dass „immer, besonders aber in einer ernüchterten und unpathetischen Zeit, eine Aufgabe umso strenger aus ihren Grenzen entwickelt, umso nüchterner und bescheidener angefaßt werden muß, je größer sie ist“<sup>225</sup> und endete mit der in die Zukunft gerichteten Aussage: „Aus der Not der Zeit aber werden wir lernen müssen, dass dieses wichtigste wie jedes andere Ziel mit dem allergeringsten Aufwand erreicht werden muß. Wenn sich daraus nur ganz wenige, eigentlich nur eine einzige Lösung ergeben kann, so bedeutet das keine Verarmung, sondern nur die nötige einfache Grundlage für alle spätere Verfeinerung.“<sup>226</sup>

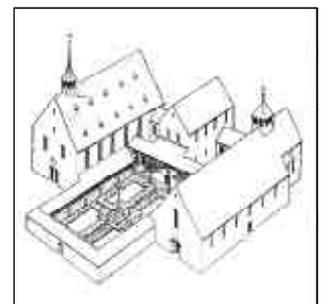
Die Richtung, die Rainer einschlug, zielte auf das Modell einer mit Grünzügen durchzogenen lockeren „Stadtlandschaft“, einer „gegliederten und aufgelockerten Stadt“, was sich nach 1945 als städtebauliches Leitbild etablieren konnte. Es schien so, als könnten sich in diesem städtebaulichen Leitbild die Anforderungen an das Geistige mit den technischen Ansprüchen verbinden. Um dieses Leitbild zu verwirklichen, argumentierten andere Autoren mit einer pragmatischeren, bis hin zu einer technokratischen Sicht auf die Dinge. Gerade solch eine angestrebte formale Auflockerung der Anlagen „läßt sich“, so z.B. **Erich Kabel**, „wohnlicher und abwechslungsreicher gestalten, was bei sonst schlichter Bauart sehr willkommen ist“<sup>227</sup>. Die städtebaulichen Vorschläge für „das bescheidene Heim“ oder die „Bauten für kirchliche Zwecke“ wurden unter Berücksichtigung der „ihrem Wesen entsprechenden Beziehungen zum Verkehr“<sup>228</sup> in eine mit Grünanlagen durchzogene Stadtstruktur plazierte.

In der Tat wurde der Kirchenbau nach 1945 wieder selbstverständlicher Bestandteil städtebaulicher Planungen. Gegenüber den Teilnehmern der dritten evangelischen Kirchenbautagung in Berlin 1948 bekannte der Leiter des Stadtplanungsamtes Walter Moest als Vertreter des Magistrats: „Kirchenbauplanung ist ein Teilgebiet der städtebaulichen Gesamtplanung“<sup>229</sup>, um sodann festzustellen, dass er keine festen Regeln dafür aufstellen wolle, ob die Kirchen „städtebauliche Dominante“ sein sollen oder sie sich „bescheiden in die Grünflächen zurückziehen“<sup>230</sup> sollen. Die Entscheidung nach einer städtebaulichen Dominanz war demnach offen, aber es gab eine Einmütigkeit im Verlangen nach kleineren Pfarrkirchen. Der Neubau von neuen Großkirchen oder gar Kathedralen wurde nirgends in Erwägung gezogen. Dies entsprach auch den Bedürfnissen in den Städten, die vielerorts durch die Migration mit Veränderungen in der konfessionellen Gesellschaftsstruktur konfrontiert waren.

So idyllisch der Neubau von Kirchen in der Beschreibung von Kabel auch anmuten mag, sie repräsentiert eine sich verbreitende Einstellung gegenüber Sakralbauten, die von Stadtplanern als disponible Baukörper in städtebauliche Stadtlandschaften gesetzt wurden. Dabei waren sie zwar wichtige kompositorische, raumbildende Stadtbausteine, aber sie wurden genauso wie andere Funktionsgebäude zur Verfügungsmasse, die in Abhängigkeit vom Straßengeflecht und Grünbereichen „nach höheren städtebaulichen Zielen zu verlegen“<sup>231</sup> sind. Diese Vorstellung zeigte dann ab den fünfziger Jahren, mit dem Einsetzen des Kirchenbau-Booms, seine volle Entfaltung. Die evangelische Presse freute sich gleichwohl darüber, „dass die beamteten Planer zu der Erkenntnis gekommen sind: das Kirchengebäude gehört organisch in die Siedlungslagen hinein.“<sup>232</sup>

### Karl Gruber

In deutlichem Kontrast dazu steht das Verständnis, das der Architekt, Stadtplaner und Hochschullehrer **Karl Gruber** vom Kirchenbau im Stadtgefüge hatte. Seine aus dem Jahr 1941 stammenden Gedanken erschienen in überarbeiteter Form 1949 unter dem Titel „Der heilige Bezirk in der zukünftigen Stadt“<sup>233</sup>. Darin kritisierte er zum einen in kulturpessimistischer Tradition die Moderne. Für ihn hatte der moderne Mensch mit seiner überheblichen Lebensauffassung „in den Katastrophen der beiden Weltkriege Schiffbruch erlitten“<sup>234</sup>. Und Gruber gab auch gleich an, was die folgeschwere Ursache war: „Aus dem Leben der modernen Menschen ist der Begriff des ‘Heiligen’ verschwunden. Das ‘Heilige’ ist das absolute höchste Gut, die letzte, über allen irdischen Wertsetzungen bindende Norm, deren der Mensch bedarf, wenn er nicht das Maß verlieren soll.“<sup>235</sup> Im Gegensatz zu Rainer oder Kabel ging es ihm bei der Diskussion um einen zukünftigen Städtebau nicht um eine zweckrationale Berücksichtigung des zukünftigen Verkehrsaufkommens, um Wirtschaftlichkeit oder um eine städtebauliche Hygiene. Denn trotz aller Versuche der Moderne, geordnete Städte zu generieren, wirkten diese Städte auf ihn „chaotisch“<sup>236</sup>. Dagegen sei eine alte Stadt „geordnet“, wirke „richtiger in ihren Abmessungen und vor allem in den in ihr wirksamen Wertordnungen“<sup>237</sup>. Über diese Aussage kam er zum „Heiligen Bezirk“ als „Urzelle der Stadt“. Von diesem



<sup>29</sup> Karl Gruber: Zeichnung aus dem Buch „Der heilige Bezirk in der zukünftigen Stadt“

Bezirk und seinen Bauten ging seiner Meinung nach „alle Beseeltheit, aller geistige Ausdruck, den die Städte alter Kulturen ausströmen, aus“<sup>238</sup>.

Im Mittelpunkt seiner Ausführungen stand das Anliegen, diesen „heiligen Bezirk“ wieder in die Stadt zu integrieren. Es ging ihm „um die Existenz und die Sinnggebung des Kirchenbaues aus unserer heutigen Situation, aus der großen Aufgabe, welche die christliche Kirche heute in der Welt hat“<sup>239</sup>. Seine Argumentation baute er chronologisch auf und kritisierte, dass die Kirchen im „Dritten Reich“ aus dem Stadtbild „ausgemerzt“ werden sollten und die Dome nur noch als „nationale Baudenkmäler“<sup>240</sup> gesehen wurden. Die Ursache für diesen achtlosen Umgang mit den einstigen zentralen Bauwerken der Städte lag seiner Ansicht nach in einer Verschiebung der Werte. Der moderne Mensch glaube nicht mehr an Gott, sondern bete eine weltliche Macht an. Für die Menschen der Großstadt habe daher der Sakralbau in der Nachbarschaft keine Bedeutung mehr. Eine willkürliche Anordnung der Kirchen beider Konfessionen in der zukünftigen Stadt wollte er unbedingt vermeiden. Um dieser Zufälligkeit vorzubeugen, stellte er eine Frage, in der seine Befürchtung ebenso zum Ausdruck kommt wie eine Alternative: „Sollte man da, wo heute Kirchen neu gebaut werden, nicht dafür sorgen, dass die bescheidenen Kirchen, die wir heute bauen werden, wenigstens durch ihre zusammengefaßte städtebauliche Wirkung zur Geltung kommen?“<sup>241</sup>

Durch die Zusammenlegung der Kirchen beider Konfessionen, die angrenzenden Pfarrhäuser sowie vor allem die verbindende Anlage der Friedhöfe als „stiller, dem Gedächtnis der Toten geweihter Bezirk“, zeigte er Anordnungen auf, wie für Wohngebiete „in übersehbaren, kleinstadtartigen Siedlungen“ ein derartiger „heiliger Bezirk“<sup>242</sup> aussehen könnte. Wie selbstverständlich waren dabei für ihn die zu bauenden Kirchen „bescheiden“<sup>243</sup>. Mit einer weiteren Aussage über Form und Charakter der Kirchenbauten schloß er seine von ihm illustrierten Ausführungen: „Die architektonische Formgebung hält sich in äußerster Schlichtheit, doch bewußt gediegener und materialgerechter Handwerklichkeit; denn gediegene Handwerklichkeit ist die erste Voraussetzung, dass unsere Kirchenbauten wieder künstlerischen Rang erhalten.“<sup>244</sup>

### **Neuanfang der Architekten**

Die Situation um 1945 wurde trotz nachweisbarer Kontinuitäten zwischen Planungen im Nationalsozialismus und der Nachkriegszeit als ein unvergleichbarer historischer Bruch dargestellt und von der Mehrheit wohl auch so verinnerlicht. Das war wohl ein Grund, weshalb - wenn überhaupt - nur zögerlich architekturhistorische Verbindungen hergestellt wurden und auf stilistische Anknüpfungen fast vollständig verzichtet wurde. Auch der Blick auf das architektonische Geschehen im Ausland nahm zunächst eine untergeordnete Rolle ein. Die Frage des Wiederaufbaus wurde als ein innerdeutsches, bislang beispielloses Problem verstanden, in der aus der bestehenden Situation, der vermeintlichen „Stunde Null“, eine originäre Antwort generiert werden sollte.

Angesichts der zerstörten Städte entwickelten gerade Architekten große Ambitionen, die umfassende Notsituation zu beheben. In ambivalenter Sicht wurde die Verwüstung der Bauten und Städte einerseits beklagt und zugleich als Chance für eine alternative Bebauung verstanden. Mitunter verschwammen dabei in den Vorschlägen die Grenzen zwischen Städtebau und Architektur, was sich daraus erklären läßt, dass die Tätigkeit des Stadtplaners bzw. Architekten, als Arbeit von grundlegender Art verstanden wurde. Sie betraf nicht nur alle relevanten Bereiche der Umweltgestaltung, sondern wurde darüber hinaus als das zentrale gesellschaftliche Problem jener Zeit verstanden.

Deshalb wurde von den Planern nicht nur das konkrete Bauen thematisiert. Allenthalben brachten auch Architekten die **materiellen mit den geistigen Trümmern** in Zusammenhang. Unabhängig davon, welche Bezeichnung für die anstehende Tätigkeit angebracht wäre, ob es sich um einen „Wiederaufbau“, „Aufbau“ oder „Neubau“ handle, wurde zwischen der materiellen und der geistigen Situation eine unumgängliche Verbindung hergestellt. Mit einem universellen Anspruch wurden die Forderungen sowohl auf den Menschen, wie auch auf die ihn umgebenden Objekte bezogen. Äußerungen wie „Der Neubau beginnt mit dem Abbau der Trümmer, der materiellen wie der geistigen“<sup>245</sup>, „Bauform ist Lebensform“<sup>246</sup> oder „Der Wiederaufbau müsse ein geistiger Neubau sein“<sup>247</sup> bringen dies beispielhaft zum Ausdruck. Diese Ansprüche wurden neben der Reaktion auf die zurückliegenden zwölf Jahre nationalsozialistischer Herrschaft auch als Kritik an der Moderne verstanden, ohne zur Fundamentalkritik zu geraten. Dennoch konnte nichts darüber hinwegtäuschen, dass die Krise der Nachkriegszeit von den Planern auch als Krise der Moderne verstanden wurde und sie deshalb versuchten ihre Epoche im Zustand des Innehaltens maßvoll zu kritisieren. Um die dabei attestierten Defizite des Geistigen auszugleichen, bezogen sich nicht wenige Architekten auf das Mittelalter als vormodernes Zeitalter. Aus den dort gefundenen Idealen wurde mehr oder weniger umfassend versucht, Modelle zu entwickeln, ob und in welcher Form die mittelalterlichen Werte für eine säkularisierte Moderne zu retten und transformieren wären.

Aus welcher Motivation heraus auch immer gehandelt wurde, welches Argument angeführt und welche Intention verfolgt wurde, stets waren Begriffe wie Einfachheit, Bescheidenheit oder Nüchternheit eindeutig positiv konnotiert, bildeten einen gemeinsamen Tenor aus und gaben den Beiträgen ihre Prägung. Reduktion wurde zum **Leitbild**. Gleichwohl wurde die lange Tradition, in der die Forderung nach Reduktion in der Architektur steht, als solche nicht diskutiert, obwohl sie an diesem historischen Punkt eine besondere, auffällige Bedeutung erreichte. Eine Kontinuität der Reduktion, über den historischen Bruch hinaus, wurde nicht als solche verstanden.

Ähnlich wie bei den Vertretern kirchlicher Institutionen bemühten sich Architekten nach Kriegsende in Neuorientierungen, bei denen Reduktion einen zentralen Stellenwert einnahm und sie mit Protagonisten diverser Professionen verband. Externe wie auch interne Verbindungen unter dem

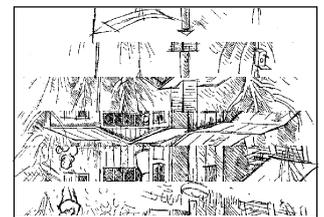
Leitbild der Reduktion bargen aber aufgrund unterschiedlicher Prioritäten und Inhalte zugleich wieder etwas Trennendes.

Darunter zeichneten sich etwa ökonomische Argumentationslinien ab, wie sie beispielsweise Philipp Rappaport anführte, der kurzzeitig 1946 in der britischen Zone mit der Bildung einer Zentralstelle für Städtebau und Wohnungswesen beauftragt war und dabei das Motto formulierte „Deutschland ist viel zu arm, um zweimal aufgebaut zu werden“<sup>248</sup>. Mit dieser Parole sprach er sich gegen „alles Einstweilige, Provisorische, Halbfertige“, - das für ihn „vom Übel und viel zu teuer“ war - aus.<sup>249</sup> Also keine notdürftige Behelfsarchitektur, keine Provisorien, sondern eine „zeitgemäße Architektur“, die den Umständen entsprach und sich als solche auch darstellen sollte. Deshalb galt nicht nur für Rappaport die grundsätzliche Forderung, dass der Wiederaufbau „trotz der gebotenen Eile und trotz der erforderlichen Einfachheit einen endgültigen Charakter haben“<sup>250</sup> muß.

Ähnliche Formulierungen, aber mit ungleichen Argumenten und Ansichten, lassen sich bei anderen Architekten finden. Beispielsweise forderte Walther Schmidt, sich bei der Um- und Neugestaltung nicht an historischen Formen zu orientieren, „sondern eine Art zu finden, die unserer Zeit angehört“<sup>251</sup>. Er aber blickte beim „Gang über das Feld“ in Anspielung an Schmitthenner auf „das Unscheinbare“ und stellte sich und dem Leser seines Buches die Frage „nach dem Sinn allen Bauens“<sup>252</sup>.

Abgesehen von den Intentionen, die der Hintergrund für die Argumente waren, galt allemal, dass die Lösung der Probleme nicht durch Provisorien zu bewerkstelligen sei. War in den propagandistischen Erklärungen von Ley zum Wohnungsbau das Einfache noch mit dem Primitiven und Provisorischen in Verbindung gebracht worden, wurde diese Verknüpfung nunmehr kategorisch zurückgewiesen. Oberstes Ziel war nun eine **zeitgemäße Architektur**, die über Jahre hinaus Bestand haben sollte. Auf die Not sollte mit einer Architektur reagiert werden, die mit zeitgemäßen Mitteln und Methoden operiert. Mit der Abkehr vom Provisorischen und dem Bekenntnis zum Zeitgemäßen verband sich für Rappaport auch die Absage von einer Rekonstruktion der zerstörten Kunstdenkmäler: „Was endgültig zerstört ist, sollte man nicht zu rekonstruieren versuchen.“<sup>253</sup>

Die Beschränkung auf das Wenige, das zur Verfügung stand, führte zur Betrachtung des Grundsätzlichen. Der mühsam aus den Trümmern aussortierte Mauerstein wurde gleichermaßen zur Grundlage, um über das Fügen von Bauteilen nachzudenken und zugleich eine Antwort auf die Kernfrage nach dem Sinn des Bauens zu geben. Der Wunsch nach Produktion, zeigte trotz aller Größe der Wertediskussionen und Gemeingültigkeit der Ansprüche deutliche Züge der Besonnenheit und Mäßigung. Eine Tendenz, die sich im Grunde genommen aus einer retrospektiven Sicht speiste. Denn die großen Ansprüchen einer heroischen Phase der Moderne, durch die in den zurückliegenden Jahrzehnten Glanz und Elend über die Menschen gebracht wurde, boten keine Ansatzpunkte. Um jedoch nicht in eine Produktionsohnmacht zu geraten, blieb der rettende Ausweg, sich auf das Alltägliche zu konzentrieren, anhand dessen wieder ein Selbstbewusstsein zur Produktion und eine Produktionsfähigkeit entwickelt werden konnte.



<sup>30</sup> Walther Schmidt: Zeichnung aus seinem Buch „Ein Architekt geht über Feld“

Dahingehend beschränkte sich die Forderung nach Reduktion nicht auf eine spezifische Bauaufgabe, sondern galt für alle Gestaltungsaufgaben, insbesondere für diejenigen die im Zusammenhang mit der Befriedigung von Grundbedürfnissen standen. Angesichts der Not zielte diese Absicht auf das Bedürfnis des Wohnens, das durch den großen materiellen Verlust an Wohnraum und den unzähligen Flüchtlingen für viele Planer als zentrales Problem und als dringlichste Pflicht verstanden wurde. Eine Statistik aus dem Jahr 1947 untermauerte die moralische Bedeutung dieses Problems mit Zahlen, wonach in Deutschland vor dem Krieg auf einen Wohnraum 1,4 Menschen kamen und es im zweiten Nachkriegsjahr 3,2 Menschen waren.<sup>254</sup> Genauso begünstigte diese Haltung aber auch den ideellen, bisweilen sogar einen geistigen Gehalt der Dinge, die vom alltäglichen Gebrauchsobjekt im Haushalt, über das schützende Haus mit seinen architektonischen Elementen, bis hin zur gruppierenden Anordnung dieser Gebäude, reichte. Wie sich noch zeigen wird, wurde in diesem Spektrum die Kirche vor allem als symbolischer Ort für eine Befriedigung geistiger Grundbedürfnisse verstanden.

Zum anderen läßt sich aber auch ein immenser Produktionswille aufzeigen. Die problematischen Umstände wurden als beispiellose Herausforderung angenommen. Die genuine Produktionskraft des Architekten verdrängte voller Zukunftsoptimismus eine retrospektive ausgerichtete Sichtweise. Der Architekt trat als omnipotenter Produzent und maßgebliche Person in einer Schlüsselposition für den Wiederaufbau auf. Diese Ausrichtung erklärt die unterschwengliche Begeisterung, mit der die „Stunde Null“ als große Chance für eine bessere Zukunft gesehen wurde und trotz beängstigenden Umständen geradezu ein Produktionseifer zum Vorschein kam.

Ähnlich wie bei Theologen und Philosophen findet sich auch bei den Architekten die vehemente Forderung einer Katharsis bei den Deutschen, bevor sie sich daranmachen, ihre Umwelt und Gesellschaft wieder zu gestalten. Manchmal wurde dieses „Reinigen“ und „Leer machen“ vielleicht sogar noch stürmischer und pathetischer gefordert als in anderen Bereichen. Eine disziplinbegrenzende Befragung nach der Kompetenz der Architekten gab es dabei allerdings nicht. Stattdessen versuchte die Architektenschaft wieder einmal die Aufgabe ihrer Profession als eine Synthese, nicht nur zwischen dem Technischen und Künstlerischen, sondern für vielerlei Situationen des Zweifels und der Konflikte einer sich konstituierenden, demokratischen Gesellschaft zu verstehen. Doch diese Anlage zur Überheblichkeit war nicht der einzige Unterschied zu den anregenden und mahnenden Gedanken der Theologen und Geisteswissenschaftler.

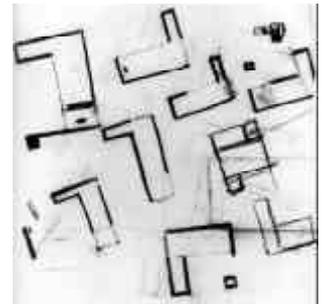
Im Gegensatz zu den Stimmen aus kirchlichen Kreisen, die ihre Argumentation auf einem Dreischritt von Schuldfrage, Katharsis und reduktionistischen Werten (im Sinne von christlichen Tugenden) aufbauten, verzichtete ein Großteil der Architektenschaft auf den ersten Schritt der Schuldfrage und begann bei einer pauschalisierenden Forderung nach Katharsis, um dann prospektiv Reduktion in ihrer mehrdimensionalen Bedeutung anzuführen und sich ihr weitaus intensiver zu widmen als den ersten beiden Schritten, die zur Legitimierung der Zukunft nicht unwichtig gewesen wären.

- <sup>1</sup> Posener: In Deutschland 1945 bis 1946, Berlin 2001, S.30
- <sup>2</sup> vgl. Berg (Hg.): Jahresbericht des HEKD für das Jahr 1947, Stuttgart 1948, S.14
- <sup>3</sup> Niemöller: Not und Aufgabe der Kirche in Deutschland, Genf 1946, S.7
- <sup>4</sup> ebenda, S.7
- <sup>5</sup> Martin Niemöller: Die polit. Verantwortung d. Christen im akadem. Stand, Vortrag am 4.5.1946 vor der Evang. Studentengemeinde Marburg a.d.Lahn; in: Niemöller: Reden 1945-1954, Darmstadt 1958
- <sup>6</sup> ebenda, S.101
- <sup>7</sup> Martin Niemöller: Predigt am 27.6.1937; in: Niemöller: Dahlemer Predigten, München 1976, S.176
- <sup>8</sup> Barth: Die evang. Kirche in Deutschland nach d. Zusammenbruch des Dritten Reiches, Stuttgart 1946, S.12
- <sup>9</sup> ebenda, S.25
- <sup>10</sup> Barth: Christliche Ethik, München 1946
- <sup>11</sup> ebenda, S.12
- <sup>12</sup> ebenda, S.12
- <sup>13</sup> Barth: Die christliche Verkündigung im heutigen Europa, München 1946, S.21
- <sup>14</sup> Barth: christliche Ethik, München 1946, S.12
- <sup>15</sup> Barth: Ein Wort an die Deutschen, Stuttgart 1945, S.21
- <sup>16</sup> Eugen Gerstenmaier: Hilfe für Deutschland. Rede in Kirchheim/Teck am 1.1.1946, in: Gerstenmaier: Reden und Aufsätze, Bd.1, Stuttgart 1956, S.54
- <sup>17</sup> ebenda, S.54
- <sup>18</sup> Asmussen: Ein Wort der Kirche zur Lage, Stuttgart 1946
- <sup>19</sup> ebenda, S.18
- <sup>20</sup> ebenda, S.18
- <sup>21</sup> Wolf (Hg.): Karl Rahner, Ostfildern 1994, S.106
- <sup>22</sup> zit.n. Welty: Vom Sinn und Wert der menschlichen Arbeit. Aus der Gedankenwelt des hl. Thomas von Aquin, Heidelberg 1946, S.65
- <sup>23</sup> ebenda, S.116
- <sup>24</sup> ebenda, S.84
- <sup>25</sup> Guardini: Vom Geist der Liturgie, Freiburg im Breisgau <sup>13</sup>1934 (1918)
- <sup>26</sup> Guardini: Über das Wesen des Kunstwerks, Tübingen <sup>5</sup>1954, S.13
- <sup>27</sup> ebenda, S.47
- <sup>28</sup> ebenda, S.36
- <sup>29</sup> ebenda, S.37
- <sup>30</sup> ebenda, S.36
- <sup>31</sup> ebenda, S.37
- <sup>32</sup> ebenda, S.47
- <sup>33</sup> ebenda, S.51
- <sup>34</sup> ebenda, S.51
- <sup>35</sup> ebenda, S.54
- <sup>36</sup> Guardini: Das Ende der Neuzeit, Würzburg <sup>4</sup>1950, S.31
- <sup>37</sup> ebenda, S.49
- <sup>38</sup> ebenda, S.53
- <sup>39</sup> ebenda, S.55
- <sup>40</sup> ebenda, S.56
- <sup>41</sup> ebenda, S.57f
- <sup>42</sup> ebenda, S.58
- <sup>43</sup> ebenda, S.98
- <sup>44</sup> ebenda, S.98
- <sup>45</sup> ebenda, S.99
- <sup>46</sup> Thielicke: Fragen des Christentums an die moderne Welt, Genf 1945 (sowie Tübingen 1948)
- <sup>47</sup> ebenda, S.153
- <sup>48</sup> ebenda, S.154
- <sup>49</sup> ebenda, S.158
- <sup>50</sup> Hessen: Der geistige Wiederaufbau Deutschlands: Reden über die Erneuerung des deutschen Geisteslebens, Stuttgart 1946
- <sup>51</sup> Hessen: Der geistige Wiederaufbau Deutschlands, Stuttgart 1946, S.94
- <sup>52</sup> ebenda, S.63
- <sup>53</sup> ebenda, S.66
- <sup>54</sup> Eugen Kogon: Gericht und Gewissen; in: Frankfurter Hefte, Heft 1, 1947, S.29
- <sup>55</sup> ebenda, S.29
- <sup>56</sup> ebenda, S.31
- <sup>57</sup> Brief von Rudolf Schwarz an Eugen Kogon vom 20.5.1946, NRS, Allgemeiner Briefwechsel
- <sup>58</sup> ebenda
- <sup>59</sup> ebenda
- <sup>60</sup> ebenda
- <sup>61</sup> Jaspers: Die Schuldfrage, Heidelberg 1946
- <sup>62</sup> Schneider: Rechenschaft über vierzig Jahre Verlagsarbeit, Heidelberg 1965, S.90
- <sup>63</sup> Jaspers: Die Schuldfrage, Heidelberg 1946, S.103  
Jaspers griff diese Darstellung von Demut (humilitas) später nochmals in seinen Ausführungen über Augustinus auf; in: Jaspers: Die großen Philosophen, München <sup>5</sup>1995, S.348
- <sup>64</sup> Jaspers: Die Schuldfrage, Heidelberg 1946, S.102ff
- <sup>65</sup> Schreiner: Die Zukunft der Kirche, Gütersloh 1946
- <sup>66</sup> ebenda, S.34
- <sup>67</sup> Dietrich: Einbruch des Wesentlichen, Frankfurt am Main 1947
- <sup>68</sup> ebenda, S.54
- <sup>69</sup> ebenda, S.55
- <sup>70</sup> Czeloth (Hg.): Segen christlicher Einfachheit, Büren 1947,  
Autoren und Titel der Beiträge: Rud. Jokiel: Vom einfachen, naturgemäßen Leben als christlichen Lebenswert;  
Robert Svoboda: Christliche Einfachheit als Lebenswert; Linus Bopp: Das Ideal der Einfachheit und Tiefe;  
Siegfried Behn: Von der Einfachheit des christlichen Lebens; Otto Graf: Vom einfachen Leben; Oda  
Schneider: Vom wesenhaft einfachen Leben in der christlichen Familie und Reinhold Schneider: Gnade der Not
- <sup>71</sup> Bauer, Ernst (Hg.): Pandora, Heft 3 (Zum neuen Menschenbild), 1946
- <sup>72</sup> Egenter: Von der Einfachheit, Regensburg 1947
- <sup>73</sup> Kellermann (Hg.): Was sollen wir tun? Auferstehung aus Schutt und Asche, Berlin 1945
- <sup>74</sup> Zehrer: Der Mensch in dieser Zeit, Hamburg 1948
- <sup>75</sup> in: Kramer (Hg.): Politische Leitsätze, Koblenz o.J. (um 1946), S.75f
- <sup>76</sup> in: Czeloth (Hg.): Segen christlicher Einfachheit, Büren 1947, S.27-43
- <sup>77</sup> Bollnow: Einfache Sittlichkeit, Göttingen 1947
- <sup>78</sup> Hammelsbeck: Der heilige Ruf, Gütersloh 1947
- <sup>79</sup> Heller: Gottes Wunder in der Wüste, Wüstenrot 1947
- <sup>80</sup> Rittelmeyer: Lebenshilfe, Stuttgart 1947
- <sup>81</sup> in: Czeloth (Hg.): Segen christlicher Einfachheit, Büren 1947, S.62-63
- <sup>82</sup> in: Czeloth (Hg.): Segen christlicher Einfachheit, Büren 1947, S.21-26
- <sup>83</sup> in: o.A.: Beiträge zur geistigen Überlieferung, Duisburg 1947, S.1ff
- <sup>84</sup> in: Pieper: Die Wirklichkeit und das Gute, München 1949, S.83ff
- <sup>85</sup> Buytendijk: Erziehung zur Demut, Leipzig 1928
- <sup>86</sup> Geulen: Die Armut des heiligen Franz von Assisi im Lichte der Wertethik, Bonn Diss. 1947

- <sup>87</sup> Bessmer (Hg.): Botschaft des heiligen Franz an die Gegenwart, Schwyz 1945
- <sup>88</sup> Prälat Propst Dr. Legge: Sinn und Aufgabe des Katholikentages;  
in: Generalsekretariat (Hg.): Der Christ in der Not der Zeit, Paderborn 1949, S.19
- <sup>89</sup> Kath. Akademikerverband (Hg.): Der katholische Gedanke: Religiöse, Geistige, Soziale Erneuerung, Münster 1947
- <sup>90</sup> o.A.: Was sagt uns Amsterdam?; in: MHEKD, Nr.19 (Oktober), 1948, S.342
- <sup>91</sup> Glaser: Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bd.1, München 1985, S.196ff
- <sup>92</sup> zit.n.: Zeller (Hg.): Als der Krieg zu Ende war, München <sup>2</sup>1974, S.184
- <sup>93</sup> ebenda, S.184
- <sup>94</sup> in: Campbell: Der Deutsche Werkbund 1907-1934, München 1989, S.15
- <sup>95</sup> Leitl: Anmerkungen zur Zeit; in: Baukunst und Werkform, Heft 1, 1947, S.5
- <sup>96</sup> Deutscher Werkbund: Ein Aufruf; in: Baukunst und Werkform, Heft 1, 1947, S.29
- <sup>97</sup> ebenda, S.29
- <sup>98</sup> ebenda, S.29
- <sup>99</sup> Otto Bartning, Willi Baumeister, Eugen Blanck, Walter Dirks, Richard Döcker, Egon Eiermann, Karl Foerster, Richard Hamann, Gustav Hassenpflug, Otto Haupt, Werner Hebebrand, Carl Georg Heise, Carl Oskar Jatho, Hans Leistikow, Alfons Leitl, Georg Leowald, Rudolf Lodders, Alfred Mahlau, Gerhard Marcks, Ewald Mataré, Ludwig Neundörfer, Walter Passarge, Max Pechstein, Lilly Reich, Paul Renner, Wilhelm Riphahn, Hans Schmitt, Lambert Schneider, Fritz Schumacher, Rudolf Schwarz, Otto Ernst Schweizer, Hans Schwippert, Max Taut, Heinrich Tessenow, Otto Völckers, Robert Vorhoefer, Wilhelm Wagenfeld, Hans Warnecke
- <sup>100</sup> Schneider: Rechenschaft über vierzig Jahre Verlagsarbeit 1925-1965, Heidelberg 1965, S.37
- <sup>101</sup> s. Theodor Heuss: Notizen und Exkurse zur Geschichte des Deutschen Werkbundes;  
in: Eckstein (Hg.): 50 Jahre Deutscher Werkbund, Frankfurt am Main 1958, S.19f
- <sup>102</sup> s. Campbell: Der Deutsche Werkbund 1907-1934, München 1989, S.11
- <sup>103</sup> Kramer: Vor den Ruinen Deutschlands, Koblenz 1946, S.6
- <sup>104</sup> ebenda, S.137
- <sup>105</sup> ebenda, S.138
- <sup>106</sup> Kramer: Politische Leitsätze, Koblenz o.J. (um 1946), S.81
- <sup>107</sup> ebenda, S.81
- <sup>108</sup> Jatho: Urbanität, Düsseldorf 1946
- <sup>109</sup> ebenda, S.22
- <sup>110</sup> ebenda, S.23
- <sup>111</sup> ebenda, S.23
- <sup>112</sup> ebenda, S.24
- <sup>113</sup> Schwarz: Von der Bebauung der Erde, Heidelberg 1949
- <sup>114</sup> Jatho: Urbanität, Düsseldorf 1946, S.78
- <sup>115</sup> ebenda, S.93
- <sup>116</sup> Hamann: Neues Bauen und Historie; in: Die Neue Stadt, Heft 1 (Oktober), 1947, S.23-25
- <sup>117</sup> ebenda, S.25
- <sup>118</sup> Hamann: Geschichte der Kunst, Berlin 1933, S.886
- <sup>119</sup> ebenda, S.886f
- <sup>120</sup> ebenda, S.887
- <sup>121</sup> ebenda, S.892
- <sup>122</sup> Blaum: Die drei Stufen; in: Die Neue Stadt, Heft 1 (Oktober), 1947, S.7-10
- <sup>123</sup> ebenda, S.7
- <sup>124</sup> ebenda, S.8f
- <sup>125</sup> ebenda, S.9
- <sup>126</sup> in: Harlander; Fehl (Hg.): Hitlers Sozialer Wohnungsbau 1940-45, Hamburg 1986, S.397
- <sup>127</sup> Rundschreiben von Konstanty Gutschow an die Berater vom 20.4.1944, zit.n. Durth: Deutsche Architekten, S.222
- <sup>128</sup> Niederschrift über die Verhandlungen der Tagung des Bruderrats der Bekennenden Kirche vom 23.8.1945;  
in: Besier; Ludwig; Thierfelder (Hg.): Der Kompromiß von Treysa, Weinheim 1995, S.135
- <sup>129</sup> zit.n.: Durth: Deutsche Architekten, München 1992, S.403f
- <sup>130</sup> zit.n.: Ita Heinze-Greenberg: Das Projekt Mittelmeerakademie und die Emigration;  
in: Stephan (Hg.): Erich Mendelsohn (AK), Ostfildern-Ruit 1999, S.214
- <sup>131</sup> vgl. Günther: Lilly Reich 1885-1947, Stuttgart 1988, S.66
- <sup>132</sup> Hermann Blomeier: Lilly Reich zum Gedächtnis; in: Bauen und Wohnen, Heft 4, 1948, S.106
- <sup>133</sup> Schumacher: Lesebuch für Baumeister, Berlin <sup>3</sup>1944, S.7
- <sup>134</sup> Fritz Schumacher: Von der Planung einer neuen Stadt; in: Die Neue Stadt, Heft 1, 1947, S.5
- <sup>135</sup> ebenda, S.5
- <sup>136</sup> ebenda, S.6
- <sup>137</sup> ebenda, S.6
- <sup>138</sup> Fritz Schumacher: Erkenntnisse für den Wiederaufbau zerstörter Städte; in: Die Neue Stadt, Heft 5/6, 1948, S.197-203
- <sup>139</sup> ebenda, S.198
- <sup>140</sup> ebenda, S.198
- <sup>141</sup> ebenda, S.198
- <sup>142</sup> ebenda, S.200
- <sup>143</sup> ebenda, S.200
- <sup>144</sup> ebenda, S.200
- <sup>145</sup> ebenda, S.203
- <sup>146</sup> ebenda, S.203
- <sup>147</sup> Godber Nissen über Tessenow; in: Hofmann (Hg.): Der deutsche Werkbund, Berlin 1987, S.44
- <sup>148</sup> Tessenow: Hausbau und dergleichen, Reprint der 4.Auflage von 1953, Braunschweig 1986, S.34
- <sup>149</sup> Heinrich Tessenow: Städtebau, Vortrag am 13.11.1947 im Museum f. hamburg. Geschichte; Typoskript, 12 S.;  
in: IGMA-Archiv, Sammlung Gutschow, Aktenbestand Hillebrecht/Aktenkeller Bauverwaltung Hannover
- <sup>150</sup> ebenda, S.6
- <sup>151</sup> ebenda, S.3
- <sup>152</sup> ebenda, S.5
- <sup>153</sup> ebenda, S.6
- <sup>154</sup> ebenda, S.6
- <sup>155</sup> ebenda, S.8
- <sup>156</sup> ebenda, S.8
- <sup>157</sup> ebenda, S.8
- <sup>158</sup> ebenda, S.6
- <sup>159</sup> ebenda, S.5
- <sup>160</sup> ebenda, S.12
- <sup>161</sup> ebenda, S.10 („... , wenn sich irgendwo eine Welt bildet, so bildet sie sich vor allem vom Geistigen her. Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“)
- <sup>162</sup> vgl. Winfried Nerdinger: Bauhaus-Architekten im "Dritten Reich";  
in: Nerdinger (Hg.): Bauhaus-Moderne im NS, München 1993, S.153-178
- <sup>163</sup> vgl. Durth: Deutsche Architekten, S.126ff
- <sup>164</sup> Alfons Leitl: Anmerkungen zur Zeit; in: Baukunst und Werkform, Heft 1, 1947, S.14
- <sup>165</sup> Lodders: Von der Persönlichkeit des Architekten, Hamburg 1948
- <sup>166</sup> ebenda, S.42
- <sup>167</sup> ebenda, S.43
- <sup>168</sup> ebenda, S.43

- 169 ebenda, S.43f
- 170 Hans Schwippert: Theorie und Praxis („geschrieben Ende 1944 nach dem Fall Aachens“)  
in: Baukunst und Werkform, Heft 1, 1947, S.18
- 171 in: Schwippert, G.; Werhahn (Hg.): Hans Schwippert, Köln 1984, S.58
- 172 ebenda, S.54
- 173 ebenda, S.55
- 174 ebenda, S.67
- 175 Hans Schwippert: Auseinandersetzung mit dem Sinn und der Struktur des menschlichen Werks;  
in: Schwippert, G. (Hg.): Denken Lehren Bauen, Düsseldorf 1982, S.86
- 176 ebenda, S.87
- 177 ebenda, S.87
- 178 Schwippert: Manuskript zu einer Rede für junge Menschen, 1934;  
in: Schwippert, G.; Werhahn (Hg.): Hans Schwippert, Köln 1984, S.119f
- 179 Jaspers: Die großen Philosophen, München 1995, S.346
- 180 Hans Schwippert: Grundlage ist das Einfache und Schlichte;  
in: Schwippert, G.(Hg.): Denken Lehren Bauen, Düsseldorf 1982, S.126
- 181 zit.n.: Grohn: Gustav Hassenpflug, Düsseldorf 1985, S.61
- 182 ebenda, S.63
- 183 Otto Bartning: Ketzerische Gedanken am Rande der Trümmerhaufen; in: Frankfurter Hefte, Heft1 (April), 1946, S.63-72
- 184 ebenda, S.64
- 185 ebenda, S.71
- 186 ebenda, S.69
- 187 Otto Bartning: Brief an Hartlaub vom 13.1.1954, S.12, BATHD, Akte 501/49-3
- 188 Maximilian-Gesellschaft (Hg.): Deutsche Stimmen 1945/46, Hamburg 1948
- 189 Hans Ulrich Instinsky: Briefe an Rudolf Schwarz vom 24.10.1946 und 24.11.1946  
bzgl. einer Veröffentlichung, NRS, Allgemeiner Schriftwechsel
- 190 o.A.: Vorwort; in: Maximilian-Gesellschaft (Hg.): Deutsche Stimmen 1945/46, Hamburg 1948, S.7
- 191 ebenda, S.7
- 192 Bartning: Der Geschändete, Darmstadt 1959
- 193 ebenda, S.81
- 194 Egon Eiermann: Einige Bemerkungen über Technik und Bauform; in: Baukunst und Werkform, Heft 1, 1947, S. 45-48
- 195 ebenda, S.45
- 196 ebenda, S.45
- 197 ebenda, S.45
- 198 ebenda, S.45
- 199 ebenda, S.46
- 200 ebenda, S.46
- 201 ebenda, S.47
- 202 Martin Elsaesser: Der Mut zum Wiederaufbau der Städte; in: Die Wandlung, Heft 1, 1947, S. 46-54
- 203 ebenda, S.49
- 204 ebenda, S.49
- 205 ebenda, S.49
- 206 ebenda, S.49
- 207 ebenda, S.49
- 208 ebenda, S.49
- 209 ebenda, S.50
- 210 ebenda, S.51
- 211 ebenda, S.51
- 212 ebenda, S.52
- 213 ebenda, S.52
- 214 ebenda, S.53
- 215 Neufert (Hg.): Der Architekt im Zerreisspunkt, Darmstadt 1948
- 216 ebenda, S.206
- 217 s. Schriftwechsel zwischen Rudolf Schwarz und Johannes Krahn; in: NRS, Schriftwechsel mit Krahn;  
sowie: Dokumente in: NAL, III. Allg. Neuentwicklungen, Akte 42: Schriftwechsel; PK7: Pläne (25 Blatt);  
sowie: Busmann: Die revidierte Moderne. Der Architekt Alfons Leidl 1909-1975, Wuppertal 1995, S.51
- 218 Hugo Häring: Ansprache an die Architekten des „Neuen Bauens“ am 26.9.1946 in Aulendorf;  
in: Häring: Neues Bauen, Hamburg 1947, S.23
- 219 ebenda, S.27f
- 220 ebenda, S.28
- 221 ebenda, S.28
- 222 Rainer: Städtebauliche Prosa. Praktische Grundlagen für den Aufbau der Städte, Innsbruck 1948
- 223 ebenda, S.17
- 224 ebenda, S.17
- 225 ebenda, S.4
- 226 ebenda, S.197f
- 227 Erich Kabel: Planungsabschnitte für den Wiederaufbau zerstörter Städte; in: Bauen und Wohnen, Heft 2, 1946, S.43
- 228 ebenda, S.41
- 229 zit.n.: Günther Kühne: Die Gestaltung des Wortes; in: Baumeister, Heft 12, 1948, S.493
- 230 ebenda, S.493
- 231 Erich Kabel: Planungsabschnitte f. d. Wiederaufbau zerstörter Städte; in: Bauen und Wohnen, Heft 2, 1946, S.41
- 232 Ernst Strasser: Das Kirchengebäude im Siedlungsorganismus; in: Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung, Nr.16, 31. 8. 1952
- 233 Gruber: Der heilige Bezirk in der zukünftigen Stadt, Münster 1949
- 234 ebenda, S.7
- 235 ebenda, S.7
- 236 ebenda, S.8
- 237 ebenda, S.8
- 238 ebenda, S.8
- 239 ebenda, S.8
- 240 ebenda, S.32
- 241 ebenda, S.37
- 242 ebenda, S.43f
- 243 ebenda, S.37
- 244 ebenda, S.47
- 245 Diskussionsbeitrag des Bayerischen Staatssekretärs Dr. Sattler, München, bei der Tagung d. Deutschen Verbands für  
Wohnungswesen, Städtebau u. Raumplanung am 22. u. 23.9.1947 in München; in: Die Neue Stadt, Heft 2, 1947, S.79
- 246 Otto Bartning: Ketzerische Gedanken am Rande der Trümmerhaufen; in: Frankfurter Hefte, Heft1, 1946, S.69
- 247 Neufert (Hg.): Architekt im Zerreisspunkt, Darmstadt 1948
- 248 Rappaport: Wünsche und Wirklichkeit des deutschen Wiederaufbaues, Frankfurt am Main 1949, S.9
- 249 ebenda, S.9
- 250 Rappaport: Der Wiederaufbau der deutschen Städte, Essen 1946, S.5
- 251 Schmidt: Bauen mit Ruinen; in: Bauen und Wohnen, Heft 12, 1947, S.325
- 252 Schmidt: Ein Architekt geht über Feld, Ravensburg 1947, S.41
- 253 Rappaport: Wünsche und Wirklichkeit des deutschen Wiederaufbaues, Frankfurt am Main 1949, S.13
- 254 Peter Kustermann: Elend des Wohnens; in: Rümelin (Hg.): So lebten wir ..., Willsbach 1947, S.165

## Leitbauten und reduktionistische Tendenzen im Kirchenbau nach 1918

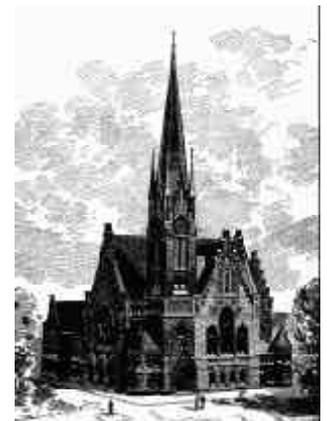


Neue Materialien und Baustoffe  
Liturgische Reformen  
Kirchenbau im Nationalsozialismus

#### 4. Leitbauten und reduktionistische Tendenzen im Kirchenbau nach 1918

Waren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert die Diskussionen um einen angemessenen Kirchenbau noch stark von Stilfragen geprägt, nahm um die Jahrhundertwende die Kritik am Historismus immer stärker zu. Es etablierte sich zunehmend das Verständnis, in einer Zeit zu leben, für die - wenn überhaupt - ein eigener Stil zu artikulieren sei. Einhergehend mit den sich abzeichnenden Entwicklungen in der Profanarchitektur, kam es vor der Jahrhundertwende auch im Sakralbau erstmals zu Aussagen, in denen das Suchen nach einem neuen Stil für nicht notwendig erachtet wurde. Während die „Vereinigung Berliner Architekten“ 1893 noch die Anweisung für den protestantischen Kirchenbau herausgab, wonach die „neuere Zeit zu den Grundformen des romanischen und des gotischen Stils zurückgekehrt“<sup>1</sup> sei, verwahrte sich Georg Heckner in seinem „Praktischen Handbuch der kirchlichen Baukunst“<sup>2</sup> zur gleichen Zeit gegenüber der Notwendigkeit und Möglichkeit eines neuen Stils: „Es braucht auch nicht ein neuer Stil gesucht werden [...]. Eine solche neue Erfindung ist so unmöglich als die Erfindung eines Perpetuum mobile“<sup>3</sup>. Ebenso scharf wandte sich Karl Scheffler 1907 in seinen Ausführungen über die „moderne Baukunst“<sup>4</sup> gegen einen „Sakralstil“, der sich auf die Bauformen der Gotik beruft. Obgleich er sich auf den protestantischen Kirchenbau beschränkte, sah er in dieser Auslegung den grundsätzlichen Trugschluß, mit dieser „Hülse auch den Inhalt in unser Jahrhundert hinüberretten“<sup>5</sup> zu können. Der Architekt sollte für den Kirchenbau weniger eine „frisierte und parfümierte Gotik“ zurechtlegen, für die „das ganze Rüstzeug der Stilwissenschaft“ aufgeboten wird, sondern stattdessen „das architektonische Prinzip“ als „das Richtigere“ anwenden, bei dem „nach Bedürfnissen“ und nicht „nach der äusseren Wirkung“<sup>6</sup> auszugehen sei.

Zugleich kam es mehr als 400 Jahre nach der Reformation, mit den einhergehenden sozialen und gesellschaftspolitischen Veränderungen in Deutschland, in der Rezeption der Kirchen zu einer egalisierenden Annäherung der Konfessionen. Im nachlassend religiös geprägten Alltagsleben der Gesellschaft wurde die Frage, welcher christlichen Konfessionen man zugehört, zunehmend unwichtiger. In Ballungsräumen und dicht bevölkerten Städten trat dieser nivellierende Aspekt noch deutlicher zu Tage, als in den ländlichen Gebieten. Die Verständigung wurde unterstützt durch vereinzelte ökumenische Kontakte von Theologen und Laien, wie beispielsweise die 1918 von den Pastoren Heinrich Hansen und Heinrich W. Mosel gegründete „Evangelisch-ökumenische Vereinigung des Augsburger Bekenntnisses“. Genauso suchten andere evangelische Gruppen wie die „Hochkirchliche Bewegung“, der „Berneuchener Dienst“ oder später die „Michaelsbruderschaft“ verstärkt das Gespräch mit Katholiken. Auf katholischer Seite kam es 1928 mit der Enzyklika „Mortalium animos“ zwar zu einem offiziell ausgesprochenen Verbot der Mitarbeit bei ökumenischen Bestrebungen, das aber durch Aktivitäten wie die des Freiburger Diözesanpriesters Max Josef Metzger unterwandert wurde. Als überzeugter Katho-



<sup>1</sup> Der „in gotischen Formen“ gehaltene Entwurf von Jürgen Kröger und Paul Wollburg für die neue St. Michaeliskirche in Bremen wurde 1900 noch von der „Vereinigung Berliner Architekten“ als mustergültiger Kirchenbau vorgestellt.

lik forderte er den interkonfessionellen Dialog und gründete 1939 die „Bruderschaft Una Sancta“, die ihre Hauptaufgabe „in der Suche und Förderung gegenseitiger Begegnung in persönlicher brüderlicher Aussprache sowie im gemeinsamen Dienst an Aufgaben der christlichen Hilfsbereitschaft“<sup>7</sup> sah.

Diese Versuche zur Ökumene wurden begleitet von einer abnehmenden Relevanz der Kirche in gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen und einer zunehmenden Austrittswelle und Distanzierung der Bevölkerung von ihrer Kirche. Eine im 20. Jahrhundert immer dominanter werdende Systematisierung gesellschaftlicher Belange verstärkte die eingeschränkte Verkürzung von unterschiedlichen Glaubensgemeinschaften zu *der Kirche* als gesellschaftliche Institution. Diese Beschränkung der Kirche auf spezifische Aufgaben innerhalb einer säkularisierten Gesellschaft ging einher mit einer zunehmenden Betrachtung und Beurteilung der Welt und ihrer Ereignisse unter weltlichen Gesichtspunkten und einer immer geringer werdenden religiösen Durchdringung der Gesellschaft.

Es stellt sich die Frage, welche Veränderungen sich im Kirchenbau mit dem Bedeutungswandel der Kirche als gesellschaftliche Institution und den Impulsen innerhalb der Kirchen in den ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts ergaben. In den sich verändernden Stadtbildern ging mit diesen Entwicklungen die Geltung vieler Kirchenbauten innerhalb der Stadtplanungen zwar nur langsam zurück. Aber letztlich mußte der Alleinanspruch auf die markante Vertikalität der Kirchtürme in den Stadtsilhouetten in zahlreichen Stadtbildern aufgegeben werden, denn die profane Konkurrenz der Fabrikschornsteine und Verwaltungsbauten nahm allerorten zu. Dies heißt jedoch nicht, dass Kirchenbauten für die Identität einer Stadt oder Stadtteile unwichtig wurden. Genauso wenig hatte der Kirchenbau für die Architektenschaft oder gar die Kirchenleitungen und Gemeinden seinen Reiz als Bauaufgabe verloren. Nicht zuletzt kam dem Kirchenbau in diesem Punkt seine besondere Stellung in der europäischen Architekturgeschichte zugute. Wurden doch gerade anhand der Kirchenbauten die Epochen und Stile dokumentiert, dienten Kirchen in der Neuzeit als Leitbauten und Modelle für die kulturelle Entwicklung.

### **Konfessionsbedingter Unterschied im Umgang mit Bildern**

Ein Punkt, der in der Geschichte des Kirchenbaus immer wieder Erwähnung findet, ist der konfessionsbedingte Unterschied im Umgang mit Bildern. Einer katholischen Bildertradition wird ein protestantisches Bilder-*verbot* gegenübergestellt. Trotz aller historisch belegbaren Tatsachen, die für diesen polarisierenden Befund sprechen mögen, lassen sich hierauf allerdings Thesen entgegnen, die darauf abzielen, dass diese Unterscheidung für das 20. Jahrhundert nicht mehr als wesentliches Merkmal taugt. Denn mit vergleichbar epochalen Vorgängen gibt es historische Querbezüge für das Verhärten und Aufweichen dieser Positionen und demnach kann diese Konfrontation im vergangenen Jahrhundert in vielfacher Hinsicht relativiert werden.

Hoben sich in der frühen Kirche die Gläubigen des Volkes Israel durch ein Bilder-*verbot* von ihrer bilderfreundlichen Umgebung deutlich ab, entstand

ungefähr ab dem 4. Jahrhundert in enger Verbindung mit der Entwicklung kirchlicher Architektur eine eigenständige, vom Christentum geprägte Kunst. Neben erzählenden Bildern verbreiteten sich vor allem personale Bilder, die von der Darstellung Christi über Maria bis hin zu Heiligen reichten. Die übermäßige Verehrung dieser personalen Bilder führte schließlich zum byzantinischen Bilderstreit im 8. Jahrhundert. Im Mittelalter wuchs die Kunstfreudigkeit, was sich sowohl am Äußeren wie auch im Innenraum der Kirchen niederschlug. Aus dem Tafelbild entwickelte sich in Europa das Altarbild und das Altarretabel. Der steigenden Anzahl von Bildern und ausschmückenden Kunstwerken standen dann aber wieder mahnende Stimmen gegenüber. Einflußreiche Kritiker wie der Ordensgründer Bernhard von Clairvaux verurteilten die luxuriöse Ausschmückung der Kirchen. Diese Bilderfeindlichkeit war jedoch keine Kunstfeindlichkeit. Wie Georges Duby betonte, gab es bei Bernhard von Clairvaux eine Verlagerung zugunsten akustischer Medien, was Duby aus dem Studium der Grammatik und Rhetorik Bernhards bei den Chorherren von Châtillon ableitete.<sup>8</sup> Wenn man so will, läßt sich in der Geschichte des Christentums eine grundsätzliche Offenheit gegenüber der Kunst erkennen, in der aber wie ein Regulativ auf eine visuelle Übermacht stets mit einer Hinwendung zum Auditiven reagiert wurde. Diese Forderung nach einem anderen Gebrauch der Bilder - nicht die grundsätzliche Verdammung des Bildes - vertrat auch Martin Luther. Erst in seiner Folge führte dann die Fundamentalkritik Johannes Calvins zum eigentlichen Bildersturm. Letztlich prägte sich dadurch der Eindruck vom protestantischen Bilderverbot, das aber selbst in calvinistisch geprägten Regionen eine chiffrierte religiöse Malerei entstehen ließ. Durch die zunehmende Säkularisierung der Gesellschaft und die Pluralisierung der Weltanschauungen, in die auch ein um sich greifender Atheismus gehörte sowie eine Ausdifferenzierung kultureller Leistungen, kam es im 19. Jahrhundert zu einer immer stärker werdenden Abgrenzung von weltlicher und kirchlicher Kunst.

Für die Geschichte des Kirchenbaus im 20. Jahrhundert hatte eine vermeintlich konfessionsbedingte Bilderfeindlichkeit bzw. Bilderfreundlichkeit faktisch kaum noch Bedeutung. Es waren vielmehr zwei andere Aspekte, die konfessionsübergreifend für die Entwicklung des Kirchenbaus von besonderer Bedeutung waren. Der eine ist eher technisch-architektonischer Natur und war unabhängig von der Bauaufgabe, indem sich technische Innovationen entfalteten, die durch neue Baumaterialien und Konstruktionsmöglichkeiten eine allgemeine gestalterische Herausforderung in der Architektur darstellten. Jene Kirchen, die diese Neuerungen bei der Realisierung nutzten, ließen in den öffentlichen Diskussionen die Kontroverse von „Sakralität“ und „Profanität“ entstehen. Eine Auseinandersetzung, die in mancherlei Hinsicht symptomatisch für die grundsätzlichen gesellschaftlichen Veränderungen in der Moderne ist und mit der zugleich versucht wurde, Modernität festzumachen.

Der andere Aspekt ist eher als innerkirchliche Reformbewegung zu verstehen und ist daher ein theologisches Anliegen. Genauer gesagt, ergab sich durch ein verändertes Verständnis der Liturgie nicht nur in der katholischen



<sup>2</sup> Blick in das Langhaus und den Chor der 1137 gegründeten Zisterzienserabtei Aiguebelle.

Kirche eine Konzentration auf den Innenraum der Kirche, woraus sich Beiträge entwickelten, die den Kirchenraum andersartig deuteten. Auch hier flossen gesellschaftliche und kulturelle Einflüsse in theologische Debatten ein und veränderten die Interpretation von Kirche.

Um einige Prämissen zu benennen, die aus der Tradition des Kirchenbaus diese Bauaufgabe nach 1945 beeinflussten, sollen anhand eines thematisch eingeschränkten Rückblicks einige Leitbauten und initiiierende Ereignisse ab 1918 angesprochen werden. Dabei ist die besondere Absicht, die bei diesen Schriften und Projekten enthaltene Forderung nach Reduktion aufzuzeigen, um Kontinuitäten sowie entscheidende Impulse und Veränderungen im Kirchenbau nach 1945 einordnen zu können. Desweiteren liegt es nahe, mit dem Rückblick im Jahr 1918 zu beginnen, um vergleichende Hinweise zur damaligen Situation in Deutschland mit der Lage nach dem Zweiten Weltkrieg geben zu können. Auch wenn es Unterschiede zwischen beiden Situationen gab, sind Parallelen in den Empfindungen des Notstandes herzustellen und Vergleiche der künstlerischen Reaktionen erwägenswert.

### **Neue Materialien und Baustoffe**

Wie zuvor auch für die Ingenieur- und Profanbauten, gab um 1900 die Entwicklung und Verwendung neuer Materialien und Baustoffe einen wesentlichen Impuls für die Kirchenbauten beider Konfessionen. Der mögliche Einsatz der industriell gefertigten Baustoffe Glas, Beton und Eisen veränderte - wie die gesamte Architektur des 20. Jahrhunderts - auch den Kirchenbau auf signifikante Weise.

Als man Ende des 19. Jahrhunderts im Kirchenbau begann Eisen- und Gußeisenstützen einzusetzen, wurden diese unter dem Einfluß des Historismus zunächst noch unbeirrt hinter Steinverkleidungen verborgen. Der eigentliche Durchbruch dieser Werkstoffe kam erst durch die Verbundbauweise des Eisenbetons. Der Kirchenbau bot sich für den Einsatz dieses neuen Materials geradezu an, da sowohl das problematische Streben nach dem immer noch bewunderten Ideal der hohen, schlanken Stützen gotischer Kathedralen wie auch die weiten, stützenfreien Tragweiten der Decke von jeher ein statisches Grundproblem des Kirchenbaus waren.

Verständlich also, dass die essentiellen Fragen der Konstruktion mit den Möglichkeiten des neuen Werkstoffes gerade im Kirchenbau Einzug finden mussten. Sowohl das Streben nach einer zeitgenössischen Interpretation der Gotik, wie auch das konstruktive Problem einer großen stützenfreien Halle versprachen mit diesem Baustoff eine Lösung. Dabei wurde eine stilistische Übernahme der Gotik mehr oder weniger deutlich verworfen. Im Wortlaut der progressiveren Formulierungen galten die neugotischen Kirchenbauten des Historismus als „Karikatur einer großen Vergangenheit“<sup>9</sup>. Mit dem emphatischen Pathos der heroischen Moderne sollte auch im Kirchenbau „der moderne Ingenieurbau [...] der legitime Sproß und Erbe der Gotik“<sup>10</sup> sein. So versprachen nicht zuletzt die neuen Materialien die gewünschte Nähe zu einer zeitgemäßen Architektur. Selbstverständlich sollte sich der Einsatz der Materialien den inhaltlichen Anforderungen des Kirchenbaus unterordnen und nicht selbst zum Thema ge-

macht werden. Die meisten Kirchen aus Eisenbeton wurden zunächst auch verputzt oder verkleidet. Andere Kirchen, die ihre Materialität offen preisgaben, blieben stilistischen oder typologischen Vorgängern verhaftet. In dieser Weise zeichnet sich beispielsweise die 1923 fertiggestellte Kirche Notre-Dame in Le Raincy bei Paris von den Brüdern Perret aus. Trotz ihrer besonders innovativen Verwendung des Eisenbetons wurde für diese Kirchen eine klassische Dreischiffigkeit übernommen und erinnert mit ihrer Eingangsfassade und Details wie z.B. den Stützenprofilierungen stark an gotische Kathedralen.

Eine frühe Stahlbetonkirche in Deutschland, die 1910 geweihte evangelische **Garnisonskirche** in Ulm von Theodor Fischer, befreite sich demgegenüber weitestgehend von historischen Vorbildern. Aus städtebaulichen Überlegungen entschied sich Fischer, der Stadtshilouette Ulms „eine gedrungene Masse“ als Kontrast zu den „Bekennern des Vertikalismus“<sup>11</sup> der katholischen Garnisonskirche und dem Münster, gegenüberzustellen. So entstand eine Kirche mit einem massiven Turmpaar, das sich mit einem verbindenden Glockengeschoß städtebaulich markant über dem Altarbereich erhebt. In ihrer äußeren Erscheinung zeugen allerdings nur vier Stahlbeton-Rahmenbinder von dem neuen Baumaterial, da der Bau ansonsten mit Ziegelsteinen ausgefacht wurde. Diese Rahmenbinder, in der für Fischer typischen Form eines flachgedrückten Kleeblattbogens, ermöglichten einen stützenfreien, beinahe 25 m überspannten Innenraum, in dem sich jedoch die Materialität des Betons und seine Produktionsweise auch nicht in den Vordergrund drängt. Die Oberflächen des Betons wurden in Steinmetzmanier gestockt. Ornamentale Zierbänder aus Keramikplatten erzeugen eine dekorative Wirkung, wodurch die mutmaßliche Profanität des Betons keine Provokation erzeugte.

Somit entwickelte sich Anfang des Jahrhunderts die Frage nach der Materialität im Kirchenbau zu einem potentiellen Konflikt. Indem die industriell gefertigten Baumaterialien wie Stahl, Glas und Beton einerseits bautechnischer Standard wurden und neue Bauformen und Baumethoden ermöglichten, hatten sie es andererseits schwer, als ausgewiesene Materialien für profane Bauaufgaben auch im Kirchenbau Anwendung zu finden. Als würdiges Material galt uneingeschränkt gemauerter und unverblendeter Naturstein, für das die vitruvianischen Werte der Dauerhaftigkeit und Ehrlichkeit sprachen und der aus diesem Grund eine lange Tradition hatte. Wie stark diese Werte normative Gültigkeit besaßen, zeigen die Regulativen der Kirchenbaukonferenz von Eisenach aus dem Jahre 1861, wo die Vorgaben gemacht wurden: „Der Kirchenraum verlangt dauerhaftes Material und solide Herstellung ohne täuschenden Bewurf oder Anstrich.“<sup>12</sup>

### Situation in Deutschland nach 1918

Als sich 1915 in Deutschland die ersten Auswirkungen des Kriegsalltages zeigten, prophezeite **Hugo Hartung**, Rektor der Königlichen Technischen Hochschule in Berlin, in seiner Festrede<sup>13</sup> am Geburtstag des Kaisers eine zukünftige Umwertung, die eigentlich schon keine mehr war: „Das



<sup>3</sup> Theodor Fischer: Garnisonskirche in Ulm, 1910

Schmuckbedürfnis, dessen Befriedigung durch die Verwendung des billigen Verputzes und Stuckes leicht zu bewirken war, tritt zurück gegen das Bedürfnis, vor allen Dingen wahrhaftig zu sein“<sup>14</sup>. Hartung folgerte für die zukünftige Architektur: „Vielleicht wird dann die Mehrzahl der Bauten eine gewisse Nüchternheit zur Schau tragen. Mag sein!“ Doch diese Konsequenz verstand er in preußischer Tradition als Qualität und nicht als Makel. In nationalpatriotischer Feierlichkeit beendete Hartung seine Ansprache mit den Worten: „Die Not hat uns schon zu größerer Einfachheit geführt und wird uns, dessen bin ich gewiß, auch noch zur Wahrhaftigkeit durchläutern. Das alles wird den Verkehr unserer Volksgenossen erleichtern und menschlicher gestalten. Die auf dieser Umgestaltung beruhende Kultur wird auch einer neuen deutschen Baukunst die Wege ebnen. Und diese Baukunst wird - das sei ihr ein gültiges Vorzeichen - im Donner der Schlachten geboren!“<sup>15</sup>

Beinahe ebenso patriotisch brachte **Paul Mebes** 1918 die mißliche Lage der Nachkriegszeit zu dem fordernden und zuversichtlichen Fazit: „So werden auch bei den zahlreichen Neugründungen von städtischen Wohnvierteln und ländlichen Siedlungen Bescheidenheit und Sachlichkeit den Ton angeben müssen, ohne die Befürchtung zu erwecken, dass die ästhetische Seite der Bauaufgabe dabei zu kurz kommt. Die vorliegenden Blätter zeigen uns, wie unsere Vorfahren vor 100 Jahren in ähnlichen, nicht minder schweren Zeiten ihre Aufgaben mit Gefühl und Anstand und mit einfachen Mitteln zu lösen verstanden haben.“<sup>16</sup>

Für Mebes stand fest, dass die Kirchenbauten „an Umfang, nicht an künstlerischer Bedeutung“<sup>17</sup> zurückgehen würden. Seine Idealbauten in dieser Gattung waren neben Beispielen wie der Klosterkirche in St. Blasien oder der Dreifaltigkeitskirche in Berlin vor allem klassizistische Dorfkirchen, Wallfahrtskapellen und Friedhofshallen auf dem Lande. Denn diese Bauwerke beeindruckten ihn als „einfache, meist ganz schmucklose Bauten in Putztechnik oder ärmlichem Ziegelmauerwerk.“<sup>18</sup> Im Inneren dieses überwiegend als Saalkirche ausgebildeten Kirchentyps bewunderte Mebes „die schlichten, oft fast nüchternen Innenräume, meist ohne alle dekorative Ausschmückung“<sup>19</sup>.

### **St. Josef in Offenbach (Notkirche), 1919, und St. Peter und Paul in Dettingen, 1923**

Unter den starken Nachwirkungen des Ersten Weltkrieges entstand 1919 in Offenbach am Main die katholische Notkirche St. Josef nach dem Entwurf von Dominikus Böhm. Für August Hoff, den Leiter der Kölner Werkkunstschulen nach dem Zweiten Weltkrieg, stand St. Josef rückblickend „am Beginn der katholischen Kirchbaubewegung aus dem neu begriffenen Geist der Liturgie in unseren Tagen“<sup>20</sup>. Gemeinsam mit der 1923 von Dominikus Böhm und Martin Weber entworfenen Kirche St. Peter und Paul in Dettingen am Main gelten diese beiden Bauten als frühe Leitbauten für den katholischen Kirchenbau nach 1918. Interessant im Vergleich dieser beiden Bauten ist die formale und typologische Ähnlichkeit bei unterschiedlicher Materialität, die von der Frage nach Profanität und Sakralität begleitet wurde.



<sup>4</sup> Klosterkirche in St. Blasien

Für Böhm war St. Josef die erste Kirche, die er nach dem Ersten Weltkrieg realisieren konnte. Aufgrund fehlenden Geldes wurde der basilikale Kirchenraum als Holzskelettkonstruktion ausgeführt, in der nicht nur die konstruktiven Stützen und Träger sichtbar blieben, sondern auch für die ausfachenden Wände und Decken Holzbretter verwendet wurden. Die formal und typologisch annähernd identische Umsetzung in einem nicht als „Notkirche“ titulierten Kirchenbau erfolgte 1922 in der anschließenden Planung für St. Peter und Paul in Dettingen am Main, die von Hugo Schnell und anderen Autoren als „erste moderne Kirche Deutschlands“<sup>21</sup> bezeichnet wurde. In Zusammenarbeit mit dem Frankfurter Architekten Martin Weber entstand eine Kirche, die sich im Wesentlichen von ihrem Vorgängerbau, der Notkirche, durch ihre Materialität unterscheidet. Das Holz der Außenwände wurde durch mittelgroßes Bruchsteinmauerwerk ersetzt und machte die Kirche zu einem „normalen“ bzw. „vollwertigen“ Kirchenbau. Da die Realisierung im Inflationsjahr 1923 anstand, war sie zunächst ebenfalls als Notkirche geplant worden. Im Gegensatz zu St. Josef wurden hier jedoch die Außenwände in massiven Steinen erbaut. Dem trotzdem verächtlich vorgebrachten Vorwurf der „Scheune“<sup>22</sup> wurde energisch widersprochen und die schmucklose Wirkung des Baukörpers als wichtige baukünstlerische Qualität gewürdigt. In der Zeitschrift „Die christliche Kunst“ schrieb 1928 der Herausgeber und Denkmalschützer Georg Lill über diese Kirche: „Sozusagen der Gedanke der Kirche in nuce. Scheinbar nur Wände und Flächen, Bruchsteinmauerwerk mit Ziegelbindern, Verzicht auf jeden Schmuck.“<sup>23</sup> Lill glaubte die Kriterien für die Schönheit des Baus erkannt zu haben: „Und doch wer tiefer sieht, fühlt, wie nicht mit Zier- und Schmuckbeigaben, sondern durch den Rhythmus der Baumassen und durch die Lichtführung dieser Bau trotz aller Einfachheit seine Bedeutung erhält, herausgehoben bleibt als Land- und Dorfkirche aus den umgebenden Häuschen des Fabrikortes. [...] Und ebenso bekommt das einfache Innere seine Weihe durch das stimmungsvolle Licht des schmalen Hochgadens. Über all der schlichten Einfachheit triumphiert dann die laute Farbensprache des mächtigen Frieses von Stationen, die vorne in Kreuzigung, Verkündigung und Geburt seinen Ausklang hat.“<sup>24</sup>

Die von Lill angedeutete Gegenüberstellung der architektonischen „schlichten Einfachheit“ und der künstlerischen „lauten Farbensprache des mächtigen Frieses“ hatte einen Hintergrund. Die künstlerische Gestaltung des Innenraumes wurde damals dem Hanauer Maler Reinhold Ewald übertragen. Dieser war, als Lehrer an der dortigen Zeichenakademie, in der Region kein Unbekannter und äußerte bei seiner ersten Besichtigung der im Rohbau fertiggestellten Kirche seine Enttäuschung über diese „dünnbauliche Architektur“<sup>25</sup>. Keinesfalls wollte er die Vorschläge von Böhm für die Ausmalung übernehmen und schlug Pfarrer Hugo Dümler ein alternatives Konzept in einer zeitgemäß expressionistischen Ausführung vor, das Dümler zunächst begeisterte. Dass es ein kritisches Verhältnis zwischen dem Architekten und dem Künstler gab, deutet nicht nur die zitierte Beurteilung von Lill an. In einem Brief an Dümler vom 20. Dezember 1926 äußerte Böhm Bedenken gegenüber dem überarbeiteten Entwurf von Ewald für eine Ausmalung mit Engeln: „Mir ist manches zu äusserlich dar-



5 Dominikus Böhm: St. Peter und Paul in Dettingen, 1922



6 Dominikus Böhm: Innenraum von St. Josef in Offenbach, 1919



7 Dominikus Böhm und Martin Weber: Innenraum von St. Peter und Paul in Dettingen, 1923

an. So z.B. die Gewandung, die doch wirklich ganz willkürlich gehalten ist. Dann z.B. auch die rechte Hand gehört sicherlich einem Bauern, keinem Engel.“<sup>26</sup>. Worauf Dümmler mit dem Gedanken spielte, Böhm mit der Gestaltung des Altars zu beauftragen und ihm wenige Tage später antwortete: „Ich werde mich nun nach Ihrem Urteil richten. [...] Am einfachsten wäre es, wir würden einen Altar erstellen ohne jede Figur. Ich meine, das Altarbild ist so stark, dass weitere Figuren nicht notwendig sind.“<sup>27</sup> Als Pfarrer Dümmler dann zu seinen Vorstellungen des neuen Altars kam, operierte er ungenau mit dem Begriff des „Einfachen“. Trotz einer eindeutigen Charakterisierung ließ er Böhm im Unklaren, wie der neue Altar aussehen sollte. Dümmler schrieb: „Bitte, machen Sie die ganze Sache aber nicht gar so einfach d.h. einfach darf es schon sein, aber ich möchte gerne den Altar seinem Zweck entsprechend auch mit entsprechendem Material ausgeführt sehen. Sie verstehen mich schon. ...“<sup>28</sup>

Stilistisch zeigen diese beiden verwandten Projekte die Vielfalt Böhms in seinem Frühwerk. Denn neben den expressiven Kirchenräumen, die ihm eine erste Bekanntheit einbrachten, wie z.B. die Dorfkirche in Bischofsheim bei Mainz von 1926, entstanden auch konstruktiv einfache Kirchen in klassischer Holzskelett-Bauweise mit basilikalischen Grundrisstypologien und orthogonalen Grundformen wie St. Peter und Paul in Dettingen. Hierbei weist die zeitliche Zuordnung der Arbeiten einen gewissen Anachronismus auf. Denn während nach dem Ersten Weltkrieg die Mitglieder der „Gläsernen Kette“ ihre expressionistischen Utopien aquarellierten, baute Böhm Kirchen, die stilistisch eher in die Mitte der zwanziger Jahre passen würden, als die „Neue Sachlichkeit“ deutlich den Ton angab. Doch zu dieser Zeit baute er eben jene expressiven Kirchenräume.

Wenngleich in der gemeinsamen Arbeit von Dominikus Böhm und Martin Weber eine Zuweisung der jeweiligen Urheberschaft sehr problematisch ist, soll in diesem Zusammenhang kurz das Werk von **Martin Weber** angesprochen werden. Unter der Bezeichnung „Atelier für Kirchenbaukunst“ arbeiteten beide Architekten gemeinsam von 1921 bis Ende 1923 neben der Pfarrkirche St. Peter und Paul unter anderem an einer Ordensniederlassung der Jesuiten in Frankfurt am Main und an der Benediktinerabtei in Vaals bei Maastricht. Zieht man die quantitative Nennung der Arbeiten als Kriterium für eine architekturhistorische Wertigkeit heran, müßte das Werk des zehn Jahre älteren Böhm im Vergleich sicherlich als das wichtigere eingestuft werden. Dieser Vergleich ist aber nicht zuletzt deshalb unzulässig, da Weber bereits 1941 im Alter von fünfzig Jahren an den Folgen eines Herzversagens starb und ihm nicht wie Böhm ein langes Arbeitsleben vergönnt war. Überdies hatten seine selbständigen Planungen und realisierten Kirchen in den 30er Jahren in zeitgenössischen Fachkreisen eine hohe Wertschätzung erfahren, die Rezensionen anderer anerkannter Kirchenbauten dieser Zeit absolut ebenbürtig sind. Zuletzt bemühte sich Adrian Seib in mehreren Veröffentlichungen erfolgreich darum, die Bedeutung Webers im Kirchenbau herauszustellen. Auf dessen Schriften sei an dieser Stelle daher auch explizit verwiesen.<sup>29</sup> Ungeachtet dessen, dass Böhm vermutlich zu Recht die Kirche in Dettingen als sein



8

Martin Weber

„geistiges Eigentum“ in Anspruch nahm und als „Ausbau“<sup>30</sup> von St. Josef in Offenbach betrachtete, hat Adrian Seib dargestellt, dass Böhm besonders durch die gemeinsame Arbeit mit Weber nachhaltig „mit den Erneuerungsbestrebungen der katholischen Liturgischen Bewegung und ihren Anforderungen an einen zeitgemäßen Kirchenbau konfrontiert wurde“<sup>31</sup>.

### Otto Bartning: Vom neuen Kirchbau, 1919

Mit seinem ersten realisierten Gebäude, der 1906 fertiggestellten evangelischen Friedenskirche in Peggau in der Steiermark, hatte der Architekt Otto Bartning früh einen thematischen Schwerpunkt auf den Kirchenbau gelegt. Mit 36 Jahren veröffentlichte er erstmals seine theoretischen Überlegungen zu dieser Bauaufgabe. Das Buch mit dem Titel „Vom neuen Kirchbau“<sup>32</sup> erschien über die freundschaftliche Verbindung Bartnings mit Karl Scheffler 1919 im renommierten Verlag von Bruno Cassirer. Bartning verstand die darin formulierten Gedanken weniger als eine theologische Abhandlung. Er schrieb in erster Linie als Architekt und bekannte sich im ersten Kapitel dazu, dass es für ihn eine Suchbewegung nach der „Frage des evangelischen Kirchbaues“ sei, die er versuchen wollte „zu umschreiben“<sup>33</sup>. Indem er sich dabei auf zeitgenössische Schriften und Theorien von Wilhelm Worringer, Leopold Ziegler und Karl Scheffler bezog und in seinen theoretischen Ansatz einbettete, und sich gleichzeitig von Vitruv, Platon und Aristoteles distanzierte, wird deutlich, dass er bemüht war, eine zeitgemäße Deutung von Religion und Kirchenbau für eine säkularisierte Moderne zu geben.

Aus einer Betrachtung der historischen Entwicklungen des Kirchenbaus konzentrierte sich Bartning auf den „Begriff des Sakralen“<sup>34</sup> und seiner Umsetzung im Kirchenbau beider Konfessionen, um sich daraus einem theoretischen Ansatz für diese Bauaufgabe zu nähern. Das Vitruv'sche Kriterium des Zweckes, das Bartning weitgehend mit der Nutzung gleichsetzte, war für Bartning nicht ausschlaggebend. Sein erstes Merkmal für den Sakralbau entwickelte er aus einem anthropologischen Zusammenhang. Aus der ursprünglichen Verehrung des Menschen von Naturgeistern oder Naturgottheiten kam einem genau festgelegten Ort frühzeitig eine besondere Bedeutung zu. Es entstand eine für den Kirchenbau gültige Bedeutung der „örtlichen Gebundenheit“<sup>35</sup>. Aber erst das aus „der Seelennot entspringende religiöse Bedürfnis, den heiligen Ort zur besonderen Freude und Ehre der Gottheit herauszuheben und auszustatten und dadurch eine neue und feste Beziehung zur Gottheit herzustellen“ brachte die Bindung an einen Ort zum Ausdruck und „erhob das Bauen selbst zu einem eigentlichen Akte der Verehrung, machte aus der Lehmhütte einen Tempel, aus der Erdhöhle ein Gruftgewölbe“<sup>36</sup>. Bartning ergänzte, dass Religion „raumhaft“ sein müsse, „Religionsübung räumlich gebunden“ sei, damit ein „baulicher Ausdruck“ entstehen könne, der „Sakralbau“<sup>37</sup> genannt werden kann. Die „Größe“ eines Sakralbaus bemisst sich dabei nicht nach funktionalen oder quantitativen Kriterien, sondern ist ein „Resultat der Willens- und Gefühlsspannung“<sup>38</sup>. Diese im vagen bleibende Bestimmung wollte Bartning stets aufs Neue in ihrer jeweiligen



<sup>9</sup> Otto Bartning: Evangelische Kirche mit Pfarrhaus in Peggau bei Graz, 1906

Zeit erörtert wissen. Denn nur dann, „wenn die Religion die Summe der Lebensäußerungen einer Zeit ist“, kann der Sakralbau „die höchste Leistung der jeweiligen Baukunst darstellen“<sup>39</sup>.

Die Entstehungsgeschichte der reformierten Kirche hat nach Bartning zwei Anlagen für den evangelischen Kirchenbau hervorgebracht, die auf einem „radikalen Geist“ und einem „konservativen Geist“<sup>40</sup> beruhen. Sein Ziel ist das einer „lebendigen Mischung beider“<sup>41</sup> wie er sie auch im Wirken von Luther sah. Das „radikale Bauprogramm“<sup>42</sup> der protestantischen Kirche unterstützte die Tendenz, den Sakralbau zu entmystifizieren, zum Versammlungsraum und Profanbau werden zu lassen. Es geht nicht mehr um einen „sakralen Ausdruck“, sondern um „praktische Eignung und um räumliche Gestalt“<sup>43</sup>. Das ließ ihn erkennen, dass der Protestantismus „nicht raumhaft, über die praktische Not hinaus nicht raumbedürftig, nicht örtlich gebunden, nicht sakral sein will und kann“<sup>44</sup>. Das verhindert aber nicht, dass aus diesem Verständnis zeitgemäße Räume entstehen können, die in „ihrer materiellen und ihrer ideellen Raumspannungen“ etwas „Würdiges, Erhabenes darstellen“<sup>45</sup>. Das Problem lag für ihn vielmehr darin, dass der Raumspannung der Architektur eine „Willensspannung“ der Menschen entgegengebracht werden muß. In seiner Epoche, die er mit Kriterien der Moderne beschrieb aber nicht als solche benannte, sah er die Willensspannung allerdings eher in Bauten des Handels und des Verkehrs gerichtet. Obwohl er kritisch bescheinigte, dass die „kirchliche Religiosität im heutigen Menschen den anderen Willensrichtungen untergeordnet“<sup>46</sup> sei, blickte er optimistisch in die Zukunft und war sich sicher, dass „das religiöse Leben wieder Form und Gestalt werden“<sup>47</sup>.

Der Geist für das „konservative Bauprogramm“<sup>48</sup> der protestantischen Kirche speist sich aus dem, „was radikal, wurzelhaft, aus den Evangelien hervorgeht“ sowie aus „jenen Bestandteilen der reifen katholischen Meßlehre, denen von den Evangelien nicht widersprochen wird“<sup>49</sup>. Dieser Aspekt birgt vor allem einen konzeptionellen Konflikt zwischen Altar und Kanzel, und damit das Problem der Bedeutung des Altars und den daraus entstehenden Schwierigkeiten für die Raumkonzeption. Denn die daraus abzuleitende bedeutsame Stellung des Altars im Raum kommt ihm während der Predigt nicht zu. Hier entspringt nach Bartning „die Zwitterung des konservativen Bauprogramms, der Widerstreit zwischen Kanzel und Altar“<sup>50</sup>. Als eine mögliche Lösung böte sich die Trennung von „Altar- und Kanzelkirche“<sup>51</sup> an, wie sie schon im Judentum zur Teilung in Tempel und Synagoge geführt habe. Allerdings bedingen sich die beiden Elemente und lassen sich nicht völlig räumlich voneinander trennen.

Bartning ergänzte diese Betrachtung, indem er in Anlehnung an ein Traktat von Leopold Ziegler<sup>52</sup> statt einer Unterscheidung in Profan- und Sakralbauten die Begriffe „Zweckbau“ und „Wertbau“<sup>53</sup> einführt. Den Zwecken eines Gebäudes, die „Anordnung, Gestalt und Größe“<sup>54</sup> bestimmen, stellte er den Wertbau zur Seite, den er mit dem Sakralbau gleichsetzte. In einer historischen Betrachtung kam Bartning zur Feststellung, dass es für eine „Zweckreligion“ möglich sei, durch eine „Raumhaftung“ „Raumwerte“ zu erzeugen, durch die sich schließlich auch die „Wertidee“ offenbaren würde. Genauso sei es möglich, dass eine „Wertreligion“ so „raum-

entbunden“ sei, dass sie keine Bauten oder nur Zweckbauten hervorbringen könne und in ihnen „erstarre“<sup>55</sup>. Der synthetisierende Vorschlag, den Bartning im Folgenden unterbreitete liegt auf der Hand. Nur die „Raumhaftigkeit und Werthaftigkeit der Religion vereinigt die vollkommenste Vorbedingung des Sakralbaus“<sup>56</sup>. Nicht wie in früheren Religionen, aus den örtlichen Abhängigkeiten, einer „Raumfurcht oder Machtfurcht, durch Fetisch oder Reliquien, durch Materie oder Dogma“<sup>57</sup> entstünde der sakrale Ort und der Sakralraum, „sondern die zur Raumform drängende religiöse Idee bände sich freiwillig an den Ort, [...]. Keimhaft ruht diese Idee schon in der materiell gebundenen katholischen Raumhaftigkeit, zuweilen fast fühlbar, noch nicht aber wirkend; triebhaft regt sie sich auch in der raumentbundenen protestantischen Formflucht; hier aber würde sie sich entfalten zu Blüte, Frucht und neuem Samen. Solch ein Kirchbau wäre in einem neuen, freien und geistigen Sinne Sakralbau.“<sup>58</sup>

Mit einem hoffnungsfrohen Ausblick auf einen Kirchenbau, der in seiner „ursprünglichen, raumschaffenden, raumheiligenden Kraft“<sup>59</sup> eine neue Dimension erschließt, beendete Bartning seine Ausführungen. Die Wirkungskraft dieser Schrift lag sicherlich nicht nur darin begründet, dass Bartning Überlegungen unterbreitete, die in inhaltlicher und formaler Hinsicht als Reaktion auf den historischen Bruch um 1918 zu verstehen sind. So zum Beispiel seine politische Mahnung, die Gemeinschaft der Deutschen in eine Gemeinschaft der Menschen zu weiten. Der Zeit entsprechend, wählte Bartning bisweilen auch eine ausdrucksstarke Diktion, die durch seine expressionistischen Entwürfe dieser Zeit ihre architektonische Entsprechung fanden. Auch die Vereinheitlichungsneigung, mit der er Kunst als Teil der Welt verstanden wissen wollte, erweist sich als typisch modernes Merkmal. Was allerdings über diese zeittypischen Züge hinaus als Grundhaltung dieser Schrift blieb, ist die Absicht Bartnings, eine Antwort darauf zu finden, wie der Kirchbau aus einer historischen Entstehung, aus ehemals gültigen Prämissen unterschiedlichster Art, in die Gegenwart transformiert werden kann. Bartning zeigt sich darin als ein aufgeklärter, moderner Mensch, der aus einem religiösen Bedürfnis heraus argumentierte und in seine Argumentation den Menschen und die Architektur gleichsam integrierte. Ein wesentlicher Aspekt für das Verständnis des gebauten Werkes von Bartning liegt meines Erachtens darin, dass er versuchte, sich mit dem Begriff der „Spannung“ einem Dazwischen zu nähern. Einer gleichsam verbindenden und verbindlichen Wechselwirkung zwischen Mensch und Raum, die Bartning mit den Begriffen der Gefühls- und Willensspannung beziehungsweise der Raumspannung ansprach und die den sakralen Raum zum besonderen Raum werden lassen.

### Liturgische Reformen

In den evangelischen Kirchen finden sich erste programmatische Perspektivenwechsel zur liturgischen Erneuerung und damit verstärkten Thematisierung des Kirchenraums im „Wiesbadener Programm“ von 1891. Hier wurde mit Nachdruck die „Einheit der Gemeinde“ und die „Einheitlichkeit des Raumes“<sup>60</sup> für den protestantischen Kirchenbau gefordert. Im Anschluß daran entstand in den ersten beiden Kirchenbaukongressen von 1894 in



<sup>10</sup> Otto Bartning: Sternkirche, 1922. Innenansicht des Modells mit zweiseitigem Altar, hinter ihm die erhöhte Feiertischkirche, vor ihm die Predigtkirche mit der Kanzel.

Berlin und 1906 in Dresden eine Diskussion um die Stellung von Kanzel und Altar. Ohne spezifische Vorgaben machen zu wollen, einigten sich die Teilnehmer zunächst darauf, dass die Entscheidung dieser Aufgabe dem Architekten vorbehalten bleiben sollte. Bei der zweiten Aussprache gab man sich mit der funktionalen Forderung zufrieden, „dass Kanzel- und Altarstellung auf gute Hör- und Sehbarkeit Rücksicht zu nehmen hätten“<sup>61</sup>. Gravierendere Schritte zur liturgischen Erneuerung ergaben sich durch Aktivitäten in den Jugendbewegungen. Vom Nürnberger Pfarrer Wilhelm Stählin wurde 1923 die nach einem Rittergut in der Neumark benannte „Berneuchener Konferenz“ ins Leben gerufen, um die Liturgie und das kirchliche Leben der lutherischen Kirche zu erneuern. Da er in Christus den Sinn der Jugendbewegung sah, engagierte sich Stählin Anfang der zwanziger Jahre im „Bund Deutscher Jugendvereine“. Um einen Gedankenaustausch über das Verhältnis zwischen Kirche und Jugend zu initiieren, lud Stählin im Januar 1923 die Leiter aus einander nahestehenden Jugendbünden zu einem Gespräch in Angern bei Magdeburg ein. Da sich bei dieser Unterredung kein Konsens finden ließ, brachte dieses Treffen zwar keine Deklaration hervor, aber ein kleiner Kreis traf sich noch im gleichen Jahr auf dem Gut von General a.D. Rudolf von Viebahn in Berneuchen in der Neumark. Bis zum Tod des Gutsherrn im Jahr 1928 traf man sich dort jährlich, ab 1925 unter der Bezeichnung „Berneuchener Konferenz“. 1926 erschienen mit dem „Berneuchener Buch“ die richtungweisenden Grundzüge der Gruppe. In Rückbesinnung auf das Evangelium sollten Antworten auf zeitgenössische Probleme formuliert werden. Obwohl von der Bewegung umfassende Bereiche angesprochen wurden, wurde die Arbeit insbesondere als Beitrag einer „Liturgischen Bewegung“ rezipiert. Das mag nicht zuletzt daran gelegen haben, dass die Betonung auf die christliche Gemeinschaft gelegt wurde, in der vor allem in der Feier der Eucharistie (Evangelische Messe) eine Rückbesinnung auf das Wirken Gottes erfolgen sollte. Der Gottesdienst wurde wieder mehr zur Andacht und Feier und der Kirchenraum sollte diesen Ausdruck der religiösen Haltung auch repräsentieren.

Wie die Mitglieder der „Berneuchener Konferenz“ bekannten sich auch die aus dieser Bewegung Anfang der dreißiger Jahre entstandenen Gruppen der „Evangelischen Michaelsbruderschaft“ und des „Berneuchener Kreises“ zum Erbe der Reformation und waren zugleich offen gegenüber anderen Konfessionen. Dieses Bekenntnis zur Ökumene wurde von vielen persönlichen Kontakten getragen und die trennende Zuweisung zu einer Konfession verlor an Bedeutung. So sah beispielsweise Rudolf Schwarz das Wirken von Gerhard Langmaack, einem Gründungsmitglied der „Evangelischen Michaelsbruderschaft“, als eine Arbeit an, in der „die grossen Fragestellungen auf die Grenzen der Konfession nicht beschränkt sind, sondern allgemein-christlicher Art sind“<sup>62</sup>.

Gravierendere Veränderungen der Liturgie ergaben sich durch die „Liturgische Bewegung“ in der katholischen Kirche, deren Beginn nicht exakt festzulegen ist. Im Grunde genommen handelt es sich um einen bis heute anhaltenden Prozeß, durch den eine architektonische Debatte über die

Qualitäten des Kirchenraums entstand. Deutlicher gesagt: Durch die „Liturgische Bewegung“ trat der Innenraum ins Zentrum der Erörterungen, was sich dann wiederum auf die Gestaltung des gesamten Kirchenbaus auswirkte. Diese Entwicklung wurde Anfang des vergangenen Jahrhunderts initiiert durch theoretische und praktische Anregungen einzelner Personen und Gruppen, die sich nur durch den experimentellen Charakter ihrer Beiträge gegen verbindliche Vorgaben der übergeordneten Stelle durchsetzen konnten. Viele Anregungen der „Liturgischen Bewegung“ flossen in das „Zweite Vatikanische Konzil“ von 1962 bis 1965 ein und sind heute Leitlinie für den katholischen Kirchenbau. Stilistische Vorgaben, wie beispielsweise die des Kölner Kardinals Antonius Fischer von 1912, wonach neue Kirchen „der Regel nach nur in romanischem oder gotischem bzw. im sogenannten Übergangsstil zu bauen“<sup>63</sup> sind, gibt es heute selbstredend nicht mehr. Dennoch lassen sich Umsetzungen der inhaltlichen Fragen, die sich aus der „Liturgischen Bewegung“ entwickelt haben, bis heute als ein Suchen nach einer adäquaten Form für den Kirchenraum verstehen. Das ist eine Fragestellung, die immer noch nicht alle Katholiken erreicht hat, der sich nicht alle Gemeinden widmen und häufig ein zähes Ringen mit den Umformungen der historischen Bauten oder auch einer Akzeptanz liturgiegerechter, moderner Bauten bedeutet. In den Anfangsjahren der Bewegung bildete sich aber auf jeden Fall eine Gegenkraft zu den Diskussionen um Stilfragen, wodurch ein wichtiger, neuzeitlicher Impuls für den gesamten Kirchenbau des 20. Jahrhunderts gesetzt werden konnte.

### Johannes van Acken: Christozentrische Kirchenkunst, 1922

Zur gleichen Zeit, als die Kirchen in Offenbach und Dettingen entstanden, schrieb der Gladbecker Priester Johannes van Acken an seinem Buch „Christozentrische Kirchenkunst“<sup>64</sup>, das 1922 veröffentlicht wurde und mit anderen Beiträgen den Perspektivenwechsel in der katholischen Liturgie markierte. Der Einfluß von van Acken war unverzüglich. Als sich 1923 Böhme und Weber in der von ihnen verfassten Denkschrift anlässlich der Einweihung von St. Peter und Paul auf die Liturgische Bewegung beriefen, nannten sie sie „christozentrische Bewegung“ und hielten gleich zu Beginn fest, dass sie „das Leitmotiv bei der Gestaltung“<sup>65</sup> gewesen sei. Eindringlich hatte van Acken in seiner Schrift konkrete architektonische Aussagen für den Kirchenbau formuliert. Bereits im Vorwort versuchte er mit seinen Ausführungen darzustellen, „dass die uralten Grundgedanken der Sakral-kunst heute zu einer neuen Ausprägung des Kirchenbaus, der Kirchen-ausstattung und der gottesdienstlichen Musik drängen, einer strafferen und ausdrucksvolleren Betonung des Wesentlichen in der gesamten Kunst des Heiligtums“<sup>66</sup>.

Seine Forderungen setzte er in den aktuellen Kontext der volkswirtschaftlich schlechten Situation und nutzte dies für seine Argumentation: „Dass die Bauform dabei sehr viel schlichter und sachlicher werden muß, ist gewiß kein Nachteil und gehört zu unseren künstlerischen Gegenwartsforderungen. Möge man aber hier und dort noch so trübe in die Zukunft schauen: Grade eine Zeit der Beschränkung der Bauausführungen gibt



<sup>11</sup> Titelblatt von „Christozentrische Kirchenkunst“, 1922

Muße, sich zu besinnen und ernstlich zu fragen, ob der nötige Neuaufbau alles wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Lebens, ob die weitgehende Umformung unseres Denkens und Fühlens nicht auch zu einer beträchtlich veränderten Prägung der katholischen Kultstätten führen muß.“<sup>67</sup> Im Anschluß schlägt van Acken vor: „Was wir wollen, ist in einem Satz das: Der Altar als der ‚mystische Christus‘ soll der Ausgangspunkt und gestaltete Mittelpunkt des Kirchenbaus und der Kirchengestaltung sein. Die gesamte gottesdienstliche bildende Kunst soll bei durchgeistigter Kenntnis der Überlieferung wesentlich aus dem liturgischen Zweckgedanken heraus wahre und edelste Gegenwartsformen schaffen, dabei im Hauptraume ein einheitliches Gesamtkunstwerk erreichen, völlig beherrscht vom göttlichen Magister artium.“<sup>68</sup>

Die Liturgie zum Ausgangspunkt im Kirchenbau zu machen war nicht neu. Schon 1906 hatte Cornelius Gurlitt den Leitsatz formuliert „Die Liturgie ist der Bauherr der Kirche“<sup>69</sup>. Diese Aussage etablierte sich rasch zur Parole für den modernen Kirchenbau und lief dabei Gefahr, mißverstanden zu werden. Denn angesichts überbewerteter Funktionalitätsansprüche in den zwanziger Jahren lösten manche Architekten den religiösen Gehalt von der Liturgie ab und sahen darin nur noch einen funktionalen Vorgang wie jeder andere, dessen Programm zu erfüllen sei. In dieser Hinsicht ist freilich nicht erfaßt, was van Acken meinte. Er zielte weniger darauf, die funktionalen Ansprüche des liturgischen Ablaufes zu gewährleisten, sondern vielmehr darauf, dass die Liturgie als Maßstab der Raumgestalt unter Berücksichtigung des religiösen Empfindens der Gemeinde zu verstehen sei. Die zahlreichen Bilder und Bildorte sollten deshalb auf wenige Elemente reduziert werden, da von ihm die Liturgie selbst mit ihrem symbolischen Gehalt als Bild und Zeichen mit primärer Bedeutung verstanden wurde.

### **Romano Guardini und Rudolf Schwarz: Planungen für die Burg Rothenfels**

Wie in den reformierten Kirchen gingen in den zwanziger Jahren auch auf katholischer Seite wesentliche Impulse für liturgische Erneuerungen von den Jugendbewegungen aus. Als eine Keimzelle für einen an der Liturgie orientierten katholischen Kirchenbau des 20. Jahrhunderts gilt die katholische Jugendbewegung „Quickborn“, aus deren Umfeld innovative Gedanken entstanden sind und gelebt wurden. Die aus sozialreformerischen Absichten 1909 ins Leben gerufene katholische Bewegung „Quickborn“ formierte sich 1919, nach Ende des Ersten Weltkrieges unter dem Namen „Vereinigung der Quickbornfreunde“ aufs Neue und erwarb die kaum noch bewohnbare Burg Rothenfels am Main von Fürst Alois zu Löwenstein. Bei den dort stattgefundenen ersten Tagungen waren auch Benediktiner und Romano Guardini anwesend, über die es früh zu Kontakten mit Vertretern der liturgischen Bewegung kam. Mit dem Theologen Romano Guardini integrierten die Quickborner eine Persönlichkeit, die die geistige Neuorientierung wesentlich beeinflusst hat. Mit ihm avancierte die Jugendbewegung zu einer Kulturbewegung und entwickelte sich gleichermaßen als maßgeblicher Bestandteil der liturgischen Bewegung.



Da Guardini seine philosophischen Ansätze vom realen Leben her ableitete und er die Bedeutung der Kirche in der Gemeinschaft der Gläubigen sah, lagen seine Vorstellungen nahe bei denen der Quickbornmitglieder. Diese bekundeten ihre Gläubigkeit zwar weitaus schwärmerischer und mit einem mißtrauischen Unterton gegenüber der Amtskirche, aber ihren gemeinschaftlich bekannten „Ausstand aus der Gesellschaft“<sup>70</sup> versprachen sie sich, gemeinsam im christlichen Programm einer „Fröhlichkeit in großer Armut, Natürlichkeit auf der Grundlage schlichter Frömmigkeit“<sup>71</sup> zu feiern. Bereits 1918 hatte Guardini in seiner einflußreichen Schrift „Vom Geist der Liturgie“<sup>72</sup> die „gegenständliche Wesensart der Liturgie“<sup>73</sup> für die gläubige Gemeinschaft hervorgehoben und einen wesentlichen Impuls in die Liturgische Bewegung eingebracht. Er wollte nicht direkt die Form der Liturgie ändern, sondern vielmehr die geistige Haltung überdenken, mit der in der Moderne Liturgie gefeiert werden kann. Die Gläubigen, die Handlung und auch die „Durchgestaltung des Raumes“ sollen aus den „einfachen Elementen des Seelenlebens herausgeformt sein“<sup>74</sup>. Mit dieser Intention zielte er zugleich auf die integrative Berücksichtigung aller Sinnes- und Sinnwahrnehmungen der aktiv an der liturgischen Handlung teilnehmenden Gläubigen, und betonte damit die ästhetische Dimension der Liturgie als fundamentale Größe. Nach Hanna-Barbara Gerl gelang Guardini damit „die Entdeckung des Leibes und der Sinnlichkeit als Träger religiöser Erfahrung“<sup>75</sup>.

Allerdings machte Guardini auch deutlich, dass diese Dimension nicht mit dem vordergründigen Streben nach Schönheit zu verwechseln sei, denn „alle wahre Schönheit ist keusch“<sup>76</sup>. Vielmehr verwies er auf den bewußtseinsfähigen Menschen, denn dieser müsse zunächst „mit aller Kraft seiner Seele danach ringen, selber wahr und recht zu werden, in lauterer Wahrhaftigkeit zu erfassen und durchzuleben, was die innere und äußere Welt erfüllt“<sup>77</sup>, um dadurch sein Werk auch schön werden zu lassen. In einem Wort sagte er, was die Liturgie fordert: „Demut. Demut als Verzicht: Nämlich die Hingabe der eigenen Selbständigkeit und Selbstherrlichkeit. Und Demut als Leistung: nämlich die Annahme eines dargebotenen, über die Kreise des eigenen Daseins hinausgehenden geistlichen Lebensinhaltes.“<sup>78</sup> Und „demütig“ wollten die Mitglieder des Quickborn ebenfalls sein. Voller Inbrunst bekannten sie: „Unsere Gemeinschaft laßt so fest, so treu, laßt uns gegenseitig so wahr, so demütig, so hart und doch so zart sein, dass wir nicht arm werden durch das Geben, dass wir nicht verflachen, dass unsere Gedanken nicht zerschlossen und abgegriffen werden“<sup>79</sup>. Um diese ritterlichen Tugenden zu leben, zeigte sich die Burg als idealer Tagungsort und Ort der Begegnung, nicht ohne zugleich auch symbolisch ein Hort des idealen Lebens auf Probe zu sein. Physisch fernab von dem lasterhaften Treiben der Großstädte und reflektierend entfernt von dem politischen und allgemeinen Chaos, das der Erste Weltkrieg erzeugt und hinterlassen hatte, sollten an diesem Ort christliche, mittelalterliche Tugenden die alternative, asketische Lebensform der „Quickborner“ bestimmen.



<sup>13</sup> Burg Rothenfels am Main. Burghof mit Blick auf Ostpalas und Aufgang zum Rittersaal.



<sup>14</sup> Feier der Osternacht im Burghof.

Einige der anfallenden Umbauarbeiten, die mit den liturgischen Überlegungen zusammenfielen, wurden - als sein erstes eigenes Projekt - von dem jungen Rudolf Schwarz geleitet. Schwarz gehörte dem Verband katholischer Akademiker an. Dieser Verband hatte durch eine in der Karwoche 1914 erstmalig stattgefundene Liturgische Tagung in Maria Laach ebenfalls zur Liturgischen Bewegung beigetragen. Mit dem Abt von Maria Laach, Ildefons Herwegen, sei eine weitere Persönlichkeit dieser Bewegung genannt. 1922 besuchte Schwarz erstmals Rothenfels und wurde 1924 zum Burgarchitekten bestellt. Seit dieser Zeit begann er auch seine umfassend angelegten Reflexionen in der Zeitschrift „Die Schildgenossen“, einer Zwei-monatszeitschrift der Vereinigung zu veröffentlichen. Seine architektonische Hauptaufgabe jener Zeit lag im Umbau der Kapelle, des Festsaals und weiterer Räume, bei der Reduktion ein zentrales Anliegen war. Es war eine Aufgabe, die Schwarz im Nachhinein als Umgestaltung beschrieb, die sich beschränkte „auf eine Klärung und Vereinfachung des Bestandes, mancherlei Einbauten und Verzierungen waren zu entfernen, und die Wände und Decken wurden weiß gefärbt“<sup>80</sup>.

Durch Zusammenlegung mehrerer Räume im Obergeschoß des Palas entstand der „Rittersaal“, der zur Andachts- und Versammlungsstätte umgebaut wurde. Dazu wurden alle barocken Ornamente entfernt, Decken und Wände einheitlich hell gestrichen und als einzige Möblierung wurden Dutzende von eigens angefertigten schwarzen, kubischen Schemeln eingestellt. Diese wurden je nach Veranstaltung ringförmig um eine Mitte, hintereinander in Reihe oder U-förmig angeordnet. Die von Schwarz für diesen Zweck gezeichneten schematischen Skizzen lassen sich als Vorstufe für seine späteren Überlegungen zum Kirchenbau verstehen.

Ungeachtet dessen, dass es sich bei diesen Vorkehrungen nur um sehr kleine Baumaßnahmen handelte - der Entwurf beschränkte sich neben geringfügigen baulichen Eingriffen auf Mobiliar und liturgische Geräte - wollte Guardini für alle Baumaßnahmen unbedingt Schwarz als Architekt haben. „Ganz dringlich“ legte ihm Guardini im Januar 1925 den Entwurf des Altars „an's Herz“, er möge doch mit „Hochdruck“ daran arbeiten.

Gleichzeitig wehrte sich Guardini „entschieden dagegen, dass andere zu einem Entwurf aufgefordert werden“<sup>81</sup>. Ein vorgesehener Altar aus Eichenholz konnte zunächst jedoch nicht realisiert werden. Erst als Guardini im Sommer 1927 über ein zinsloses Darlehen verfügen konnte, unterbreitete er Schwarz den Vorschlag den Altar zu bauen, aber den bisherigen Entwurf aufzugeben und stattdessen Stufen und Altar ganz aus Backstein zu bauen. Guardini war sich sicher, dass Schwarz „diese Aufgabe [...] reizen würde“<sup>82</sup>. Nicht nur davon war er überzeugt. Er hatte auch noch Argumente für diese Ausführung parat: „Das Material wäre billig und jederzeit zu haben, und es könnte etwas draus werden, was



<sup>15</sup> Weihnachtsfeier 1919 auf Burg Rothenfels (Kapelle vor dem Umbau)



<sup>16</sup> Rudolf Schwarz: Neugestaltung der Burgkapelle auf Burg Rothenfels, 1927-1928



<sup>17</sup> Rudolf Schwarz: Neugestaltung des Rittersaals auf Burg Rothenfels, 1927-1928

durch Einfachheit und Glaubwürdigkeit wirklich unser Wollen ausdrückte.“<sup>83</sup> In ähnlicher Weise gab Guardini seinem Architekten auch für profane Einrichtungsgegenstände den Auftrag mit auf den Weg, alles „denkbar einfach [im Brief durch handschriftliche Unterstreichung hervorgehoben; U.P.] in der Form und im Material“<sup>84</sup> zu gestalten. Nicht zuletzt deshalb, „dass die Burg damit möglichst wenig Kosten hat.“<sup>85</sup>

Realisiert wurde dann allerdings im gleichen Jahr noch die erste Altarvariante in Eichenholz. Der Barockaltar aus dem frühen 18. Jahrhundert wurde entfernt und auf den Boden, an die Stirnseite des Raumes, ein dreistufiges Holzpodest für den Altar gelegt. Den Sockel des Altars beschlug Anton Schickel nach dem Entwurf von Schwarz mit Silberblech. In Reihe saßen die Andächtigen auf ihren Hockern mit Blick auf den Altar. Durch eine mögliche Anordnung der Sitzgelegenheiten links und rechts des Altars konnte sich die Gemeinde allerdings auch von drei Seiten um den Altar gruppieren. Neben den liturgischen Geräten entstand als markantes architektonisches Element ein großer Radleuchter. Ebenfalls mit Silberblech beschlagen, hing er mit Kerzen bestückt an einem Deckenhaken in der Raummitte. Zur Ausleuchtung des Raumes dienten ansonsten kleine Deckenlampen, die so geschaltet werden konnten, dass sie einen offenen oder geschlossenen Ring bildeten.

Parallel zu den liturgischen Reformbestrebungen lösten sich auch normative Stilvorgaben fast völlig auf. So entschlossen sich beispielsweise die Mitglieder des Vereins für christliche Kunst bei ihrer Tagung in Aachen 1927 zur Streichung ihrer Gründungsparole, wonach „die kirchliche Kunst im mittelalterlichen Stil zu pflegen“<sup>86</sup> sei. Bestimmend formulierte auf dieser Tagung Hans Karlinger in seinem Vortrag „Tradition und Stil“ die Neuregelung: „Es ist ein Unding, nur den Künstler als Künstler und nur das Kunstwerk als Kunstwerk anzusprechen, die den Normen einer konstruierten Ästhetik entsprechen, die also nicht aus der Notwendigkeit eines Zeitgefühls, sondern aus der Willkür einer verstandesmäßigen Einstellung hervorgegangen sind. Denn es ist unmöglich, ein Kunstwerk anders zu werten als aus dem unmittelbaren, dem ungebrochenen Erleben seiner Zeit. Der wahre Maßstab liegt im Schaffenden, nicht außer ihm.“<sup>87</sup> Mit dieser Streichung hatte man die Architekten zwar von Stilvorgaben befreit, was aber noch lange nicht hieß, dass statt dessen der Weg der Modernität eingeschlagen wurde. Denn auf der gleichen Tagung vertraten die Teilnehmer noch die einhellige Meinung, „dass der Eisenbeton kein würdiges Material für den Kirchenbau sei“<sup>88</sup>. Die liturgischen Überlegungen hatten bei diesen Diskussionen indes noch keinen Niederschlag gefunden.

### **Karl Moser: Antoniuskirche in Basel, 1927**

Zur gleichen Zeit wurde in Basel an der Kannenfeldstrasse, eine der Ringstraßen Großbasels, die **Antoniuskirche** von Karl Moser fertiggestellt und eingeweiht. Der Baukörper des Kirchenraumes steht parallel zum Straßenraum in der Flucht der angrenzenden Profanbauten. Aus der Fassadenflucht vorgestellt, bildet der hohe Glockenturm in dem gekrümmten Straßenraum ein markantes städtebauliches Zeichen. Der Zugang zur Kir-



<sup>18</sup> Karl Moser: Antoniuskirche in Basel, 1927

che erfolgt über einen Durchgang zum Hof, über den auch die sonstigen Gemeinderäume erschlossen werden.

Die Antoniuskirche gilt als erste Stahlbetonkirche im deutschsprachigen Raum, womit nicht die grundsätzliche Verwendung von Stahlbeton als Baumaterial zu verstehen ist, sondern der Umstand, dass hier erstmals das Material konsequent angewandt und sichtbar gelassen wurde. Alle Betonoberflächen entstanden durch eine glatte, unstrukturierte Schalung und blieben unbehandelt. Typologisch formulierte dieser Bau keine Neuerung. Über einem dreischiffigen Grundriß bilden über dem Mittelschiff ein flaches Tonnengewölbe, und über den Nebenschiffen kassettierte Betondecken den räumlichen Abschluß in über 20m Höhe. Trotz einer Gesamtbreite von 22m wirkt der Raum aufgrund der eingestellten und sehr schlanken Stützen aus Stahlbeton, der Dreischiffigkeit und dem hohen Anteil an Glasflächen, die rhythmisierend die Zwischenräume der Stützen an der Längsseite betonen, jedoch viel höher als breit.

Eine Diskussion über die Angemessenheit des Materials blieb nicht aus. Allerdings zeichnete sich schnell ab, dass in der Rezeption der Kirche zwischen der äußeren Gestalt und der Wirkung des Innenraums unterschieden wurde. Dahingehend differenzierte etwa Karl Freckmann in seinem 1931 erschienen Buch „Kirchenbau - Ratschläge und Beispiele“<sup>89</sup>. In diesem technisch orientierten Lehrbuch, das versuchte, den Kirchenbau „nicht so sehr theoretisch, als vielmehr praktisch anzufassen“<sup>90</sup>, kritisierte der Autor das Äußere des Kirchenschiffes als „fabrikmäßig“ und es schien ihm, als ob aus den Schallöchern des Glockenturmes „Fernsprechleitungen herabhängen müßten, also auch hier wieder ein etwas fataler Beigeschmack an profane Bauwerke“<sup>91</sup>. Dagegen bescheinigte er, dass „wohl jeder Besucher über die Wirkung des Innern überrascht“<sup>92</sup> sei. Denn der Innenraum kann „als wirklich gelungen bezeichnet werden. In seiner Ehrlichkeit und Schlichtheit, rein aus dem Material entwickelt, wirkt es entschieden glücklicher als mancher Kirchenbau, der nur modern verbrämt, aber im Kern doch ein alter Raum ist.“<sup>93</sup>

In ähnlicher Weise erzeugten für Ferdinand Pfammatter, dem Autor des 1948 in der Schweiz veröffentlichten Buches „Betonkirchen“<sup>94</sup>, die Qualitäten des Materials, der Proportionen und des Lichts eine „sakrale Raumwirkung“<sup>95</sup> und ließen aus seiner Sicht die Antoniuskirche zu einem „Markstein in der Entwicklung des neuzeitlichen Kirchenbaues“<sup>96</sup> werden. Der von Kritikern geäußerte Vorwurf, dass Beton kein Baustoff für eine Kirche sei, widersprach er nur bedingt, denn „die im Rohbau belassenen, profan wirkenden Betonmauern, die bis heute für die Anwendung dieses Baumaterials eher entwicklungshemmend gewirkt haben, vermögen die hohen Qualitäten des vielbeachteten Baues nicht aufzuheben.“<sup>97</sup>

### **Peter Grund / Karl Pinno: Nicolaikirche in Dortmund, 1928-30**

1928, ein Jahr nach der Fertigstellung von St. Antonius in Basel, wurde in Dortmund nach einem Wettbewerb mit den Planungen der evangelischen Nicolaikirche begonnen. Aus diesem Wettbewerb war der Architekt Peter Grund mit seinem Büopartner Karl Pinno als Sieger hervorgegangen. Allerdings bestand nicht die Absicht, den vorgeschlagenen Beitrag zu reali-



<sup>19</sup> Peter Grund und Karl Pinno: Nicolaikirche in Dortmund, 1928-1930

sieren. Das Büro erhielt vielmehr den Zuschlag, weil ihr Entwurf „eine offene Befähigung für kirchenbauliche Aufgaben bewiesen hatte“<sup>98</sup> und sie aufgrund dieser Kompetenz mit der Planung beauftragt wurden. In einer Überarbeitungsphase, nach Rücksprachen mit Gemeindemitgliedern und mit maßgeblicher Beratung des evangelischen Theologen und Kunsthistorikers Paul Girkon wurde der Entschluß gefasst, eine Stahlbetonkirche zu errichten. Aus diesem Grunde entstand erstmals ein bezüglich der Materialwirkung mit der Antoniuskirche vergleichbarer Bau in Deutschland. Der geschlossene Portalbau der Kirche, der neben einer dreiflügligen Eingangsanlage eine Andachtskapelle und die Orgelempore beherbergt, wie auch die anderen Bauteile der Kirche waren aus Sichtbeton. Die Oberflächen des gesamten Kirchenschiffes, das auf einem trapezförmigen Grundriss Platz für ca. 1000 Besucher bietet und mit seinen 14m hohen, oberhalb eines geschlossenen Sockelbereichs in großformatige Betonraster aufgelösten Wandflächen einen imposanten Innenraum bildet, und des Chores, der erhöht über dem Kirchenschiff liegt und dessen Wände kleinteiliger und über die ganze Höhe in ein Betonraster aufgelöst sind, sowie des Turmes, dessen fast vollständig geschlossenen Wände auf einem quadratischen Grundriß die beeindruckende Höhe von 60m erreichen und der mit einem weit sichtbaren Neonkreuz abgeschlossen wird, erhielten ihre Wirkung durch die Qualitäten des schalungsrauen Sichtbetons. Mit dieser Ausführung propagierten die Architekten über die Materialwirkung hinaus eine auffallend plakative Modernität, die schließlich zu kontroversen Auseinandersetzungen führte.

Kurz nach der Weihe im Oktober 1930 wurde diese vollständig in Sichtbeton und Glas ausgeführte Kirche von Girkon „im Bereich des modernen evangelischen Kirchenbaus“ als „ein Werk von prinzipieller Bedeutung“<sup>99</sup> gewürdigt. Ein zentraler Punkt, an dem die Modernität festgemacht wurde, war die Materialität. Für die Planer, die Gemeinde und den Kritiker stand das Material in keinem Widerspruch zur Bauaufgabe. Ganz im Gegenteil war es „auf technischem Gebiet [...] der ausdrückliche Wunsch der Gemeinde“, den Architekten die Möglichkeit zu geben, „die sakrale Ausdruckskraft des Eisenbetons in werkgerechter Konstruktionsform zu aktivieren“<sup>100</sup>. Nahezu überschwänglich wurden von Girkon die materialbedingten Qualitäten des „Strukturbaus“ für diese Bauaufgabe gepriesen: „Durch dieses Streben nach dem architektonischen Symbol ist zugleich eine ebenso optische wie statisch-technische Sauberkeit und Klarheit der konstruktiven Form erreicht: Konstruktion und Architektur, Technik und Symbol sind eins.“<sup>101</sup>

In diesem Sinne versuchte Girkon die traditionellen Wertmaßstäbe auf den neuen Werkstoff anzuwenden. Dafür zeigte er sich als kämpferischer Moderner, indem er vehement gegen das Ornament anging und eine asketische Haltung des Menschen mit einer entdekorierten Umwelt in Bezug setzte, die im Beton das ideale Mittel fand. Die „ganz positive Bejahung des armen Werkstoffes“ in „einer armen Zeit“ galt insbesondere „für ihren Kultbau“<sup>102</sup>. „Und über die Zufälligkeit des Zeitpräges hinaus bezeugt sich in dieser Bejahung eine asketische Absage an alles Unwesentliche, alle äußere Zutat, allen Ästhetizismus und ein Bekenntnis zur



<sup>20</sup> Bau der Nicolaikirche in Dortmund, um 1929.



<sup>21</sup> Detail vom Rohbau der Nicolaikirche.

Seligpreisung der geistlichen Armut, deren Sinn das Leben und Gestalten aus der Substanz, aus dem Wesen in die Form, aus dem Innern in die Entäußerung - und damit die Verneinung alles Dekorativen, jeder Fassade, jeder Formalistik bedeutet.“<sup>103</sup> Mit dieser Verflechtung von asketischer Lebenshaltung und gestalteter Umwelt, die durch eine Verweigerung des „Dekorationskomplexes“ ihren Niederschlag finden sollte, der „ehedem eine magische Beschwörung durch schöpferische Gestaltungskraft“ gewesen war und „um die Jahrhundertwende zu äußerlich aufgesetztem Zierwerk entartete“, argumentierte er für den Beton. Den traditionellen Anspruch an die Ehrlichkeit der Konstruktion und Materialität konnte er ohne Probleme übernehmen, denn „das Bekenntnis zur physischen Substanz des Werkstoffes ist zugleich ein Bekenntnis zur geistigen Substanz des Werkes, zu den 'lebendigen Steinen, erbauet zum geistlichen Haus'“<sup>104</sup>. Die Huldigung Girkons hatte zeitgleich eine Parallele in einem weiteren Leitbau des evangelischen Kirchenbaus, zu dem sich mehrere Beziehungen herstellen lassen und der nicht zuletzt durch ein von Girkon herausgegebenes Buch eine breitere Öffentlichkeit fand. Durch das Bekenntnis zur zeitgemäßen Interpretation der Gotik, einer zeitentsprechenden „Raumschöpfung“, die „im modernen Bauen konstruktiv“<sup>105</sup> ist und mittels dem Einsatz industriell gefertigter Materialien verwirklicht werden kann, liegt der Vergleich mit der „Stahlkirche“ von Otto Bartning nahe, die erstmals 1928 auf der „Pressa“ aufgebaut wurde. Bei beiden Kirchen würdigte Girkon die sichtbar gelassene Skelettbauweise, den sich konisch zum Altarbereich verjüngenden Grundriß, wie auch die in beiden Fällen von der Glasmalerin Elisabeth Coester gestalteten Wandfüllungen aus Farbglas, die mit einem „streng und schlicht aufgebauten Ornament“<sup>106</sup> geschaffen wurden. Der bei beiden Kirchen dominierende industriell-technische Ausdruck, der bei der Stahlkirche durch die prägnante Verwendung von Stahlprofilen im Vordergrund stand, fand in der Nicolaikirche neben der Materialität seinen Niederschlag in einer durchgängigen Elektrifizierung. Neben einer elektrischen Gestühlheizung, einem elektrischen Antrieb für Orgel und Glocken, einer elektrischen Erwärmung für das fließende Wasser des Taufbeckens, gab es auch eine elektrische Anzeigetafel, auf der die Lieder und Verse für die Gemeinde angekündigt wurden. Der inszenatorische Höhepunkt dieser Elektrifizierung zeigte sich allerdings erst bei Dunkelheit. War es draußen Nacht, wurde der Innenraum durch eine Beleuchtung in den Rahmenbindern erhellt, die die statische Struktur des Baus hervorhob; über dem Altarbereich erzeugte ein horizontal umlaufendes Lichtband an der Deckenunterseite einen Strahlenkranz und hinter dem Altar leuchtete ein 7m hohes Lichtkreuz. Angesichts dieser technischen Inszenierung richtete sich die Kritik weniger an die Materialität und deren diskutiertem Einsatz für profane respektive sakrale Bauten. Vielmehr sah sich die Schriftleitung der Zeitschrift „Baumeister“ schließlich genötigt, das überschwengliche Lob von Girkon insofern zu revidieren, indem sie mit kritischem Unterton anmerkte, dass eine „Gefahr ein etwas kulissenhaft-theatralischer Eindruck sein kann“<sup>107</sup>.



22, 23 Beleuchtungsvarianten in der Nicolaikirche

## Präsentation der Kirchen auf der „Pressa“ in Köln, 1928

Am 12. Mai 1928 wurde auf dem Messegelände in Köln die „Pressa“ eröffnet. In einer internationalen Ausstellung sollte das Pressewesen „als eine Vereinigung geistigen, technischen und wirtschaftlichen Schaffens“<sup>108</sup> dargestellt werden. Mit einem enormen Aufwand wurde die Idee des Wirtschaftsjournalisten Hermann Josef Taepper, durch diese Ausstellung den Messestandort Köln zu lancieren, von der Stadt umgesetzt. Unter politischer Lenkung des damaligen Oberbürgermeisters Konrad Adenauer nutzte die Kommune diesen Anlaß zur Erweiterung des Messegeländes und die Stadt Köln fand mit dieser Ausstellung - wenn auch mit einer dadurch entstandenen Schuldenlast von fünfzehn Millionen Mark - internationale Beachtung und kam zu weltweitem Prestige. Neben Ausstellungen zum Druck- und Pressewesen waren zahlreiche Interessengruppen und Verbände beteiligt, die zum Zwecke der Selbstdarstellung teilweise eigene Ausstellungspavillons errichtet hatten.

Die katholische Kirche präsentierte sich auf zwei Geschossen in der an das Pressagelände angrenzenden Deutzer Abtei mit einer „katholischen Sonderschau“. Die Ausstattung stand unter der künstlerischen Gesamtleitung von Dominikus Böhm, der seit 1926 als Professor und Leiter der Abteilung für christliche Kunst an der Kunstgewerbeschule in Köln tätig war. Im Erdgeschoss, wo in musealer Atmosphäre kunsthistorisch wertvolle Relikte früherer Epochen präsentiert wurden, hielt sich die Ausstellungsarchitektur zugunsten der Exponate stark zurück. Die eigentliche Arbeit Böhms konzentrierte sich auf die Räume im Obergeschoss, wo es galt, „die katholischen Zeitungen der Gegenwart, das Missionswesen, das katholische Buch, die Zeit des 19. Jahrhunderts in einer lebendigen anschaulichen Darstellung dem Beschauer vorzuführen, ihn durch den ganzen Aufbau der einzelnen Räume zu interessieren und endlich die dort behandelten Materien durch die innenarchitektonische Umrahmung noch stärker zu beleben und zu unterstreichen“<sup>109</sup>.

Mit Beteiligung von Künstlern arbeitete Böhm mit der kontrastierenden Wirkung von schwarz gebeiztem Holz, das er den hellen Wandflächen gegenüberstellte und besondere Stellen durch den Einsatz von bearbeitetem Glas akzentuierte. Die Strategie der Reduktion schien dabei nicht bedeutungslos zu sein. Denn nicht nur die Maßnahme des Beizens wurde als „einfach“ dargestellt, auch die Büchergestelle, die Tische und die anderen Einbauten der Bibliothek wurden in ihrer „großen klaren Form“<sup>110</sup> gewürdigt und die „einfachsten Museumskojen“<sup>111</sup> für gut befunden.

Neben der atmosphärischen Materialwirkung lassen sich auch symbolische Aspekte in der Ausstellungsarchitektur erkennen. Die häufigste Abbildung, die von der katholischen Sonderschau veröffentlicht wurde, war der Einbau für die Immaculata, „die unbefleckte Maria“. Die Bildhauerin Maria Eulenbruch - Dozentin an der Aachener Kunstgewerbeschule - hatte die Skulptur geschaffen, die auf einer schlanken, übermannshohen Säule stand, so dass die Betrachter die Statue nur ehrerbietig von unten anschauen konnten. Betont wurde die Präsentation durch eine umfassende Glasrotunde. Raumhöhe, von der Stirnseite gesehen schlanke Stützen,



<sup>24</sup> Glasrotunde mit der „Immakulata“ von Marianne Meulenbruch in der katholischen Sonderausstellung.



<sup>25</sup> „Raum 19“ mit den katholischen Zeitschriften der Gegenwart in der katholischen Sonderausstellung der PRESSA.



<sup>26</sup> Nordseite des Missionsraumes.

verwiesen durch ihre überbreite Tiefe radial auf den Mittelpunkt, in dem sich die Marienfigur befand. Zwischen den Stützen waren mit hauchfeinen Schriftzeichen und Texten versehene Glasflächen gespannt, die durch schmale Profile gehalten wurden.

In dem Raum, in dem die katholischen Zeitschriften der Gegenwart ausgestellt waren, lagen die Publikationen auf einem den ganzen Raum einnehmenden Schiff, einem Symbol, „um den Beruf der Kirche, aber auch ihre Schwierigkeiten im Laufe der Welt Dinge anzudeuten“<sup>112</sup>. An diesen Raum, mit dem bildhaften Zeichen des Schiffes, grenzten zwei Räume an, deren Ausstattung sich durch einen höheren Abstraktionsgrad auszeichnete und deren Ausgestaltung leider in Vergessenheit geriet. Im Missionsraum kamen die schwarz gebeizten Hölzer, mit denen Böhm Ausstellungensofen ausbildete, zur stärksten graphischen Wirkung. Mit skulpturaler Geltung präsentierten sich die schwarzen Balken als vertikale und horizontale Linien im Raum, die entweder als graphische Raumzeichnung, als ein „rhythmisch betonter Raumstrom“<sup>113</sup> oder als fragmentierte bzw. anamorphotisch wahrnehmbare Kreuze gesehen werden konnten.

Der Augustinusverein, ein Verein, der Ende des 19. Jahrhunderts in der Absicht gegründet wurde, die katholische Presse Deutschlands zu einigen und zu einem gemeinsamen Wirken zusammenzuführen, zeichnete sich für den 200 qm großen Raum der katholischen Tagespresse Deutschlands verantwortlich. Auch hier gestaltete Böhm Kojen, deren Kopfenden er jeweils als kreisförmige Regale ausbildete, in denen die Druckerzeugnisse zur Einsicht eingestellt waren. Hervorgehoben durch spindelartige Stäbe, entstanden hier eher Assoziationen an maschinelle, technische Gebilde wie rotierende Druckmaschinen, die durch einen über die gesamte Decke durchlaufenden Fließtext noch verstärkt wurden. In diesen beiden Räumen wurde also weniger eine direkte Verbindung zur sakralen Symbolik hergestellt, sondern eher eine profane, technische Interpretation evoziert, die in ihrer atmosphärischen Prägnanz der Glasrotunde in nichts nachstand und im graphischen Raumeindruck eher stärker war.

Eine breitere öffentliche Beachtung und nachhaltigere Resonanz als die Ausstellungsräume der katholischen Kirche fand die Selbstdarstellung der Protestanten. Die Gesamtheit der evangelischen Landeskirchen Deutschlands hatte sich entschlossen, eine mustergültige evangelische Kirche zu errichten, die im Anschluß an die Ausstellung demontiert und an einem anderen Standort wiedererrichtet werden sollte. Nicht zuletzt aus diesem technischen Anspruch entstand die „Stahlkirche“, die nach nur zwei Monaten Bauzeit am 31. Mai 1928 eingeweiht werden konnte. Architekt dieser Kirche war Otto Bartning, zum damaligen Zeitpunkt Direktor der Staatlichen Bauhochschule Weimar. Er stellte die evangelische Tradition des gesprochenen Wortes als spezifische Aufgabe heraus, wollte aber „nicht nur eine Stätte des Wortes, sondern eine sichtbare Gestalt des lebendigen Wortes [...] schaffen“<sup>114</sup>. Eine weitere spezifische Besonderheit des reformierten Kirchentyps war für Paul Girkon, der die Veröffentlichung über diese Kirche theoretisch begleitete, dass die Stahlkirche mit ihrer „klaren Ablehnung alles Dekorativen [eine] bleibende Bedeutung für die evangeli-



<sup>27</sup> Dominikus Böhm: Raum für die katholische Presse Deutschlands in der katholischen Sonderausstellung



<sup>28</sup> Otto Bartning: Stahlkirche in der PRESSA in Köln, 1928

sche Kultbaufgabe“<sup>115</sup> habe. Girkon führte weiter aus: „Der kultisch sakrale Charakter des evangelischen Kirchenraumes darf nicht durch das untaugliche Mittel schmückenden Beiwerks vorgetäuscht werden“<sup>116</sup>. Das Ergebnis, das sich den Besuchern von außen präsentierte, war ein eingeschossiger, breit ausladender, massiv wirkender Baukörper, in dem die Besucher über einen Innenhof und Treppenanlage zum Eingang der Kirche gelangten. Im Erdgeschoß, unter dem Kirchenraum, waren Gemeindsaal und Nebenräume untergebracht. Auf dem Sockelgeschoß thronte stolz der Baukörper der Kirche. An den kubischen Eingangsbaukörper, der durch Doppeltürme imponierte, schloß sich auf einem parabelförmigen Grundriß der Kirchenraum an, dessen Umfassungswand durch circa 20m hohe Stahlbinder ausgebildet war. Diese waren aus Peiner Parallelfanschträgern gefertigt, deren Strangpressprofil auch im eingebauten Zustand deutlich zu erkennen war. Die geschlossenen Flächen zwischen den Stützen wurden handwerksgerecht mit Kupferblech verkleidet, dem neben ästhetischen Qualitäten auch eine leichte Verarbeitung, geringe Wartung sowie eine große Dauerhaftigkeit zugesprochen wurde. In die verglasten Bereiche wurden von Elisabeth Coester gestaltete Glasfenster eingesetzt. Neben der Lesbarkeit der industriellen Produktion erzeugten die schlanken Stahlprofile sowohl in der äußeren Erscheinung wie auch im Innenraum eine starke Vertikalität, was viele Jahre später Julius Posener dazu verleitet, die Atmosphäre des Innenraumes als „gotisches Ideal“<sup>117</sup> zu bezeichnen.

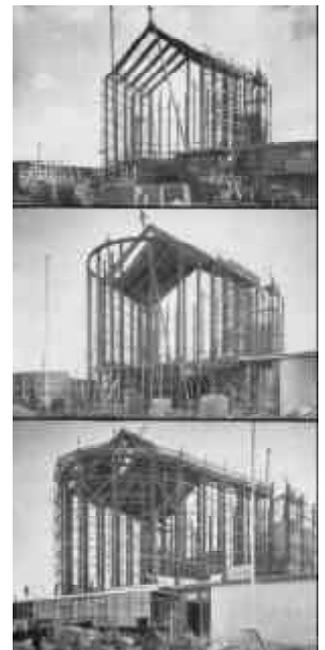
Begleitend zu diesem Ausstellungsbau erschien ein kleines informatives Buch<sup>118</sup>, in dem neben den technischen Angaben und dokumentarischen Fotografien durch einen Text von Paul Girkon „das evangelische Kultbauproblem und seine Lösung in der Stahlkirche“ und damit die Bedeutung dieses Baus hervorgehoben wurde. Girkon verheimlichte nicht seine Sympathie für die gotische Baukunst und sah in der Einführung des Stahls als Baustoff eine konsequente Weiterführung des gotischen Formwillens. Für ihn war dieser Bau „ein Zeugnis dafür, dass der gewalzte Stahlträger dem gotischen Steinpfeiler an sakraler Kraft transzendentaler Höhenspannung nicht nachsteht. In der Stahlkirche wurde die latente Gotik des modernen Ingenieurbaus zur Offenbarung einer Wiedergeburt des gotischen Geistes in der Technik des modernen Konstruktivismus.“<sup>119</sup>

Mit dieser Referenz versuchte er einigen Wind aus den Segeln der Kritiker der Stahlkirche zu nehmen, die Stahlstützen aus Walzprofilen allenfalls für profane Industriehallen, nicht aber für Sakralbauten akzeptieren wollten. Die von Girkon eingeschlagene Offensive, mit der er in der Materialität und im Montagebau eine „konzentrierte Aktualität“<sup>120</sup> sah, führten ihn zum positiven Urteil über die Stahlkirche. Ungeachtet der Montagefähigkeit des Baus war die Kirche für ihn ein vollwertiger Sakralbau. Demonstrativ hob er sogar hervor, dass es zum ersten Mal in der Geschichte dazu kam, „die Kirche nicht zu bauen wie ein Haus, sondern zu konstruieren wie eine Maschine“<sup>121</sup>.

Die augenscheinliche Problematik zwischen dem Anspruch der Sakralität und der profanen, technischen Bedeutung des Materials, seiner Produktion und Konstruktion, wurde von dem Versuch begleitet, Form und Ele-



<sup>29</sup> Otto Bartning (Mitte vorn) und Ernst Neufert (2.v.r.) mit Studenten der Weimarer Bauhochschule im Jahr 1929.



<sup>30</sup> Aufbau der Stahlkirche.



<sup>31</sup> Aufbau der Stahlkirche.

mente symbolisch aufzuladen. Bartning selbst sprach bei seiner Ansprache anlässlich der Eröffnung von der „symbolischen Raumform“ der Parabel, „der Entmaterialisierung der Bauglieder“, die mit ihrer gläsernen Wand den Menschen „umschließt [...] und befreit [...] ins Weite zugleich“, sie „hält uns magisch verbunden mit dem wandernden Licht des Tages und der Nacht, sie webt und flutet von der klingenden Wand bis zum rufenden Engel und zurück zur klingenden Wand“<sup>122</sup>. Auf einer derartigen Interpretationsebene glaubte er, „dass von der Verwendung moderner Technik keine Verweltlichung des Kirchbaus zu fürchten ist“<sup>123</sup> und betonte den symbolischen Akt der Materialerzeugung: „Darf ich daran erinnern, dass all diese Stoffe Schmelzprodukte aus Erz und Quarz, also gemeinsam durch die Feuertaufe gegangen sind.“<sup>124</sup>

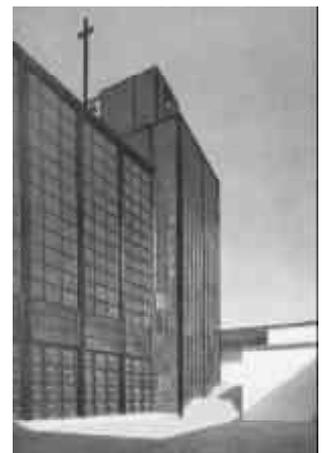
Wie zu erwarten war, provozierte die Materialität eine kontroverse Diskussion, in der sich nicht alle Urteilenden der Sichtweise von Bartning und Girkon anschlossen. So wie dieser Standpunkt in den Rezensionen zum Teil wiederholt oder gar idealisierend überhöht wurde, machte sich auch heftige Kritik an dem Bau fest. Mehrfach machten sich Journalisten daran, über diesen Bau zu schreiben und Redakteure von Zeitungen und Zeitschriften plazierte Beiträge in Serien. Die Beteiligten einer Artikelserie der „Neuen Rhein Zeitung“ tendierten zu einer Interpretation, dass an diesem Bau „gleichzeitig modernes sakrales Bauen demonstriert“<sup>125</sup> wurde, um damit implizit zu vermitteln, dass dies ein Widerspruch sei. Die Beiträge in der Fachzeitschrift „Die christliche Kunst“ fielen polarisierender aus. Während Karl Gabriel Pfeill in seinem Urteil noch von der aus „Stahl- und Glaselementen ganz aus dem Feuer geborenen Kirche“<sup>126</sup> schwärmte, hatte Berthold Paeschke zwei Ausgaben zuvor in der Stahlkirche keinen Sakralbau, nicht einmal einen Industriebau, sondern sogar ein militärisches Gebäude gesehen.<sup>127</sup> Bei ihm rief der Anblick der „evangelischen Gemeindeburg“ Assoziationen an ein „Großkampfschiff“ oder „Käfig“ wach, die „kupfergepanzerten Türme“ mit dem dünnen Kreuz erinnerten ihn an das „Periskop eines Unterseebootes“ und waren für ihn eine „leibhaftige Kriegsangelegenheit“ und „unbedingt unsakral“<sup>128</sup>. Zum Schluß seines Artikels machte er deutlich, dass sich die Kritik vor allem gegen das Material richtete. Seiner Meinung nach kam nur Stein als Material für den Bau von Kirchen in Frage. In diesem Sinne wies sein abschließendes Urteil über die Stahlkirche hinaus: „Darum ist diese Stahlkirche im ganzen noch etwas höchst Unbefriedigendes, und man fragt sich, wie man sich das oft bei modernen Bauten fragen muß, warum es denn nun gerade Stahl und Beton sein muß, wo wir das herrlichste gewachsene Material in Fülle zur Verfügung haben. Es gibt keinen Gesichtspunkt, zu allerletzt den der Billigkeit, der im Dienste des Höchsten das edelste Material ausschalten könnte.“<sup>129</sup>

### Rudolf Schwarz: St. Fronleichnam in Aachen, 1930

In Fortsetzung der ersten Arbeiten als Burgbaumeister reflektierte Schwarz die Erkenntnisse der Liturgischen Bewegung in verschiedenen Wirkungsbereichen. Zum einen mündeten seine Überlegungen in Textbeiträge, die vor allem in der Zeitschrift „Die Schildgenossen“, dem Organ der Quick-



32 Aufbau der Stahlkirche.



33 Stahlkirche

borner, erschienen, bevor 1938 mit dem Buch „Vom Bau der Kirche“<sup>130</sup> eine theoretische Quintessenz von Schwarz zum Thema vorlag. Doch schon das Erscheinungsjahr macht deutlich, dass dem Buch zu diesem Zeitpunkt keine große Verbreitung vergönnt war. Von der gesamten Auflage von 500 Exemplaren verkauften sich in den ersten Jahren lediglich eine Hand voll. Dass es zunächst eine Art Geheimtip blieb, hatte allerdings auch noch einen anderen Grund. Denn die von Schwarz für seine Texte gewählte Sprache blieb für viele Leser unverständlich. Und was für den deutschsprachigen Raum zutraf, galt noch stärker für eine internationale Leserschaft. Die Bemühungen von Schwarz, das Buch ins Englische zu übersetzen, um es einem größeren Publikum näherzubringen, hatten erst 1958 mit Unterstützung von Mies van der Rohe Erfolg, der für diese Ausgabe das Vorwort schrieb. Einige Jahre zuvor hatte Schwarz über Nikolaus Pevsner versucht, eine englische Ausgabe herauszugeben. Pevsner lobte zwar das Buch, ließ Schwarz jedoch wissen, dass er es für unübersetzbar hält und die Engländer diese Art überhaupt nicht verstünden. Selbst sein Freund und Spiritus rector Guardini erkannte den Gehalt des Buches, wünschte sich aber dennoch andere Sprachformulierungen, um dem Buch eine größere Resonanz zu beschern: „Mehr als einmal schien mir, man müßte die tiefen Gedanken dieser Schrift in eine ganz einfache Sprache übersetzen können, und manch ein warm und wahrhaft lebender Mensch würde dann sagen, er sei durchaus der gleichen Meinung.“<sup>131</sup> Erst im Laufe der Nachkriegsjahre, in einer zweiten Auflage, fand das Buch schließlich seine Anerkennung und Verbreitung und gilt heute noch als Grundlagentext zum Kirchenbau. Ohne an dieser Stelle auf die von Schwarz vorgestellten sieben „Grundpläne“ einzugehen, wurden die Pläne vom „offenen“ und „geschlossenen Ring“, vom „Weg“ und vom „heiligen Wurf“ Leitprinzipien für diese Bauaufgabe, ohne dass sie als direkt umsetzbare Grundrißpläne gedacht waren. Doch diese einengende Interpretation, dass es sich um ein „Lehrbuch“<sup>132</sup> des Kirchenbaus handele, hat in seiner Einschränkung auch etwas Verfälschendes. Denn über die Grundpläne hinaus, zeigt sich mit dieser Schrift eine architektonische Haltung, die sich unabhängig von der Bauaufgabe kongruent in anderen Schriften und seinen Architekturprojekten finden läßt.

Zum anderen begann in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre die selbständige Planungstätigkeit von Schwarz. Zunächst allerdings mit Entwürfen, die trotz vielseitiger Unterstützung Dritter überwiegend unrealisiert blieben. Ein frühes Beispiel in dieser Reihe war der gemeinsam mit Dominikus Böhm entstandene Beitrag im Wettbewerb für die Frauenfriedenskirche in Frankfurt am Main, der im April 1927 zum Sieger prämiert wurde. Obwohl das Preisgericht unter Vorsitz von Peter Behrens den Entwurf zur Realisierung vorschlug und nach einer Überarbeitung des ersten und der beiden dritten Preise Böhm und Schwarz in Ernst May einen wichtigen Fürsprecher fanden, ging schließlich der Auftrag an Hans Herkommer. Für den späteren Wettbewerb der Heilig Geist Kirche in Aachen wurden von drei eingereichten Varianten zwar eine mit einem Preis und zwei mit Ankäufen gewürdigt, keiner der Entwürfe wurde jedoch realisiert. Über diese Entwürfe entstand jedoch der Kontakt zu Peter Tholen,



<sup>34</sup> Rudolf Schwarz: St. Fronleichnam in Aachen, 1930

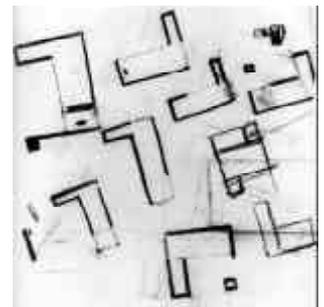
dem Pfarrer der Gemeinde St. Josef in Aachen. Dieser initiierte, dass Schwarz eine Filialkirche für die Gemeindemitglieder in Rothe Erde bauen sollte, einem Arbeitervorort Aachens. Trotz starker Einwände und Proteste des Generalvikars und des Oberbürgermeisters Wilhelm Rombach konnte Schwarz für diesen Ort seinen ersten Kirchenneubau realisieren, der ein Schlüsselbau werden sollte. Gemeinsam mit seinen Mitarbeitern Hans Schwippert, Johannes Krahn und Karl Lohr verwirklichte er die Anlage aus Pfarrwohnung, Gemeinderäume, Glockenturm und Kirche.

Der kubische, beidseitig weiß verputzte Baukörper der Kirche wurde als eine Stahlbetonskelettkonstruktion mit Schwemmsteinausfachung ausgeführt, hat eine Länge von 48m, eine Hauptschiffbreite von 14m und eine Raumhöhe von 21m. Der 42m hohe, freistehende Turm, der auf einem quadratischen Grundriß von 5,30m auf 5,30m steht, ist ebenfalls weiß verputzt, ohne Zierrat, ohne Uhr, lediglich mit wenigen, schmalen Öffnungsschlitz für das Glockengeläut versehen und mit einem Kreuz bekrönt. Der äußeren Erscheinung nach also wie ein moderner Bau jener Zeit, die mit dem Label des „Neuen Bauens“ oder der „Neuen Sachlichkeit“ für Furore sorgten und von denen sich Schwarz dennoch vehement distanzierte, ebenso wie von der Assoziation, dass die Fronleichnamskirche an eine Fabrik erinnere, infolgedessen so etwas wie eine „Werkhalle Gottes“ sein könnte. Schwarz hielt dem entgegen, dass Gebet keine Arbeit sei, sondern „feiertägliches Werk“<sup>133</sup>.

Der Grundriß der Kirche orientiert sich am Typ des „Heiligen Weges“, wie Schwarz ihn in seinem Buch „Vom Bau der Kirche“ als „vierten Plan“ beschrieb: „Das Volk hat den Aufbruch vollzogen, sein Dasein ist heiliger Weg. Reihe hinter Reihe zieht es zu Gott hin. Niemand sieht das Gesicht des anderen, alle sehen ins Licht, das weit vor ihnen leuchtet, und sind von dort her zur Gemeinde verbunden. Wegform ist karge, entsagende Form ohne die nahe Bindung des Einen im Anderen, es sei denn die verlässliche Kameradschaft der vielen, die unterwegs sind.“<sup>134</sup> Dass er damit augenscheinlich nicht die Ansätze der Liturgischen Bewegung umsetzte, sich geradezu konträr zu dem realisierten Entwurf auf der Burg Rothenfels verhielt und für das Modell einer Wegkirche entschied, wurde bereits mehrfach thematisiert und soll hier nicht vertieft werden.<sup>135</sup>

Allerdings sah Schwarz in St. Fronleichnam „eigentlich keine Wegkirche“<sup>136</sup>. Seine Erklärungen deuteten darauf hin, dass sie weniger als eine Kirche der Prozession zu verstehen ist, sondern vielmehr als eine Verortung der Christen, die ihnen in ihrer Leiblichkeit durch räumliche Beziehungen und Richtungsbezüge erfahrbar gemacht werden soll: „Hier ist nichts als stille Gegenwart der Gemeinde und Christi, das Ziel ist erreicht, und aller Weg ist in reines Dasein gestillt in einem gemeinsamen, hellen, hohen und ganz einfachen Raum, das Volk und der Herr sind beisammen, ein Leib geworden in einer festlichen Bauform, dem höheren Leib ihres heiligen Daseins.“<sup>137</sup>

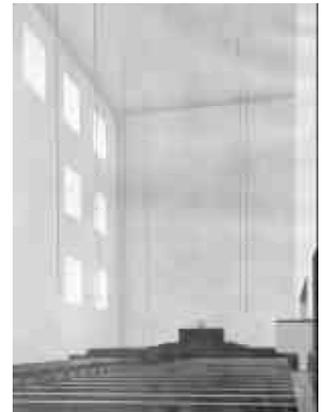
Der Innenraum macht deutlich, was Schwarz damit meinte. Zunächst grenzte er in einer symbolischen Gegenüberstellung die präpositionale Beziehung des Menschen zum Raum in ein Oben und Unten voneinander ab. Während der Boden und alles mit dem Boden fest Verankerte in schwarz



<sup>35</sup> Rudolf Schwarz: Grundrisszeichnungen für die Fronleichnamskirche in Aachen

erscheinendem Blaustein und schwarzem Marmor ausgeführt wurde, sind die hohen Wände und die Decke weiß verputzt. Eine tektonische Interpretation, dahingehend dass die Wände auf dem Boden lasten oder auch schweben sollen, führt genauso wenig zu einem Ergebnis, wie die Fragestellung nach einer konstruktiven Ehrlichkeit. Aus der Erkenntnis heraus, dass der moderne Mensch nicht mehr so bauen kann wie im Mittelalter, da er neue Baustoffe hat, deren „inneren Bau, die Lagerung ihrer Atome, den Verlauf der inneren Spannungen“<sup>138</sup> er kennt, ist für Schwarz die Wand „nicht mehr ein schweres Gemäuer, sondern eine gespannte Membran“<sup>139</sup>. Eine Bezeichnung, die er indes nicht technisch oder im Sinne einer physischen, körperlichen Eigenschaft verstand.

Die Bezeichnung der Wände als Membran zielte auf ein doppelsinniges Bild. Zum einen materialisieren die Wände die Grenzen des Raumes, um ein *Diesseits auf Erden* zu markieren und zu symbolisieren. Die weißen Wände - insbesondere auch hinter dem Altar - sind durch ihre Bild- und Ornamentlosigkeit keine architektonischen Bildträger, kein Grund, auf dem sich eine flächige oder plastische Figur abzeichnen kann. Sie sind selbst Figur und zugleich Grund, sind bei aller ästhetischen Reduktion wahrzunehmen, bilden Raum und sind damit präsent. Zur gleichen Zeit verschwinden die raumbildenden Elemente in einer konturenarmen Einheit von Wänden und Decke, deren Abstraktion als weiße, immateriell erscheinende Flächen auf das Transzendente und somit auf eine theologische Deutung der Durchlässigkeit einer Membrane verweist. An einer Stelle im „Bau der Kirche“ bestätigte Schwarz diese ambivalente Wirkung der weißen Farbe, die er auch nach St. Fronleichnam wiederholt in Kirchenräumen einsetzte. Er schrieb: „Die weiße Farbe ist die Fülle aller Farben, das ungebrochene und vollständige Licht, und zugleich aller Farben Verneinung, da sie über alle Farben hinausgeht und keine mehr ist. Sie gleicht hierin jenem Nichts der Mystiker, das in Wahrheit die unendliche Fülle ist.“<sup>140</sup> Als ein Schlüssel für das architektonische Verständnis dieses Raumes bietet Schwarz den Begriff des Leibes an, den er neben dem Sinngehalt der Gemeinde als Leib Christi auch auf die Leiblichkeit des Menschen bezog. Dies gibt einen Hinweis auf eine phänomenologische Spur in seinem theologisch ausgebildeten Denken, die vermutlich auf den Einfluß von Guardini zurückgeht. Im „Bau der Kirche“ ist für Schwarz „der Leib [...] auf Begegnung gebaut“<sup>141</sup> und steht in einer dialogischen Beziehung, in „Wechselwirkung“ mit dem Raum, ohne dass dieser ein „erweiterter Leib“<sup>142</sup> wäre. Vielmehr entsteht durch die „Baukunst“ im „Weltraum“ der „umzirkte Raum“ oder „Umraum“<sup>143</sup>, der ihn ersetzt. Raum ist also eine Entität, als eine göttliche Gegebenheit immer schon da und wird von den Menschen nur „umzirkelt“. Schwarz führt weiter aus: „Es liegt nahe und trifft wohl auch zu, dass der Bau in der inneren Geräumigkeit des Leibes, in dem Wissen von ihrer Schwellkraft, Gliederung, Wuchsform und Erstreckung begründet ist. Wir gewahren ihn ja mit dem Leib, mit den Armen, die sich breiten, mit den schreitenden Füßen, den schweifenden Blicken, mit dem Ohr und vorab mit dem Atem.“<sup>144</sup> Aus diesem Grunde musste ihm eine rationale Trennung zwischen dem Objekt Bauwerk und dem Subjekt



<sup>36</sup> Hauptschiff mit Blick auf den Altar.

Mensch missfallen, er wollte diese Grenzziehung vielmehr aufweichen, wollte, dass im Kirchbau „das Volk und der Herr“ beisammen sind, „in einer festlichen Bauform [...] ein Leib“<sup>145</sup> werden. Doch Schwarz wollte aus diesen Überlegungen keine Theorie entwickeln und fand es „schade, dass über diese Dinge immer wissenschaftlich gesprochen wird, das heißt, von Wahrnehmungen aus auf Feststellungen hin, und niemals baumeisterlich, das heißt vom Schaffen her auf rechtes Tun und gelingendes Werk hin“<sup>146</sup>. Das hatte Schwarz mit Fronleichnam getan und es hatte ihn sicherlich gefreut, dass sein Freund Guardini die Reduktion in der Kirche nicht als „Leere“ empfunden hatte, sondern als „Stille“<sup>147</sup>: „Und in der Stille ist Gott. Aus der Stille dieser weiten Wände kann eine Ahnung der Gegenwart Gottes hervorblühen.“<sup>148</sup>

Seine Überlegungen über den Leib nahm er an dieser Stelle auch zum Anlaß, um erneut die Moderne zu kritisieren und zugleich das Mittelalter zu würdigen. Mit dieser Kritik, die er am Leibverständnis festmachte, wird deutlich, warum Schwarz die Fronleichnamskirche nicht in der Strömung des „Neuen Bauens“ sah. Im Gegensatz zum Mittelalter nimmt nach Schwarz der Mensch in der Moderne den Leib nicht mehr ernst. Damals war der menschliche Leib „eine Darstellung absoluter Gestalt, nicht aus Zufällen zusammengewachsen, sondern vom Schöpfer nach heiligem Plan dargestellt. Dieser wirkliche, alltäglich erfahrene Leib in seiner alltäglichen Bauform war ihnen ‘nach Gottes Bild und Gleichnis’ erschaffen, Gott hatte in ihm seine eigene Gestalt mitgeteilt.“<sup>149</sup> Dieser „so realistisch gesehene Leib war kein starres Schema. [...] Leib war beides, gegeben und immer aufs neue gewirkt. Leib konnte sich wandeln, war überreich an Möglichkeiten, konnte leuchten, hoch und unsagbar herrlich werden; Leib konnte auch verkommen.“<sup>150</sup> Für den mittelalterlichen Menschen war der Leib aber „an kein bestimmtes Maß und an keine bestimmte Gestalt gebunden und hatte doch ewige Bauform“<sup>151</sup>.

Doch die Bedeutung des Leibes, wie Schwarz ihn verstand und zugleich seine ungültig gewordene Geltung vermisste, wich in der Moderne zugunsten eines Menschenbildes, das die Tatkraft des Körpers mit der Leistungsfähigkeit des Verstandes gleichsetzte. In zahlreichen Architekturprojekten tauchte die Kräftigung des menschlichen Körpers durch Einrichtungen für die sportliche Ertüchtigung auf. Aber während beispielsweise Marcel Breuer das Herrenzimmer einer Wohnung auf das Bett und die Sporteinheit reduzierte, ging Schwarz diese Schritte allenfalls formal mit. In seinem idealen Menschenbild hatte sich die Wandlung von Leib zu Körper, die ausdifferenzierte Auflösung des Leiblichen in einen „erdenschweren“ Körper und einer „vermeintlichen Leichtigkeit irgendeines ‘geistigen’ Prinzips“<sup>152</sup> nicht vollzogen. Er versuchte dagegenzuhalten und die entschwundenen Ideale zu bergen. Gleichwohl war er so modern, neue und zeitgemäße Lösungen dafür zu suchen und keine historisch wirkenden Bauten zu entwerfen. In einer Mischung aus Zuversicht und Wehmut bekannte er, dass nicht mehr so gebaut werden kann wie früher, „denn das Leben ging weiter und unsere aufgegebenen und in die Hand gegebene Wirklichkeit hat ganz andere, vielleicht auch ärmere Form“<sup>153</sup>.



37 Innenraum St.Fronleichnam



38 Marcel Breuer: Herrenschlafzimmer in der Wohnung Piscator in Berlin, 1927

Dieser beschwerliche Kampf der Versöhnung, eine durch Rationalisierungs- und Ausdifferenzierungsprozesse entstandene Wirklichkeit der Moderne mit einem mittelalterlich geprägten Menschenbild zu vereinigen, war ein Grundgedanke in der Arbeit von Schwarz. Er machte dies zeitgleich mit der Realisierung der Fronleichnamskirche auch in einem Artikel deutlich, in dem er „**Neues Bauen?**“<sup>154</sup> kritisch hinterfragte. Aus diesem Text sei daher abschließend eine längere Passage zitiert, der diese mühsame, kampfbetonte Gratwanderung nochmals eindrücklich illustriert: „Die Bewegung [des Neuen Bauens; U.P.] geht ihrer Krisis entgegen, und die wird sie nur überstehen, wenn sie wahrhaftig demütig wird. Sie muß sich über die Fiktion der ‘Zwecke’ und der ‘Sachen’ hinweg liebevoll den Dingen zuwenden und ihren schlichten und tiefen Forderungen entsprechen. Die Bewegung brauchte nichts von ihrer Strenge und ihrer Einfachheit aufzugeben und müßte doch alles aufgeben, sich selbst, dann würde sie demütig. Sie brauchte die Räume einer Wohnung und die Wände einer Straße nicht aufs Neue zu dekorieren und könnte fast alles so lassen, wie es nun geworden ist, und es könnte doch ein liebevolles Haus werden für liebevolle Menschen. Demut liebt die enthaltsamen, die geraden und harten Dinge des täglichen Lebens, denn gerade die einfachen und unverzierten Dinge sind ja die tiefsten und letzten.“<sup>155</sup>

Schwarz ergänzte seine Vorstellungen, bevor er sie in der reduktionistischen Losung von der „Wiedergeburt der Baukunst aus der Armut“ resümiert: „Kein wirkliches Leben kann ohne große Symbole sein, das weiß man auch heute. Aber vielleicht erwachsen uns diese nicht aus künstlerischen Bemühungen, sondern viel eher aus den schlichten Dingen, denn jedes wirkliche Symbol ist ein liebevolles und stilles Ding; es sagt nicht viel, und man kann auch nicht viel darüber sagen, da es etwas ist. Die Ereignisse des schlichten Lebens, Geburt, Ehe und Tod konnten Sakramente werden, und unter den Gestalten von Brot und Wein schenkt sich Christus den Menschen. So käme es darauf an, dass die ‘sachliche’ Baukunst arm würde statt dürftig und demütig statt beschränkt und dass sie aufhörte, ‘Sachlichkeit’ zu sein, und begänne, Dinglichkeit zu werden. Es mag sein, dass man das Wort prägen könnte von einer ‘Wiedergeburt der Baukunst aus der Armut’.“<sup>156</sup>

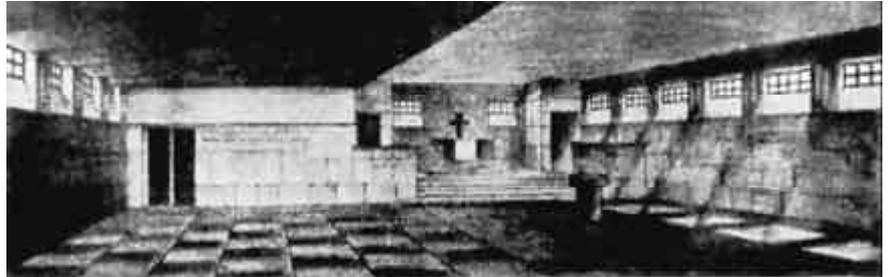
Die Betonung reduktionistischer Qualitäten war dann auch ein markantes Merkmal in der Nachkriegsrezeption der Fronleichnamskirche. Rudolf Steinbach, ein ehemaliger Mitarbeiter von Rudolf Schwarz, gratulierte 1947 in einem offenen Brief seinem „verehrten Freund und Meister“ zum 50. Geburtstag.<sup>157</sup> Wie bei Steffann und vielen anderen blieb auch bei Steinbach, in dieser „Zeit starken und hoffnungsvollen Schaffens“, die Begegnung mit der Fronleichnamskirche prägend. Für ihn zeigte sich in dem Bau „die vollkommene Schlichtheit der Bauidee, die echte und tragfähige Einfachheit“<sup>158</sup>. 1936 führte ihn Alfons Leitl mit seinem Buch „Von der Architektur zum Bauen“<sup>159</sup> erneut vor das anwachsende Werk von Schwarz. Steinbach fand darin „dieselbe Klarheit wieder, den letzten Verzicht auf überflüssige, uns überlieferte, doch nicht mehr eigene und selbsterlebte Form, die sich in ihrem Aachener Raum angebahnt hatte, und die hier einprägsam und deutlich vor die Augen trat und ins Bewußtsein drang“<sup>160</sup>.

### Stephan Hirzel: Entwurf einer Kellerkirche, 1930

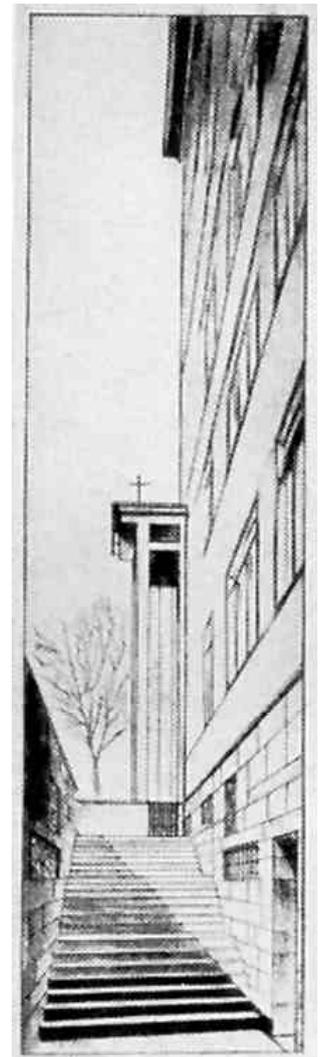
Nicht nur durch den Einsatz neuer Baumaterialien wurde die Kritik einer zunehmenden Profanisierung des Kirchenbaus angefacht. Auch die städtebauliche Integration und Zeichenhaftigkeit war implizit oder explizit Bestandteil dieser Auseinandersetzung. Diesbezüglich gilt im Folgenden eine kurze Betrachtung dem Projekt des Architekten Stephan Hirzel, der in der bisher erschienenen Literatur leider nur unzureichend Beachtung fand.

Hirzel wurde 1899 in Berlin geboren und studierte Architektur an der TH Berlin-Charlottenburg und an der TH Dresden, wo er sein Staatsexamen ablegte. Ab 1925 war er als freier Mitarbeiter bei Prof. Hempel in Dresden tätig, promovierte und war bis 1933 Mitarbeiter im Reichsausschuß für Friedhof und Denkmal sowie Schriftleiter der Zeitschrift „Deutsche Friedhofskultur“. 1945 wurde er Referent für Kunst im Rat der Stadt Dresden, bevor er von 1946 bis zum Februar 1948 zunächst als Dozent an der Hochschule für Werkkunst in Dresden unterrichtete, dort 1948 eine außerordentliche Professur erhielt und schließlich im Sommer 1948 an die Werkkunstschule (Staatliche Werkakademie) nach Krefeld wechselte. Ab 1957 war er Mitherausgeber der Zeitschrift „Kunst und Kirche“.

In einem internationalen Überblick über den protestantischen Kirchenbau im „Baumeister“ vom Januar 1931, nahm sein Entwurf einer Kellerkirche für eine Großstadt eine außergewöhnliche Stellung ein. Wie eine Randbemerkung war das Projekt neben den Kirchenbauten berühmter Kollegen wie Bartning, Elsaesser und Oud der einzige Vorschlag, der versuchte, einen Sakralraum in einen Geschößwohnungsbau zu integrieren. Seine Anregung, mit der er „an die älteste Art einer Großstadtandachtsstätte, die Katakombe“<sup>161</sup> anzuknüpfen versuchte, blieb ohne Resonanz. Das war trotz der von Hirzel ansprechend gezeichneten Perspektiven eine einerseits sicherlich verständliche Reaktion, stand der adäquate Kirchenbau bei den anderen Beispielen doch als bedeutender Baukörper frei und verschwand nicht im Keller eines nichtssagenden Geschößwohnungsbaus einer Blockbebauung. Andererseits bot Hirzel aufgrund der schlechten wirtschaftlichen Lage einen naheliegenden und durchaus diskutablen Entwurf für eine Kirche, der eine vorstellbare Zusammenfügung sakraler und profaner Räume ermöglicht hätte. Assoziiert man mit dem Keller einen Luftschutzraum, hätte dieser Entwurf angesichts des bevorstehenden Luftkrieges und den daraufhin entstandenen Entwürfen eines „luftschutzgerechten Wohnungsbaus“ gar prophetische Züge.



<sup>39</sup> Stephan Hirzel: Entwurf für eine Kellerkirche, 1930



<sup>40</sup> Stephan Hirzel: Entwurf für eine Kellerkirche, 1930

## Paul Tillich

Die Schriften zur „Theologie der Kultur“<sup>162</sup> des 1886 in Deutschland geborenen und 1933 in die USA emigrierten evangelischen Theologen und Philosophen Paul Tillich bilden einen wichtigen Beitrag für das Verständnis von Religion und Kultur in der Moderne und somit auch mittelbar für den Kirchenbau des 20. Jahrhunderts. Tillich war 1920 dem Bund der religiösen Sozialisten beigetreten und lehrte bis zu seiner Emigration neben Theologie auch Sozialphilosophie an der Universität Marburg. Früh formulierte er die These: „Religion ist die Substanz der Kultur, und Kultur ist die Form der Religion“<sup>163</sup>. Entscheidend in der von ihm hergestellten Verbindung zwischen der sakralen und der profanen Welt und damit auch zwischen Kirche und Gesellschaft ist, dass der Kern der Religion von der intentionalen Haltung unabhängig ist.<sup>164</sup> Die Religion gehe zwar formal in der Kultur auf, aber sie sei dem Menschen eingeschrieben und unverlierbar. Dabei macht Tillich - wie es der Theologe Peter Haigis formuliert - eine Art „eschatologischen Vorbehalt“ geltend, denn „unter endlichen Bedingungen sind wir nicht dazu in der Lage, auf intuitive Weise das reale Ineinander von sogenannter ‘profaner’ Kultur und der Dimension des Religiösen wahrzunehmen“<sup>165</sup>. Der Mensch kann sich zwar einen Begriff davon machen, was Kultur sei, aber nicht davon, was hinter der religiösen Substanz stehe. „Das Unbedingte näherhin fassen zu wollen, ist eine Unmöglichkeit für das endliche und selbst nur bedingte Bewusstsein. Die ‘Kategorie’ des Gehalts, die Tillich der religiösen Dimension zuordnet, kann überhaupt nicht in der Weise formuliert werden wie die Kategorie der Form, die der Kultur entspricht.“<sup>166</sup>

Über den Kulturbegriff bekommt die Religion somit bei Tillich auch eine explizit ästhetische Dimension, in die Ausführungen zur Kunst und Architektur integriert sind. Dies führte ihn beispielsweise 1930 zur Aussage, dass der ideale Kirchenraum „der einfache, durch ehrliche Sachlichkeit mächtige Raum vielleicht im Hinterhaus einer Großstadtstraße [...] sein könnte“<sup>167</sup>. Dieser Blick auf eine substantiell religiöse Wirklichkeit der Dinge sickerte letzten Endes in viele Diskussionen um den modernen Kirchenbau ein und blieb somit für die Entwicklung des Kirchenbaus nicht unmaßgeblich.

## Walter Distel: Protestantischer Kirchenbau in Deutschland, 1933

Als Folge der Weltwirtschaftskrise und der damit einhergehenden Veränderungen der politischen und gesellschaftlichen Landschaft reduzierte sich um 1930 die Bautätigkeit in Deutschland. Diese äußeren Rahmenbedingungen lähmten die architektonischen Entwicklungen, die Ende der zwanziger Jahre mit den Bauten der „klassischen Moderne“ international noch epochale Impulse bekommen hatte. In dieser Zeit des Umbruchs erschien 1933 das Buch „Protestantischer Kirchenbau seit 1900 in Deutschland“<sup>168</sup> von Walter Distel. Indem er liturgische Zusammenhänge ausgrenzte, untersuchte Distel funktionale, typologische, materielle und formale Strömungen im protestantischen Kirchenbau von 1900 bis 1930. Im Versuch, die jüngsten Tendenzen seiner Zeit auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, gelangte er zu der nebulösen Aussage: „Alle protestanti-



41

Paul Tillich

schen Kirchenbauten der Gegenwart durchdringt tatsächlich ein gemeinsames Fluidum“<sup>169</sup>. Als qualitative Kriterien, an denen er diese Äußerung festmachte, dienten ihm fast ausschließlich reduktionistische Merkmale: „Der entscheidende Eindruck dabei ist die grundsätzliche Verleugnung jeglicher pompöser Monumentalität. Mit Ornamenten ist man außerordentlich sparsam. Auch die Raumform ist einfach: selten findet sich noch eine mehrschiffige Kirche oder Kreuzanlage, bevorzugt wird überall die schlichte Saalform.“<sup>170</sup>

In diesem Kerngedanken vereinigte Distel stilistisch so unterschiedliche Kirchen wie die Stahlkirche von Otto Bartning und die romanisierende Gustav-Adolf-Kirche von German Bestelmeyer in Nürnberg. Eine derartige Sichtweise wurde nicht zuletzt durch die akzentuierte Betrachtung von innenräumlichen Aspekten möglich. Aus der „Zweckbestimmung“ heraus, dass die protestantische Kirche „Versammlungsraum zum Gottesdienst“<sup>171</sup> sei, erklärt sich seine vertiefende Sondierung auf die Fragen der Ausstattung, Raumform, Akustik und funktionalen Angliederung von Gemeindesälen. Mit dieser Analyse konnte Distel keinen wirklichen Beitrag für die Entwicklung des Kirchenbaus einbringen. Und obwohl bei den Diskussionen in der Folgezeit auf diese Arbeit gelegentlich Bezug genommen wurde, blieb sie ohne erkennbare Nachwirkungen. Aber sie macht exemplarisch deutlich, wie im 20. Jahrhundert der Kirchenbau auch immer wieder auf Aspekte eines Funktionsbaus reduziert wurde und wie auch aus dieser Sichtweise Reduktion als Leitmotiv von Bedeutung war.

### **Künstlerische Strategien auf die kritischen Situationen nach 1918**

Die Architekturgeschichte der Moderne ist auch eine Krisen- und Legitimationsgeschichte der Architektur. Das zeigt sich insbesondere in jenen Phasen, in denen entscheidende historische Brüche sinnstiftende Beiträge provozierten. Für die Situation nach 1945 liegt daher an dieser Stelle schon die Frage nahe, ob es Parallelen zu künstlerischen Strategien gibt, mit denen 1918 auf die Umstände nach dem Ersten Weltkrieg reagiert wurde, als das Ende des Kaiserreiches und des Ersten Weltkrieges gleichfalls eine Sinnkrise heraufbeschworen hatte. Freilich sind die historischen Umstände nicht identisch. Lassen sich doch die Geschehnisse des Ersten Weltkrieges selbst lediglich als Bestandteile - oder auch als Detonationen - eines hochexplosiven Gemischs verstehen, das sich schon vor 1914 zusammengebraut hatte. Das daraus entstandene kulturelle Amalgam, das nach 1918 seine Wirkung entfaltete, war daher eine einzigartige Antwort auf das, was von Künstlern als Katastrophe der Moderne, als Zusammenbruch der Welt und Verfall der Menschlichkeit interpretiert und dargestellt wurde. Trotz allen historischen Unterschieden machten Kunstschaffende in beiden Nachkriegszeiten die Unbeherrschbarkeit der modernen Technik deutlich, wodurch der in seinem Handeln unzulängliche Mensch in den Mittelpunkt der Betrachtungen rückte. Die Befähigung des Menschen zum sittlichen Handeln wurde grundlegend in Frage gestellt. Das Nachdenken über die Unfähigkeit des Menschen führte beide Male zur Dringlichkeit, relevante Werte für eine Neuorientierung zu benennen. Aus dieser Ungesi-

chertheit kulminierte in beiden Fällen auch für Architekten der Zwang zur Legitimation von Architektur. Architekten wollten mit Architektur die Kritik an Technik, Gesellschaft und Kultur auch konstruktiv wirksam werden lassen und die gesellschaftliche Relevanz der Architektur aufzeigen. Wie wurde dieser schöpferische Akt vollzogen? Läßt sich auf die Frage, wie 1945 aus einem Zustand der Depression heraus wieder eine Produktionskraft entstehen konnte, eine historische Parallele zur Situation nach 1918 ziehen? Geben unterschiedliche stilistische Strömungen, die selbst als Reaktion aufeinander verstanden werden können, wie der „Expressionismus“ und die „Neue Sachlichkeit“, Hinweise auf künstlerische Strategien, mit denen nach 1918 aus einer vergleichbaren Situation der Ohnmacht Ansätze für einen Neubeginn gefunden werden konnten?

Obwohl die Vielzahl der unterschiedlichen Ismen dieser Zeit schon in den zwanziger Jahren von Architekturkritikern derart eingeschätzt wurde, „dass Historiker der späteren Zeit nie die Möglichkeit haben werden, sie als zur selben Stunde entstanden erkennen zu können“<sup>172</sup>, lassen sich sowohl die expressionistischen, utopischen Aquarelle der „Gläsernen Kette“ wie auch die für die „Neue Sachlichkeit“ typische Widmung alltäglicher Gegenstände und Situationen als verwandte Reaktion auf die Ereignisse und Erfahrungen des Ersten Weltkrieges verstehen. Wurde doch in beiden Strömungen ein geistiger Neubeginn artikuliert, das Bild von einem neuen Menschen gezeichnet. Beide Strömungen lassen sich als kritische Kommentare einer durch Technisierung, Industrialisierung und Urbanisierung problematischen Moderne verstehen, deren programmatische Beiträge im Dienste einer neuen Gesellschaft mit pazifistischer Grundhaltung verstanden wurden. Einmal war es die Orientierung am Makrokosmos, mittels derer in Utopien wie der „Stadtkrone“ vom „Reich der Gewaltlosigkeit“<sup>173</sup> phantasiert wurde. In diesem Fall wurde versucht, der Wucht der Ereignisse, die den Menschen und ihren vorgeblicher Zivilisiertheit überdeutlich ihre Grenzen aufgezeigt hatte und sie gleichsam am Boden zerstört zurückließ, mit einem gewaltigen Kraftakt genuiner Gestaltungspotenz zu entgegen. Das andere Mal mündete die Zivilisationskritik in eine Versenkung im Mikrokosmos des Alltags. Die Konzentration auf die Dinge des Alltagslebens, wie das Wasserglas auf einem Tisch, ein Stromzähler an einer Kellerwand, der Veilchenverkäufer oder Arbeitslose auf den Straßen der Großstädte waren neben ihrer sozialkritischen Aussage auch Rückzug auf das Basale, etwas konkret aus der Alltagswelt Identifizierbares.

Genauso wie sich die Lebenswirklichkeit in einer realistischen Malerei der Neuen Sachlichkeit niederschlug, lassen sich Strömungen in der Architektur der zwanziger Jahre als kritische Versuche verstehen, den zurückliegenden Ereignissen auf Alltagsebene zu begegnen. Dem konkreten Problem der Menschen wurden realitätsnahe Lösungen vorgeschlagen. Statt auf eine große Idee von Architektur konzentrierten sich die Architekten auf das „einfache Haus“, das nicht mehr einer „sentimentalen Romantik“ folgte, „sondern ein einfaches Zeigen der durch den Grundriß gegebenen Struktur mit den nötigen Maßen und Proportionen der Fenster, Türen usw.“<sup>174</sup> war. Aus der Versenkung in die Gegenstände der Alltagswelt wurde die Kraft für einen geistigen Neubeginn geschöpft und zugleich die Dinge



42

1917

Niklaus Stoecklin: Rheingasse 15,

ideell und spirituell aufgeladen. Posener machte dieses Phänomen an Tessenows Arbeiten der zwanziger Jahre deutlich und zeigte damit auch, weshalb er damit nach 1918 einen besonderen Status einnehmen konnte. Für Posener drückten die Zeichnungen von Tessenow „die Transzendierung der alltäglichen Dinge aus; aber sie beschönigen nicht; es bleiben die alltäglichen Dinge“<sup>175</sup>.

Diese Entsprechung einer verwandten Intention in beiden Tendenzen nach 1918 macht auch einen Stilbruch im Werk von Architekten wie Dominikus Böhm verständlich, in dessen Werk der zwanziger Jahre sich Arbeiten beider Strömungen - der des Expressionismus und der Neuen Sachlichkeit - finden lassen. Für Georg Lill, den damaligen Redakteur der Zeitschrift „Die christliche Kunst“, zeigte dieser Stilbruch in der Arbeit von Böhm keine wirklichen Gegensätze auf. Sowohl der expressionistische Innenraum der Kapelle in Bischhofsheim, der mit der „elementaren Wucht dieser fast vulkanisch aufsteigenden Gußmasse“ durchaus in der Lage ist, Besucher zu „erschrecken“, wie auch die vorgestellte Kirche in Dettingen, der aufgrund ihrer Unscheinbarkeit die Nähe zu einer „Scheune“ attestiert wurde, sah er als vergleichbare Beiträge, mit denen Böhm „aus der Krisis [...] heraus zu einer Lösung drängt, die künstlerisch bedeutungsvoll, kirchlich brauchbar und Priestern wie Gemeinden ehrfurchtsvoll und würdig dünkt“<sup>176</sup>.

Parallelen wurden auch im Werk von Bartning aufgezeigt, der in seinen frühen expressionistischen Entwürfen nicht nur den Leitgedanken der „Kräftespannung“ umsetzte, aus denen „die klangvollen Räume, die atmenden Körper, die bewegten Raum- und Körperfolgen“ entstanden, „die als hinreißender Ausdruck unseres Lebensgefühls uns befreien und beglücken“<sup>177</sup>. In Arbeiten aus dieser Zeit wurde auch gesehen, dass er zu einer „kahlen Nüchternheit“ gelangt, die auf „allen Zierrat“<sup>178</sup> verzichtet und „mit den einfachsten Mitteln“<sup>179</sup> uns „eben nur den baren Zweck, gewissermaßen des Lebens Notdurft“<sup>180</sup> gegenüberstellt.

### **Kirchenbau im Nationalsozialismus**

Auf die Fragen, wie sich die Kirchenbauaktivitäten in den Jahren der nationalsozialistischen Diktatur entwickelten, welche Tendenzen und Leitbilder im Kirchenbau dominierten, gibt es bisher leider nur fragmentarische Antworten, die darüber hinaus teilweise sogar widersprüchlich wirken.

In den ersten Jahrzehnten nach dem Krieg dominierte die Auslegung, im Nationalsozialismus wären wenig bis keine Kirchen gebaut worden oder zumindest sei „die Entwicklung im Kirchenbau“ - so eine der Formulierungen - „in Deutschland durch den Nationalsozialismus in viel stärkerem Maße unterbrochen worden als die der Architektur überhaupt“<sup>181</sup>. Diese Meinung wurde insofern bestärkt, da aufgrund der nationalsozialistischen Kulturpolitik die Vermittlung kirchenbaulicher Grundlagen und kirchlicher Kunst an den Hochschulen zunehmend eingeschränkt und nach einigen Jahren vollständig eingestellt wurde. Somit wurde auch einer Unterweisung und zeitnahen Diskussion auf dieser Ebene ein Ende gemacht. Hugo Schnell lässt in seinem umfangreichen Standardwerk zum „Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in Deutschland“<sup>182</sup> die Bautätigkeit ab Mitte der Dreißiger Jahre sogar auf die lapidare Aussage zusammenschrumpfen: „Von

1936/1937 bis 1945 konnten nur wenige Kirchen errichtet werden.<sup>183</sup> Er ergänzt diese Feststellung mit der Aufzählung von fünf evangelischen Kirchenneubauten aus dem Jahr 1937. Bestätigt wurden derlei pauschalisierende Äußerungen durch Schilderungen und Anschuldigungen, wonach in einigen Fällen die Gestapo oder höhergestellte Parteimitglieder Rettungsaktionen bombengeschädigter Kirchen behindert hätten oder den zu Hilfe eilenden Gemeindemitgliedern mit Anzeigen gedroht hätten. Die geringe Menge der Dokumente in den Kirchenarchiven, die derartige Vorfälle beschreiben oder andeuten, legen jedoch den Verdacht nahe, dass es sich eher um Einzelfälle handelte. Als weiteren Grund für einen ausgebliebenen Kirchenbau wurde auf Anordnungen der nationalsozialistischen Baupolitik verwiesen, die durch strenge Reglementierung der Baustoffe den Kirchenbau unmöglich gemacht hätten. Dies wog um so gravierender, da nach Bekunden vieler Gemeinden seit ungefähr 1930 ein erhebliches Defizit an Kirchenbauten herrschte, das nicht ergänzt werden konnte. Als Konsequenz aus dieser angeblich zwangsweise verordneten Untätigkeit im Kirchenbau entstand nach 1945 der Eindruck, dass es im Gegensatz zu anderen Bauaufgaben bis Kriegsende keine Neubauten und keine Leitbilddiskussion gab. Folglich galt aus dieser Sichtweise das Jahr 1945, noch stärker als für andere Bauaufgaben, als Zeitpunkt eines Neubeginns mit einer neu zu erweckenden Diskussion um einen zeitgemäßen Kirchenbau.

Diesen Aussagen stehen jüngere Forschungsarbeiten gegenüber, die ausgehend von spezifischen Fragestellungen eine durchaus rege Bautätigkeit nachweisen. Keine dieser Untersuchungen bietet jedoch einen Überblick über die Bautätigkeit im Nationalsozialismus, sondern sie beschränken sich auf monographische oder geographische Zusammenhänge. So hat beispielsweise Birgit-Verena Karnapp für den Kirchenbau in Bayern gezeigt, dass in der Zeit von 1933 bis 1945 sehr wohl Kirchen gebaut wurden, in den ersten Jahren sogar mehr geplant und realisiert wurden als vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten. Sie erklärt die ansteigende Bautätigkeit unter anderem damit, dass das kirchliche Bauwesen in München in hohem Maße in die Konzeption der Arbeitsbeschaffung einbezogen wurde.<sup>184</sup>

Den Kirchenbauten, die German Bestelmeyer, Albert Bosslet und Dominikus Böhm in der Zwischenkriegszeit bauten, widmete sich der Kunsthistoriker Holger Brülls.<sup>185</sup> Er zeigte nicht nur, dass diese Architekten auch nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten noch Kirchen realisieren konnten. Überdies wies er nach, dass die „Wiederaufnahme romanischer Bauformen und antimoderner Kulturkritik im Kirchenbau“<sup>186</sup> im Nationalsozialismus eben auch im Sinne einer sich widerspiegelnden Wertediskussion zu verstehen ist und die Dominanz romanischer Stilelemente durchaus Leitbildcharakter hatte.

Etwas anders sieht es Kerstin Englert für Berlin, die eine zuvor nur unzureichend kommentierte Kirchenbautätigkeit im nationalsozialistischen Berlin aufzeigte.<sup>187</sup> Anhand von 35 Kirchenbauten und Gemeindehäusern mit separaten Gottesdiensträumen, die von 1933 bis zum Neubauverbot 1940



<sup>43</sup> German Bestelmeyer: Gustav-Adolf-Kirche in Nürnberg-Lichtenhof, 1930

entstanden sind, legt sie dar, dass sich im Kirchenbau „unterschiedliche Tendenzen verbanden“<sup>188</sup>. Das ansonsten gängige Modell in der nationalsozialistischen Architektur, wonach in Abhängigkeit der Bauaufgabe ein Stil dominierte, sieht sie im Kirchenbau nicht. Stattdessen flossen in den Berliner Kirchenbau dieser Zeit zweierlei Strömungen: Einerseits „mittelalterliche Bauformen - mit dem Leitbild der romanischen Architektur -, andererseits die Formensprache des Expressionismus und der Neuen Sachlichkeit“<sup>189</sup>.

Diese gegensätzlichen Aussagen zum Vorhandensein einer Kirchenbautätigkeit im Nationalsozialismus sind jedoch nur vordergründig widersprüchlich. Auch wenn ein Übersichtswerk zum Kirchenbau im Nationalsozialismus bislang noch nicht veröffentlicht wurde, liegt es dennoch auf der Hand, dass die Zeit von der „Machtergreifung“ 1933 bis zur Kapitulation 1945 hinsichtlich der Kirchenbauaktivitäten mindestens in zwei Phasen, wenn nicht gar in drei Phasen eingeteilt werden muß. In einer ersten Phase, bis 1939, gab es durchaus eine mitunter betriebsame Bautätigkeit. Diese ging mit Kriegsbeginn in einem nächsten Stadium zurück und reduzierte sich mit der Kriegswende 1942/43 bis zur Kapitulation fast ausschließlich auf improvisierte Behelfsbauten und Substanzsicherungen. Der kulturpolitische Kontext, in dem die Kirchen im Nationalsozialismus einer Bautätigkeit nachgehen konnten, war insgesamt allerdings so einengend, dass die bis circa 1933 geführte Debatte um das Verhältnis von Sakralität und Profanität sowie die Einflüsse der Liturgischen Bewegung im Kirchenbau nicht mehr ausschlaggebend waren.

### **Kirchenbau von 1933 bis 1939**

Zunächst wurde nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten allerdings ein im Oktober 1931 von der Evangelischen Kirchenkanzlei selbst angeordneter Erlaß, wonach „bis zum 31. März 1934 kirchliche Neubauten nicht in Angriff genommen werden dürften“<sup>190</sup>, von der obersten Stelle der evangelischen Kirche in Deutschland wieder aufgehoben. Da die Kirchengemeinden in der Vergangenheit bei „Neubauvorhaben in finanzieller Hinsicht die notwendige Vorsicht und Überlegung“ bewiesen hätten, wurde vom Oberkirchenrat von „einer Erneuerung des grundsätzlichen Verbots kirchlicher Neubauten“<sup>191</sup> abgesehen. Ein anderer Grund mag darin gelegen haben, dass sich nach 1933 die wirtschaftliche Lage wieder verbessert hatte und auch im kirchlichen Bereich wieder gebaut werden konnte. Gleichzeitig wurden die Landeskirchen aufgefordert, angesichts der zurückgewonnenen Autonomie als kirchliche Bauaufsichtsbehörde alle Neubauten und größere Instandsetzungsarbeiten „in jedem einzelnen Falle auf das sorgfältigste zu prüfen“<sup>192</sup>.

Diese Selbständigkeit war jedoch trügerisch, da aufgrund der volkswirtschaftlichen Situation kaum eine Gemeinde über ausreichende Mittel verfügte, um das Defizit an Kirchenbauten zu beheben. Bereits zwei Monate später, am 8. Mai 1934, vermeldete wieder ein vertrauliches Rundschreiben der Deutschen Evangelischen Kirchenkanzlei die Kürzung der Zuschüsse aus den gesamtkirchlichen Fonds sowie eine Nachprüfung der bereits ge-

gebenen Zusagen. Um sich einen Überblick über alle in nächster Zeit „zu erwartenden notwendigen kirchlichen Bau- und Instandsetzungsarbeiten (einschl. Erneuerungsarbeiten an Orgeln, Glocken und an der Inneneinrichtung) zu verschaffen, deren Finanzierung den zuständigen kirchlichen Stellen nicht aus eigener Kraft unter Heranziehung Drittverpflichteter usw. möglich ist“<sup>193</sup>, bat die Kirchenkanzlei um die „Ausfüllung und Einreichung einer Nachweisung nach beiliegendem Muster“<sup>194</sup> innerhalb weniger Wochen.

Mit einer abschließenden Anmerkung begründet sich der Vermerk „Vertraulich“, der möglicherweise der eigentliche Grund für das Rundschreiben war. Im Schlußpassus teilte die Kirchenkanzlei nämlich mit: „Im übrigen bemerke ich vertraulich, dass mir die erforderten Unterlagen möglicher Weise auch als Material für die Vertretung der kirchlichen Belange bei etwaigen neuen Arbeitsbeschaffungsprogrammen des Reichs usw. wertvoll sein werden; ich bitte auch unter diesem Gesichtspunkt um schleunige und gründliche Erledigung meines Ersuchens.“<sup>195</sup>

Dass es Ende der 30er Jahre in der Selbsteinschätzung der Landeskirchen allerorten einen grundsätzlichen Bedarf an Kirchen gab, liegt außer Zweifel. Das bestätigen beispielsweise auch zahlreiche Briefe aus dem Frühjahr 1939 an den evangelischen Oberkirchenrat.<sup>196</sup> Auf die Frage, wieviel Kirchenbauten letztendlich in den ersten Jahren nationalsozialistischer Herrschaft entstanden sind, lassen sich unter Vorbehalt zumindest in Bezug auf den evangelischen Kirchenbau für die Zeit zwischen 1933 und 1942 detailliertere Angaben machen. Denn im Frühsommer 1942 erhielt der evangelische Oberkirchenrat eine Anfrage von der Reichsbahnzentrale für den deutschen Reiseverkehr, wieviel evangelische Kirchen seit 1933 in Deutschland gebaut wurden und bat - höchstwahrscheinlich für Werbezwecke - um Fotografien der Neubauten, woraufhin dieses Anliegen an die altpreußischen Konsistorien weitergetragen wurde.<sup>197</sup>

Das Ergebnis überrascht etwas und ist nicht ohne weiteres zu erklären. Wie Birgit-Verena Karnapp dargestellt hat, berichtete der Landeskirchenrat aus München von einer regen Bautätigkeit. Insgesamt seien in seinem Verwaltungsbereich 31 Kirchenbauten, davon zehn Kleinkirchen und Kapellen in dieser Zeit entstanden. Eine ähnlich hohe Zahl vermeldete der Oberkirchenrat Baden aus Karlsruhe. Dort waren immerhin 28 Kirchen gebaut worden. Diese relativ hohe Quote konnten jedoch nicht alle Landeskirchen vermelden. Meldete der Oberkirchenrat Württemberg noch fünf Stadtkirchen sowie fünf Klein- und Siedlungskirchen, der Landeskirchenrat der Pfalz aus Speyer noch neun Neubauten, das Landeskirchenamt Sachsen insgesamt nur sechs Kirchen, die Braunschweigische Landeskirche fünf und die Ämter in Hamburg und Kassel jeweils vier Kirchenbauten - einschließlich der Umbauten -, bildeten die Landeskirchen in Kiel mit nur zwei Kirchen, Bremen mit drei Kirchen, Mecklenburg mit einer Kapelle, Anhalt mit zwei Dorfkirchen und Lübeck mit einer Kirche noch nicht die geringsten Zahlen. Denn mehrere Landeskirchen vermeldeten mit einer knappen „Fehlanzeige“, dass bei ihnen zwischen 1933 und 1942 keine Kirchenneubauten entstanden sind. Diese Mitteilung erreichte die Haupt-

geschäftsstelle in Berlin von den Landeskirchen aus Nassau-Hessen, Thüringen, Oldenburg, Eutin sowie dem lippischen Landeskirchenamt aus Detmold, dem schaumburg-lippischen Landeskirchenamt aus Bückeberg, sowie der deutschen Brüder-Unität aus Herrnhut. Selbst aus den besetzten Gebieten im Sudetenland und in Böhmen und Mähren wurden insgesamt nur vier Neubauten gemeldet und der Oberkirchenrat des ehemaligen Österreichs aus Wien konnte aus den insgesamt sieben Reichsgauen nur elf Kirchenneubauten vermelden.

Auch wenn nicht auszuschließen ist, dass diese Angaben aus einem Kalkül heraus nicht jedesmal exakt gemacht wurden, zeichnete sich eine recht uneinheitliche Kirchenbautätigkeit ab, die sich sicherlich nicht nur über ein Nord-Süd-Gefälle oder über den jeweiligen Bedarf erklären läßt. Vielmehr ist zu vermuten, dass die Landeskirchen unterschiedliche Möglichkeiten hatten und regional eine ungleiche Unterstützung von politischer Seite erfuhren. Dass die Deutsche Evangelische Kirchenkanzlei in Berlin zumindest die Integration der Kirchenbautätigkeit in ein staatliches Arbeitsbeschaffungsprogramm erwogen hatte, zeigt das zitierte vertrauliche Schreiben an ihre Konsistorien vom Mai 1934.<sup>198</sup> Wieweit die bauwirtschaftlichen Interessen und Verflechtungen zwischen Kirche und den unterschiedlichen Ebenen des NS-Regimes bis 1939 reichten, wäre eine lohnende Forschungsarbeit.

### **Situation mit Kriegsbeginn**

Mit Kriegsbeginn im September 1939 erreichte die kirchlichen Ämter ein von Fritz Todt - dem seit Dezember 1938 Generalbevollmächtigten der Bauwirtschaft - unterzeichnetes Rundschreiben, in dem eine „Bausperre“ befohlen wurde.<sup>199</sup> Darin wurde angeordnet, „dass ab sofort bis zunächst zum 1. Oktober Bauvorhaben, die auf der Baustelle noch nicht in Angriff genommen sind, nicht mehr begonnen werden dürfen.“<sup>200</sup> Davon ausgenommen waren „alle die Maßnahmen, deren sofortige Inangriffnahme als staatspolitisch wichtig anerkannt worden ist; ferner Bauten, die unmittelbar der Landesverteidigung dienen, alle Baumaßnahmen des Wohnungsbaues, ausgeschlossen Luxuswohnungen“<sup>201</sup>. Somit fielen alle kirchenbaulichen Maßnahmen unter diese Bausperre, die durch ein späteres Schreiben, mit noch stärkeren Einschränkungen, auf unbestimmte Zeit verlängert wurde.<sup>202</sup>

Dennoch wurde die Situation in den ersten Kriegsjahren zunächst nicht durchgängig als kirchenbaueindlich eingeschätzt. Selbst Otto Bartning, dem keine ideologische Nähe zum Nationalsozialismus unterstellt werden kann, der stattdessen versuchte, „mit stillem Widerstand durchzustehn“<sup>203</sup> und daneben mit höher gestellten Persönlichkeiten der evangelischen Amtskirche in Kontakt stand und daher über wichtige kirchliche Belange informiert war, glaubte in dieser Zeit noch an eine ungebrochene Entwicklung in der Kirchenbautätigkeit. In einem Interview für einen Kurzwellensender, der allwöchentlich in die USA gesendet wurde, um „das Positive und Aufbauende“<sup>204</sup> in Deutschland aufzuzeigen, stellte Otto Bartning zum Jahresende 1940 die Situation folgendermaßen dar: „Bis zum Ausbruch des Krieges war die Bautätigkeit der Kirche außerordent-

lich lebhaft und zwar nicht nur in Kirchbauten, sondern auch im Bau von Gemeindehäusern und Pfarrhäusern. Mit Beginn des Krieges, 1939, [...] wurde allgem. Bautätigkeit natürlich eingeschränkt. Aber viele Projekte sind in Vorbereitung.“<sup>205</sup> Bartning erwartete offensichtlich nicht nur die Fertigstellung dieser Projekte, sondern auch eine rege Bautätigkeit für die alsbald von der NS-Propaganda mit dem Jahr 1942 angesetzte Nachkriegszeit.

### **Besprechung beim Evangelischen Oberkirchenrat im Juli 1940**

Erwartungshaltungen dieser Art gab es auch bei anderen Architekten, weshalb in vielfältiger Hinsicht strategische Überlegungen angestellt wurden. Auf Anregung des Hamburger Architekten Bernhard Hopp fand am 12. Juli 1940 beim evangelischen Oberkirchenrat in Berlin eine Begegnung statt, bei der neben Bartning und Hopp der Oberkirchenrat Dr. Dobert, die Architekten Gerhard Langmaack aus Hamburg und Winfried Wendland aus Berlin sowie die beiden Sachbearbeiter des Oberkirchenrates Walther Heyer und Oskar Söhngen anwesend waren.<sup>206</sup> Inhalt der Unterredung war die zentrale Erfassung der kirchlichen Bauvorhaben, wobei Hopp offensichtlich die Vorstellung hatte, dass durch die in Osteuropa eroberten Länder ein Bedarf an Kirchenbauten entstünde, den es neben den sonstigen Bauwünschen der Landeskirchen zu klären gelte. Dazu sollte durch eine erneute Anfrage bei den Konsistorien eine zentrale Erfassung der kirchlichen Bauvorhaben erstellt werden. Zentrales Problem war nach wie vor die Beschaffung des Baumaterials. Die Kontingentierung der Baumaterialien erzeugte erhebliche Schwierigkeiten für die Bautätigkeit der Gemeinden. Die Teilnehmer der Besprechung waren sich deshalb dahingehend einig, „dass die altpreussische Kirche bzw. die DEK als Kontigentträgerin in Erscheinung treten müsste, um mit einiger Aussicht auf Erfolg die Ansprüche der Kirchengemeinden vertreten zu können“<sup>207</sup>.

Im Rahmen dieser Unterredung ist eine Wortäußerung Bartnings protokolliert, wonach er „aus einer Besprechung“ zu berichten wußte, „dass die beiden christlichen Kirchen auch noch im vergangenen Jahre neben und hinter dem Staat und vor der Industrie die grössten Bauherrinnen gewesen“<sup>208</sup> seien. Bartning weiter: „Der Führer hat am Tage des Waffenstillstandes von Compiègne einen Erlass unterzeichnet, wonach die Arbeiten an der Neugestaltung Berlins unverzüglich wieder aufzunehmen seien. Es ist damit zu rechnen, dass auch andernorts die Bautätigkeit schon sehr bald wieder aufleben wird. Es gilt darum, unverzüglich eine Zusammenstellung über den Bedarf sämtlicher ev. Kirchengemeinden vorzunehmen, und zwar geteilt nach dem Bedarf für Renovierungen und für Neubauten.“<sup>209</sup>

Es ist anzunehmen, dass dies keine vereinzelte Meinung war. Vielmehr findet sich auch noch an anderen Stellen ein derartiges Vertrauen in die Zukunft. So verbreitete die „junge Kirche“<sup>210</sup> im September 1940 eine Meldung der Erzdiözese Köln, wonach eine allgemeine Kirchenkollekte für Kirchenbauten eingesammelt wurde. Die Initiatoren dieser Kollekte begründeten ihre Überlegung mit den Worten: „Nach dem Kriege wird voraussichtlich eine lebhaftere Bautätigkeit einsetzen, die auch den Bedarf

an Kirchenraum mit sich bringen wird. Es ist deshalb zu begrüßen, dass sich die kirchlichen Behörden schon jetzt für diese zusätzlichen Aufgaben rüsten und Mittel ansammeln, die dann eingesetzt werden können.“<sup>211</sup> Auch der Oberkirchenrat der evangelischen Kirche forderte seine Landeskirchen im März 1941 zum wiederholten Male auf, über einen beiliegenden Meldebogen die jeweiligen Planungen für die Zeit „nach Beendigung des Krieges“ mitzuteilen.<sup>212</sup> Die „Erhebung über die nach Beendigung des Krieges beabsichtigten Bauvorhaben“ sollte abermals als eine Argumentationshilfe für „Verhandlungen zur Erlangung der Baustoffkontingenten“ dienen, da für „die im ersten Baujahr nach dem Kriege von den Kirchengemeinden beabsichtigten kirchlichen Neubauten“ eine „Materialzwangsbewirtschaftung“ erwartet wurde. Indes wurden dabei die Bedingungen eines Kriegsendes und die weiteren Umstände völlig unberücksichtigt gelassen.

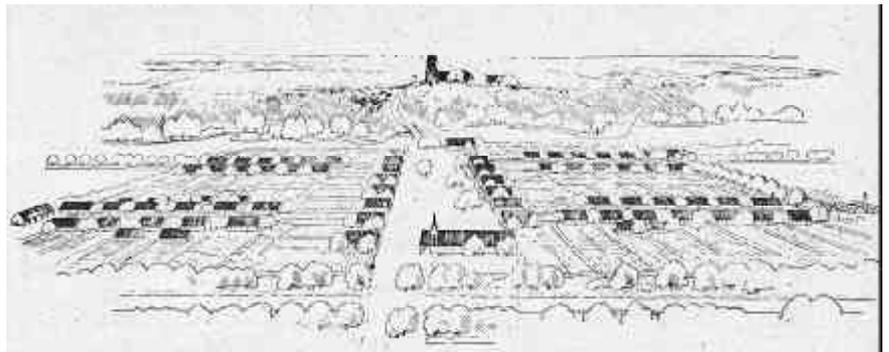
### **Situation mit der Kriegswende 1942/43**

Dieses Vertrauen in die nähere Zukunft wurde freilich nicht erfüllt. In einer zweiten Kirchenbauphase im Krieg, die ab 1942 durch die zunehmende Bombardierung der Städte die zerstörerische Wucht des Krieges zu den Zivilisten in die Heimat brachte, veränderten sich auch die Möglichkeiten, neue Kirchen zu bauen. Zudem reagierten Architekten nur vereinzelt mit Entwürfen für Kirchen, die sich den veränderten Lebensbedingungen unter den Bombardements der Luftangriffe und daraus resultierenden städtebaulichen Anforderungen anpaßten. Zwar hätte sich schon der Entwurf von Stephan Hirzel für eine evangelische Kellerkirche von 1930 in die Planungen der kriegstauglichen Wohngebäude integrieren lassen. Auch die 1938 von Emil Steffann für eine katholische Gemeinde entworfene unterirdische „Luftschutzkirche“ verband die baulichen Anforderungen an die Kriegstauglichkeit mit dem urchristlichen Motiv der Katakombenkirche und hätte als Reaktion auf die Begebenheiten verstanden werden können. Die Berücksichtigung und Umsetzung der Vorschläge fand aber trotz Unterstützung von kirchlicher Seite bei den politisch Verantwortlichen keine Beachtung. Die Entwürfe blieben unrealisiert. Ihnen bleibt rückblickend allein die Anerkennung, dass sie als radikale und innovative Entwürfe für Kirchenbauten aus den Vorkriegsjahren für die Kriegszeit hätten verstanden werden können. Eine diesbezügliche Beachtung blieb ihnen aber bis heute verwehrt.

Von offizieller Seite wurde den evangelischen Gemeinden, die über Raumnot bei der Ausführung von Gottesdienstfeiern klagten, in dem von Gerhard Kunze erstellten „Kirchenbuch für Kriegszeiten“<sup>213</sup> nur phrasenhaft geraten: „Es muß alles nach Raum und Zeit entschieden werden, und auch die ländlichen Gemeinden sind an eine gewisse Elastizität zu gewöhnen“<sup>214</sup>. Außerdem wurde für die Besiedlungsvorhaben der okkupierten Länder spätestens 1943 deutlich, dass keine Kirchenbauten vorgesehen waren. Im 1943 erschienenen „Bauhandbuch für den Aufbau im Osten“<sup>215</sup> wurden die Kirchenbauten im städtebaulichen und gesellschaftlichen Gefüge kurzerhand durch „Gemeinschaftsbauten“<sup>216</sup> ersetzt. Sie sollten „den baulichen Höhepunkt des Dorfes [...] als Ausdruck und Sammelpunkt des

Gemeinschaftslebens bilden. Sie müssen als Mittelpunkt des Dorfes eine über das Alltägliche hinausgehobene Gestaltung erfahren.“<sup>217</sup> Dieser Austausch der Institutionen wurde zwar deutlich ausgesprochen, war aber schwerlich sichtbar, da in den dazugehörigen Zeichnungen der städtebaulich bedeutende Standort und die typische Form der Dorfkirchen erhalten blieb, aber jetzt als Gemeinschaftsbau den nationalsozialistischen Zwecken dienen sollte.

Selbst Bartning dürfte mit Verlauf des Krieges seinen Optimismus kaum noch bewahrt haben. Dennoch freute er sich voller Zuversicht im April 1943 noch „auf den Tag, an dem ich mich dieser Arbeit [dem Kirchenbau; U.P.] wieder zur Verfügung stellen darf“<sup>218</sup>. Bartning äußerte diese Hoffnung zu einem Zeitpunkt, an dem sich eine dritte Phase schon deutlich abzuzeichnen begann. Denn mit der Kriegswende im Winter 1942/43 mußte selbst den Hoffnungsvollsten klar geworden sein, dass der Kirchenbau nur noch eine äußerst marginale Rolle spielte.



Für die Kirchengemeinden verschärfte sich die Situation zusehends. Durch die Zerstörung der Kirchen sahen sich immer mehr Gemeinden genötigt, mit ihren Veranstaltungen in nicht kirchliche Räume auszuweichen. Die manchen Gemeinden bereits vor dem Luftkrieg als Betsäle oder Notkirchen dienenden Schulräume oder private Räumlichkeiten wurden vielfach für eine solche Nutzung verboten oder gar Kirchenräume beschlagnahmt, was erwartungsgemäß zu Protesten seitens der Kirchenführungen führte. Trotz einer Nutzungszusage des Reichsministers für kirchliche Angelegenheiten, der die „kircheneigenen Räume“ bzw. „gemieteten Räume [...], die von einer Kirche seit längerer Zeit benutzt werden“<sup>219</sup>, zugestand, kam es vielerorts wohl immer wieder zu Verboten und Entziehungen der Räumlichkeiten, die den sonstigen Raumangel erhöhten. Außerdem nahmen im Laufe der Kriegsjahre die Restriktionen der nationalsozialistischen Machthaber zu und verunmöglichten schließlich die ohnehin schon stark eingeschränkten Realisierungsmöglichkeiten von Kirchenbauten.

Gleichzeitig nutzten die Nationalsozialisten die Zerstörung der Kirchen durch die Alliierten zu Propagandazwecken. Jede weitere Meldung einer verwüsteten Kirche wurde von ihnen auf „das Schuldkonto der Luftgangster“<sup>220</sup> verbucht. Neben Schulen und Krankenhäusern boten sich Kirchen für diese Art der Agitation natürlich an, wobei man für die Kirchen nicht ihre identitätstiftende Wirkung für eine Gemeinde oder eine friedliebende Haltung des christlichen Glaubens hervorhob. Alleinige Entgegnung für die Stimmungsmache war die Klage über „die berühmtesten und mehr als tausend Jahre alten Baudenkmäler“<sup>221</sup>. Die Kirchenbauten galten allenfalls als nationale Baudenkmäler, mehr nicht.

<sup>44</sup> Als „Planungsbeispiel aus dem Warthegau“ wurde 1943 der Entwurf des Architekten Vogel im Bauhandbuch für den Aufbau im Osten präsentiert. Im Vordergrund der „Gemeinschaftsbau“.

## Denkschrift von Bernhard Hopp aus dem Jahr 1942

Davon, dass den Kirchen ihre immer geringer werdende Stellung - nicht nur hinsichtlich des Kirchenbaus - bewußt gemacht wurde, zeugt eine vom Hamburger Architekten Bernhard Hopp erstellte Denkschrift vom Februar 1942, die vom evangelischen Oberkirchenrat zur Kenntnisnahme an alle Landeskirchen weitergeleitet wurde und sich auch auf andere Konfessionen beziehen läßt.<sup>222</sup> In Erkenntnis, dass sich „in den letzten Jahren und vor allem seit Ausbruch des Krieges [...] die Voraussetzungen für den Kirchenbau, sowie auch für alle sonstigen kirchlichen Bauten in einigen entscheidenden Punkten geändert“<sup>223</sup> hatten, führte Hopp die sich daraus ableitenden Veränderungen für kirchliche Bauten und ihre Bauteile auf. Für Gemeindehäuser stellte er fest: „Nach dem Willen des Führers soll im Bereich jeder politischen Ortsgruppe ein Gemeinschaftsbereich gebaut werden. Mit dem Gemeinschaftshaus wird das ev. Gemeindehaus in vieler Hinsicht in Frage gestellt.“<sup>224</sup> Ähnlich ordnete er den Stellenwert der Kindergärten ein, da sie „bereits weitgehendst von der NSV übernommen worden“<sup>225</sup> waren. Als Folge dieser Zuweisung ergab sich für ihn: „Die Betreuung der Kleinkinder ist in Zukunft als kirchliche Aufgabe nicht erwünscht. Infolgedessen werden Räume oder Bauten für Kindergärten in Frage gestellt.“<sup>226</sup>

Die städtebauliche Stellung der Kirchenbauten beschränkte er nicht auf den Turm, obgleich er an ihm die zeichenhafte Wirkung der Kirche festmachte: „Die Raumordnung sieht vor, den bisherigen kirchlichen Mittelpunkt einer Ortschaft durch einen politischen Mittelpunkt zu ersetzen. Infolgedessen wird der Turm in Verbindung mit dem Parteiforum, oder in kleineren Ortschaften mit dem politischen Gemeinschaftshaus zu denken sein. Beherrschende Kirchenbauten treten infolgedessen zurück zu Gunsten eingeordneter Kirchenbauten mit einer äußerlich nicht bestimmenden Architektur.“<sup>227</sup> Bezüglich des Denkmalwertes vieler Kirchen ging Hopp auch auf die Nutzung als nationalsozialistische Weihestätte ein: „Die Verwendung großer denkmalswichtiger Kirchenbauten für Weihestätten ist in einzelnen Fällen durchgeführt. Einer weiteren Ausbreitung solcher Absichten steht die klare Äußerung des Führers entgegen, wonach sich kirchliche Räume als nationalsozialistische Weihestätten grundsätzlich nicht eignen.“<sup>228</sup>

Eine auch von ihm festgestellte „steigende Scheu der Behörden, [...] sich mit kirchlichen Bauvorhaben zu befassen“, wird von ihm nicht kritisiert, sondern versteht sich bei ihm eher als vorbereitende Maßnahme, da „auch bereits genehmigte Vorhaben einer erneuten Prüfung unterzogen werden“<sup>229</sup> sollten. Schließlich kam Hopp zu dem eigentlich vernichtenden Resultat: „In steigendem Maße wird der Kirchenbau als eine nicht mehr bestehende Aufgabe behandelt. In den neugeplanten Siedlungen, Dörfern und Städten sind Kirchbauten nicht mehr vorgesehen. Das bedeutet einen Verzicht auf monumentale Kirchbauten, beherrschende Plätze, auf den Turm, unter Umständen auch auf Glocken, so dass die Gemeinden auf manches verzichten müssen, was ihnen bisher der Würde des Baues wegen notwendig erschien.“<sup>230</sup>

Die Bewertung dieses Fazits fällt bei Hopp jedoch nicht negativ aus. Vielmehr das Gegenteil ist der Fall: „Die Beschränkung ist keineswegs zu beklagen; sie kann einen Gewinn bedeuten, zumal die Monumentalität nicht auf große Ausmaße angewiesen ist und die Armut der Kirche Christi erkennbar sein darf. Durch die notwendige Angliederung verschiedener 'kircheneigener Räume', sowie die enge bauliche Zusammenfassung verändert sich das äußere Bild. Die Gruppierung der Räume um einen freien Innenraum wird oft gegeben sein. Zur Hauptsache aber wird die Kirche durch die Not der Zeit zu einfachsten Bauten kommen, die sich bei großer Schlichtheit im Äußeren durch einen bestimmten inneren Wert auszeichnen.“<sup>231</sup>

Dem zwangsweise verordneten Rückzug versucht er demzufolge eine optimistische Wendung zu geben. Die konsequente Ableitung für einen adäquaten Kirchenbau war für ihn daher die „Notkirche“<sup>232</sup>, die er in einer kurzen Beschreibung der kirchlichen Bauten noch vor den Kapellen, den ländlichen Pfarrstellen, der städtischen Pfarrkirche und Superintendentur (Propstei) sah. Diese Notkirche beschrieb er folgendermaßen: „Die oft notwendige erste Aufgabe ist der kleinste Bau mit ca. 100 Plätzen, ein Raum, in dem Gottesdienst und Unterricht, Besprechung und Zusammenkunft jeder Art stattfinden kann, Baukosten etwa RM 15.000.-, überbaute Fläche etwa 100m<sup>2</sup>, das Dach möglichst offen, die Ausstattung einfach aber würdig, [...]. Die Notkirche ist zur Hauptsache für Filial- oder Diasporagemeinden gedacht und kann als kleiner Bau eine durchaus letzte Lösung bedeuten. Es wäre falsch, hierunter eine Behelfskirche zu verstehen, die deshalb einer geringen Sorgfalt bedarf. Wenn Mittel und Möglichkeit es gestatten, kann ein Kleinbau auch einmal reicher durchgebildet und ausgestattet werden.“<sup>233</sup> Mit dieser Beschreibung einer Notkirche reihte sich Hopp einerseits in die offizielle Sprachregelung ein, bestätigte den zwangsweise eingeschlagenen Weg der Einschränkung und ebnete andererseits den Weg für den Bautyp der Notkirche, die kurze Zeit später mit den gleichen Attributen und Argumenten dargestellt und allerorts gebaut wurde.

Vermutlich war das Gutachten von Bernhard Hopp mitentscheidend, dass sein Büropartner Rudolf Jäger, der auch nach dem Krieg in der Kirchenkommission Hamburg die ev.-luth. Kirchengemeindeverbände Altona, Ottensen und Blankenese vertrat, von Hans Asmussen, dem Leiter der Kirchenkanzlei, als Fachmann für ein Gutachten zum Kirchenbau genannt wurde.<sup>234</sup> Da „zu den Aufgaben, welche die Landeskirchen in besonderem Maße beschäftigen werden, [...] die Wiederherstellung, resp. der Neubau zerstörter Kirchen und anderer kirchlicher Gebäude“ gehörte, wurden für eine weitere gemeinsame Ausrichtung die Landeskirchen bis April 1946 erneut um eine Übersicht ihrer Bauvorhaben gebeten. Um den Kirchenbau in der evangelischen Kirche nahm sich dann jedoch das zuvor gegründete HEKD an, weswegen die obere Kirchenkanzlei von dieser Aufgabe weitestgehend entbunden wurde.

### Situation nach 1943

Aufgrund der Aktenlage ist davon auszugehen, dass die nationalsozialistische Zielsetzung, die im Gutachten von Hopp beschrieben wurde, in Kirchenkreisen bekannt war. Allerdings ist es schwer abzuschätzen und unmöglich zu pauschalisieren, inwieweit den Verantwortlichen in den Landeskirchen, Bistümern und Kirchengemeinden sich der beschriebenen Konsequenzen bewußt waren. Neben der Kenntnisnahme und Beurteilung der beschriebenen Sachverhalte machte die Verschärfung der Kriegslage um 1943 auch den Informationsfluß innerhalb der Kirchen zunehmend schwieriger. Direkte Aussprachen über Stadtgrenzen hinaus wurden fast unmöglich. Genauso undeutlich zeigt sich der Sachverhalt, wieweit die Kirchen gegen Ende des Krieges von nationalsozialistischen Entscheidungsträgern über Absichten bezüglich des Kirchenbaus informiert wurden bzw. desinformiert gelassen wurden. Zweifelsohne wurde in den offiziellen Aussagen deutlich, wohin die Entwicklung gehen sollte: Die Stellung der Kirchenbauten wird ersetzt durch NS-Gemeinschaftsbauten und die Bedeutung bestehender Kirchen orientiert sich am historischen Wert als nationales Denkmal. Doch selbst dieser Denkmalwert hatte gegen Ende des Krieges kaum noch eine Schutzfunktion. Denn spätestens, als die anrückenden Bodentruppen der Alliierten die Städte bedrängten, wurde den Kirchen mitgeteilt, dass das Militär die Anweisung habe, „die Verteidigung ohne Rücksicht auf künstlerische Denkmäler durchzuführen“<sup>235</sup>.

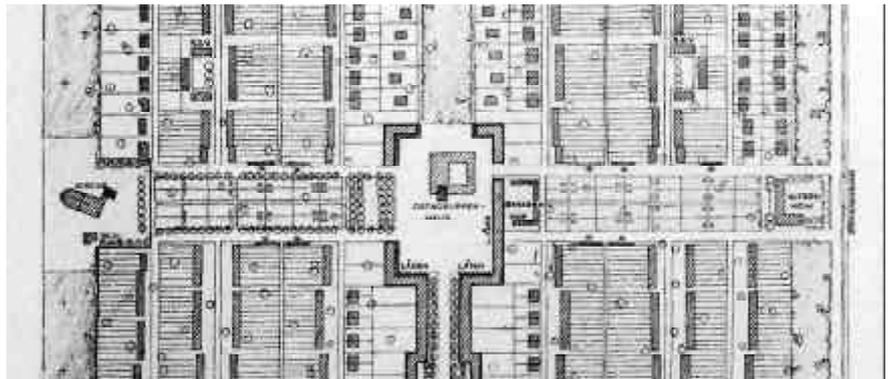
Bekanntermaßen kam es in allen hierarchischen Ebenen der NSDAP immer wieder zu Rivalitäten und Machtkämpfen. In demselben Maße waren die Auffassungen, wie man sich gegenüber der Kirchen zu verhalten habe, unter den politischen Entscheidungsträger nicht homogen. Unter ihnen gab es Parteimitglieder, die den Kirchen feindselig wie auch wohlgesonnen gegenüberstanden. Die Problematik einer unterschiedlichen Einschätzung schien sich um 1943 noch zu verstärken, so dass bei einigen Meldungen der Verdacht einer Indoktrination naheliegt, genauso aber ein Umdenken nicht ausgeschlossen werden kann.

Beispielsweise wurde im Februar 1944 zum Wiederaufbau zerstörter Kirchen offiziell gemeldet: „Im Rahmen der Vorbereitungen des Wiederaufbaus der durch Luftangriffe zerstörten Kirchen deutscher Städte hat der Beauftragte des Führers, Minister Speer, auf dem Gebiet des Kirchenbaues besonders befähigte Architekten berufen, Pläne für den Wiederaufbau zerstörter Kirchen auszuarbeiten.“<sup>236</sup> Eventuell war diese Meldung die Reaktion auf einen von der Deutschen Evangelischen Kirchenkanzlei im Dezember 1943 aufgesetzten Brief an Speer, in dem der Wunsch geäußert wurde, „bei den Planungen bereits vorhandener kirchlicher Bauten und etwa notwendig werdenden kirchlichen Neubauten berücksichtigt zu werden, und dass bei diesen Neubauten selbst ebenso wie bei den Wiederherstellungsarbeiten beschädigter Kirchen und kirchlicher Gebäude unsere kirchlichen Baufachberater und Bauämter mit ihren Erfahrungen nicht beiseite stehen müssen, sondern in den Wiederaufbau eingeschaltet werden“<sup>237</sup>. Weiter heißt es in dem Schreiben: „Aus diesem Grund würden wir es begrüßen, wenn sich aus der erbetenen Aussprache eine dauernde Zusammenarbeit entwickeln würde.“<sup>238</sup> Allerdings ist im Zentral-

archiv der Evangelischen Kirche nur noch ein durchgestrichener Entwurf zu diesem Brief erhalten, weswegen es auch möglich ist, dass dieses Ersuchen niemals bei Speer eintraf, geschweige denn eine ernst gemeinte Reaktion auslöste.

Nur schwer vorstellbar, aber nicht auszuschließen ist, dass in den Wiederaufbaustäben tatsächlich über die Realisierung von Kirchen gesprochen wurde. Ein Beispiel, das für diese Eventualität sprechen könnte, ist ein Plan, den Gerhard Langmaack 1944 im Rahmen eines unter den Mitarbeitern Konstanty Gutschows ausgeschriebenen Wettbewerbs einreichte. Gutschow leitete zu diesem Zeitpunkt den Arbeitsstab Wiederaufbauplanung in Hamburg und Langmaack schlug hierfür eine Siedlungszelle vor, in der das zentral gelegene „Ortsgruppenhaus“ von einem Altersheim und einer Kirche flankiert wurde.<sup>239</sup> Grundlage für die Integration einer Kirche bei der Planung einer Siedlungszelle könnte eine ähnliche Notiz gewesen sein, wie sie ein Mitarbeiter des Arbeitsstabes Wiederaufbauplanung am 20. Dezember 1944 erstellt hatte, auf dem, ausgehend von der Einwohnerzahl, die Anzahl der Kirchen aufgelistet war. Demnach wären auf 13.000 Einwohner eine Kirche gekommen, - in Klammern: „neu möglich“<sup>240</sup>. Anscheinend dachten also auch Mitarbeiter des Wiederaufbaustabes wieder über den Neubau von Kirchen nach.

In dem im November 1943 vollzogenen Perspektivenwechsel, der sich durch die programmatische Rede Speers markieren läßt, kritisierte dieser nach eigenen Worten den Vorwand der Gauleiter, „historische Bauwerke abzureißen, selbst wenn sie noch restaurationsfähig waren“<sup>241</sup>. Speer illustrierte diese Gefahr, „die sich aus



<sup>45</sup> Gerhard Langmaack: Siedlungszelle für den Wiederaufbau Hamburgs (Ausschnitt), 1944. Am linken Bildrand der Standort der Kirche.

der ideologischen Radikalität der Gauleiter ergeben hatte“, mit der Anekdote, wonach er „nach einem schweren Fliegerangriff mit dem Gauleiter zusammen von einer Dachterrasse das Trümmerfeld von Essen sah“ und dieser nebenbei meinte, „dass das Essener Münster nun gänzlich abgerissen würde, da es durch die Angriffe ohnehin beschädigt sei; der Modernisierung der Stadt sei es nur hinderlich.“<sup>242</sup> Speer weiter: „Die Begründung war in allen diesen Fällen die gleiche: Weg mit den Schlössern und Kirchen! Wir bauen uns nach dem Kriege unsere eigenen Denkmäler!“<sup>243</sup> Diesen Ansichten, für die sich Speer wenige Jahre zuvor noch mitverantwortlich zeigte, machte er nunmehr eine deutliche Absage und kennzeichnete sie in Ausführungen nach dem Krieg als seine Grundhaltung: „Ich hielt die Bewahrung der historischen Substanz der deutschen Städte und die Vorbereitung eines vernünftigen Wiederaufbaus für so wichtig, dass

ich selbst auf dem Höhe- und Wendepunkt des Krieges, im November und Dezember 1943, ein Schreiben an alle Gauleiter richtete, das sich nicht unwesentlich von meinen Vorkriegsplänen unterschied: Keine hochkünstlerischen Ideen mehr, sondern Sparsamkeit; eine großzügige Verkehrsplanung, die dem Ersticken der Städte durch Verkehrsnot entgegenzutreten sollte; industrielle Herstellung von Wohnungen, Altstadtsanierung und Geschäftshäuser in den Stadtzentren. Von monumentalen Großbauten war nicht mehr die Rede. Dazu war mir unterdes die Lust vergangen und Hitler, mit dem ich die Grundlinien dieser Planungskonzeption durchsprach, wohl auch.“<sup>244</sup>

Der programmatische Wandel in den Vorstellungen zur Stadtplanung hatte jedoch keinen personellen Wechsel in den neu geschaffenen Arbeitsstäben für den Wiederaufbau zur Folge. Mit Ernst Neufert, Herbert Rimpl, Friedrich Tamms und fünfzehn weiteren Planern wies der Arbeitsstab eine große Kontinuität der beteiligten Personen auf. Im Zentrum der Arbeit standen Erhebungen der Schäden, Entwicklung städtebaulicher Richtlinien sowie Vorschläge für den Wohnungsbau. In Abkehr von dem provisorischen Behelfswohnungsbau wurde die „richtige, einfache, sparsame Bauweise“ für das Bauen nach dem Kriege anvisiert, eine „Friderizianische Sparsamkeit in jeder Beziehung“<sup>245</sup>. Keiner dieser Planer hatte Erfahrungen im Kirchenbau oder diesbezüglich Ambitionen gezeigt. Angesichts der neuen Ausrichtung waren Kirchen wahrscheinlich auch kein Thema. Allerdings wären wiedererrichtete Kirchenbauten als identitätstiftende Baudenkmäler in diese Strategien durchaus integrierbar gewesen. Dafür hätte sich in den umfangreichen Listen die zwischen den Verwaltungen kursierten mit „Verbindungsmännern des Arbeitsstabes“ auch der prominente Name von Rudolf Schwarz gefunden. Dieser Name stand aber vermutlich wie manch anderer Architekt mit Erfahrungen im Kirchenbau auf dieser Liste aufgrund seiner offiziellen Planungstätigkeit während des „Dritten Reiches“, unabhängig davon, ob - wie im Fall von Schwarz - die landesplanerische Arbeit in Lothringen von den Parteigenossen und Kollegen als NS-konform anerkannt war oder von ihm selbst als Form einer „inneren Emigration“ gesehen wurde.

- <sup>1</sup> Ziegeler: Einführung in die christliche Kirchenbaukunst, Gütersloh 1900, S.69
- <sup>2</sup> Heckner: Praktisches Handbuch der kirchlichen Baukunst, <sup>3</sup>1897 (1.Aufl. 1886; 2.Aufl. 1891)
- <sup>3</sup> ebenda, S.19
- <sup>4</sup> Scheffler: Moderne Baukunst, Leipzig <sup>2</sup>1908
- <sup>5</sup> ebenda, S.92
- <sup>6</sup> ebenda, S.93
- <sup>7</sup> zit.n.: Christoph Mehl; Jörg Thierfelder: Ökumene im Krieg. Evang.-kath. Gespräche und innerprotestantische Vergewisserungen i. d. Endphase des "Dritten Reiches"; in: Zeitschrift für Kirchengeschichte, Bd.108, 1997, S.345
- <sup>8</sup> DUBY: Der heilige Bernhard und die Kunst der Zisterzienser, Stuttgart 1981, S.87
- <sup>9</sup> Paul Girkon: St. Nikolai; in: Zement, Heft 1, 1931, S.3
- <sup>10</sup> ebenda, S.3
- <sup>11</sup> Theodor Fischer über seinen Entwurf, zit.n. Reiner Wertz: Pauluskirche in Ulm; in: Hangleiter: Theodor Fischer als Kirchenbauer, Weißenhorn 1999, S.75
- <sup>12</sup> zit.n. Distel: Protestantischer Kirchenbau seit 1900 in Deutschland, Leipzig 1933, S.14
- <sup>13</sup> Hartung: Ausblicke in die Zukunft der deutschen Baukunst, Berlin 1915
- <sup>14</sup> ebenda, S.18
- <sup>15</sup> ebenda, S.18
- <sup>16</sup> Mebes: Um 1800, München <sup>3</sup>1920, S.XII
- <sup>17</sup> ebenda, S.159
- <sup>18</sup> ebenda, S.159
- <sup>19</sup> ebenda, S.159f
- <sup>20</sup> August Hoff: Ausstellungen des Werkes von Professor Dominikus Böhm; in: Das Münster, Heft 5/6, 1948, S.168
- <sup>21</sup> Schnell: Der Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in Deutschland, München 1973, S.42
- <sup>22</sup> zit.n. Georg Lill: Westdeutsche Kirchenbaukunst; in: Die christliche Kunst, Heft 9/10, 1928, S.258
- <sup>23</sup> ebenda, S.258
- <sup>24</sup> ebenda, S.258
- <sup>25</sup> Reinhold Ewald: Die Pfarrkirche aus Sicht des Malers; in: Pfeifer (Hg.): Sehnsucht des Raumes, Regensburg 1998, S.117
- <sup>26</sup> Dominikus Böhm: Brief an Pfarrer Hugo Dümler vom 20.12.26, HASTk, Bestand 1208, Akte 117/99
- <sup>27</sup> Pfarrer Dümler: Brief an Dominikus Böhm vom 27.12.26, HASTk, Akte 117/100, Bestand 1208
- <sup>28</sup> ebenda
- <sup>29</sup> Seib: Der Kirchenbaumeister Martin Weber, Diss. Mainz 1999; sowie u.a. in: Der Architekt, Heft 10, 1996; Der Architekt, Heft 2, 1997
- <sup>30</sup> zit.n. Seib: Der Kirchenbaumeister Martin Weber, Mainz 1999, S. 84
- <sup>31</sup> ebenda, S.89
- <sup>32</sup> Bartning: Vom neuen Kirchbau, Berlin 1919
- <sup>33</sup> ebenda, S.7
- <sup>34</sup> ebenda, S.25ff
- <sup>35</sup> ebenda, S.29
- <sup>36</sup> ebenda, S.27
- <sup>37</sup> ebenda, S.33
- <sup>38</sup> ebenda, S.33
- <sup>39</sup> ebenda, S.33
- <sup>40</sup> ebenda, S.50
- <sup>41</sup> ebenda, S.50
- <sup>42</sup> ebenda, S.47ff
- <sup>43</sup> ebenda, S.56
- <sup>44</sup> ebenda, S.100
- <sup>45</sup> ebenda, S.97
- <sup>46</sup> ebenda, S.98
- <sup>47</sup> ebenda, S.98
- <sup>48</sup> ebenda, S.83ff
- <sup>49</sup> ebenda, S.83
- <sup>50</sup> ebenda, S.85
- <sup>51</sup> ebenda, S.96
- <sup>52</sup> Ziegler: Volk, Staat und Persönlichkeit, 1917, in: G. Fischer (?)
- <sup>53</sup> Bartning: Vom neuen Kirchbau, Berlin 1919, S.116
- <sup>54</sup> ebenda, S.115f
- <sup>55</sup> ebenda, S.116
- <sup>56</sup> ebenda, S.117
- <sup>57</sup> ebenda, S.119f
- <sup>58</sup> ebenda, S.120
- <sup>59</sup> ebenda, S.129
- <sup>60</sup> Seng: Kirchenbau zwischen Politik, Kunst und Liturgie, Tübingen/Berlin 1995, S.169
- <sup>61</sup> zit.n.: Distel: Protestantischer Kirchenbau seit 1900 in Deutschland, Leipzig 1933, S.19
- <sup>62</sup> Rudolf Schwarz: Brief an Gerhard Langmaack vom 12.4.53, NRS, Briefwechsel
- <sup>63</sup> zit.n. Adam: Theologische Aspekte zum modernen Kirchenbau, Mainz 1968, S.5
- <sup>64</sup> van Acken: Christozentrische Kirchenkunst. Ein Entwurf zum Liturgischen Gesamtkunstwerk, Gladbeck <sup>2</sup>1923
- <sup>65</sup> Böhm; Weber: Denkschrift zur Einweihung der katholischen Pfarrkirche Peter und Paul in: Pfeifer (Hg.): Sehnsucht des Raumes, Regensburg 1998, S.9-12
- <sup>66</sup> van Acken: Christozentrische Kirchenkunst, Gladbeck <sup>2</sup>1923, S.1
- <sup>67</sup> ebenda, S.II
- <sup>68</sup> ebenda, S.III
- <sup>69</sup> Cornelius Gurlitt: Die deutsche Kunst des Neunzehnten Jahrhunderts; in: Paul Schlenther u.a. (Hg.): Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung, Bd.II, Berlin 1899, S.480
- <sup>70</sup> zit.n. Ruppert: Burg Rothenfels, Burg Rothenfels 1979, S.15
- <sup>71</sup> Bernhard Strehler: Aus dem Werden und Leben Quickborns, S.27; zit.n.: Ruppert: Burg Rothenfels, Burg Rothenfels 1979, S.16
- <sup>72</sup> Guardini: Vom Geist der Liturgie, Freiburg <sup>13</sup>1934
- <sup>73</sup> ebenda, S.4
- <sup>74</sup> ebenda, S. 36
- <sup>75</sup> Hanna-Barbara Gerl: Romano Guardini; in: Greschat (Hg.): Gestalten der Kirchengeschichte, Bd.10,2, Stuttgart 1986, S.74
- <sup>76</sup> Guardini: Vom Geist der Liturgie, Freiburg <sup>13</sup>1934, S.73
- <sup>77</sup> ebenda, S.75
- <sup>78</sup> ebenda, S.25f
- <sup>79</sup> Rolf Ammann: Vorwort; in: Die Schildgenossen, Heft 1, 1920, S.3; zit.n. Ruppert: Burg Rothenfels, Burg Rothenfels 1979, S.17
- <sup>80</sup> Rudolf Schwarz: Neubau aus der Gemeinde; in: Die Schildgenossen, Heft 16, 1936/37, S.154, zit.n. Ruppert: Burg Rothenfels, Burg Rothenfels 1979, S.48
- <sup>81</sup> Romano Guardini: Brief an Rudolf Schwarz vom 23.1.1925, NRS, Briefwechsel
- <sup>82</sup> Romano Guardini, Kanzlei Burg Rothenfels: Brief an Rudolf Schwarz vom 25.7.1927, NRS, Briefwechsel
- <sup>83</sup> ebenda
- <sup>84</sup> Romano Guardini: Brief an Rudolf Schwarz vom 6.7.1926 wegen Einrichtungsgegenstände in Rothenfels, NRS, Briefwechsel

- <sup>85</sup> ebenda
- <sup>86</sup> zit.n. Weyres: Neue Kirchen im Erzbistum Köln 1945-56, Düsseldorf 1957, S.13
- <sup>87</sup> ebenda, S.13
- <sup>88</sup> ebenda, S.15
- <sup>89</sup> Freckmann: Kirchenbau. Ratschläge und Beispiele, Freiburg im Breisgau 1931
- <sup>90</sup> ebenda, S.V
- <sup>91</sup> ebenda, S.96
- <sup>92</sup> ebenda, S.96
- <sup>93</sup> ebenda, S.96
- <sup>94</sup> Pfammatter: Betonkirchen, Einsiedeln 1948
- <sup>95</sup> ebenda, S.85
- <sup>96</sup> ebenda, S.85
- <sup>97</sup> ebenda, S.85
- <sup>98</sup> Paul Girkon: St. Nikolai; in: Zement, Heft 1, 1931, S.3
- <sup>99</sup> Paul Girkon: Die neue Nicolai-Kirche in Dortmund; in: Baumeister, Heft 1, 1931, S.28
- <sup>100</sup> ebenda, S.28
- <sup>101</sup> ebenda, S.29
- <sup>102</sup> Paul Girkon: St. Nikolai; in: Zement, Heft 1, 1931, S.12
- <sup>103</sup> ebenda, S.12
- <sup>104</sup> ebenda, S.12
- <sup>105</sup> ebenda, S.8
- <sup>106</sup> Paul Girkon: Die neue Nicolai-Kirche in Dortmund; in: Baumeister, Heft 1, 1931, S.29
- <sup>107</sup> ebenda, S.31
- <sup>108</sup> o.A.: Internationale Presseausstellung Köln 1928, Köln 1928, S.2
- <sup>109</sup> Marschall (Hg.): Führer durch die Katholische Sonderschau der Pressa, Köln 1928, S.111
- <sup>110</sup> ebenda, S.111
- <sup>111</sup> Berthold Paeschke: Die grosse Kölner Presseausstellung; in: Die christliche Kunst, Heft 4 (Januar), 1929, S.121
- <sup>112</sup> Marschall (Hg.): Führer durch die Katholische Sonderschau der Pressa, Köln 1928, S.88
- <sup>113</sup> Berthold Paeschke: Die grosse Kölner Presseausstellung; in: Die christliche Kunst, Heft 4 (Januar), 1929, S.121
- <sup>114</sup> Girkon: Die Stahlkirche, Berlin 1928, S.5
- <sup>115</sup> ebenda, S.10
- <sup>116</sup> ebenda, S.10
- <sup>117</sup> Posener: Otto Bartning. Zum hundertsten Geburtstag des Baumeisters am 12.4.1983, Berlin 1983, S.5
- <sup>118</sup> Girkon: Die Stahlkirche, Berlin 1928
- <sup>119</sup> Paul Girkon: Neubauten evangelischer Gemeinden und Verbände in Westdeutschland, 1932, zit.n.: Giebeler: Sakrale Gesamtkunstwerke, Weimar 1996, S.126
- <sup>120</sup> Girkon: Die Stahlkirche, Berlin 1928, S.18
- <sup>121</sup> ebenda, S.18
- <sup>122</sup> ebenda, S.6
- <sup>123</sup> ebenda, S.6
- <sup>124</sup> ebenda, S.6
- <sup>125</sup> Fuchs: Pressa Köln, Köln 1958, o.P.
- <sup>126</sup> Pfeill, Karl Gabriel: Zur neuen religiösen Baukunst; in: Die christliche Kunst, Heft 8/9 (Mai Juni), 1929, S.278
- <sup>127</sup> Berthold Paeschke: Die grosse Kölner Presseausstellung; in: Die christliche Kunst, Heft 4 (Januar), 1929, S.122
- <sup>128</sup> ebenda, S.122
- <sup>129</sup> ebenda, S.122
- <sup>130</sup> Schwarz: Vom Bau der Kirche, Würzburg: Werkbundverlag 1938; 2. Auflage: Heidelberg 1947
- <sup>131</sup> Romano Guardini: Manuskript an Rudolf Schwarz, o.J., 2 S., NRS, Korrespondenz; sowie: Romano Guardini: Zum Geleit; in: Schwarz: Vom Bau der Kirche, Heidelberg 1947, o.P.
- <sup>132</sup> Schwarz: Vom Bau der Kirche, Heidelberg 1947, S.153
- <sup>133</sup> zit.n. Pehnt; Strohl: Rudolf Schwarz, Ostfildern-Ruit 1997, S.71
- <sup>134</sup> Schwarz: Vom Bau der Kirche, Heidelberg 1947, S.78
- <sup>135</sup> beispielsweise: Zahner: Rudolf Schwarz, Altenberge 1992, S.198ff; Richter: Kirchenräume und Kirchenträume, Freiburg 1998, S.62ff
- <sup>136</sup> Schwarz: Kirchenbau, Heidelberg 1960, S.5
- <sup>137</sup> ebenda
- <sup>138</sup> Schwarz: Vom Bau der Kirche, Heidelberg 1947, S.4
- <sup>139</sup> ebenda, S.4
- <sup>140</sup> ebenda, S.61
- <sup>141</sup> ebenda, S.10
- <sup>142</sup> ebenda, S.19
- <sup>143</sup> ebenda, S.17
- <sup>144</sup> ebenda, S.17
- <sup>145</sup> ebenda, S.17f
- <sup>146</sup> ebenda, S.19
- <sup>147</sup> Romano Guardini: Die neuerbaute Fronleichnamkirche in Aachen; in: Die Schildgenossen, Heft 11, 1931, S.267; zit.n.: Pehnt; Strohl: Rudolf Schwarz, Ostfildern-Ruit 1997, S.73
- <sup>148</sup> ebenda, S.73
- <sup>149</sup> Schwarz: Vom Bau der Kirche, Heidelberg 1947, S.3
- <sup>150</sup> ebenda, S.3f
- <sup>151</sup> ebenda, S.4
- <sup>152</sup> ebenda, S.13
- <sup>153</sup> ebenda, S.5
- <sup>154</sup> Rudolf Schwarz: Neues Bauen?; in: Die Schildgenossen, 9.Jg., 1929, S.207-217; sowie in: Schwarz: Wegweisung der Technik, Braunschweig 1979, S.121-131
- <sup>155</sup> Schwarz: Wegweisung der Technik, Braunschweig 1979, S.127
- <sup>156</sup> ebenda, S.127
- <sup>157</sup> Rudolf Steinbach: Rudolf Schwarz zum 50.Geburtstag; in: Baukunst und Werkform, Heft 1, 1947, S.90-92
- <sup>158</sup> ebenda, S.90
- <sup>159</sup> Leitl: Von der Architektur zum Bauen, Berlin 1936
- <sup>160</sup> Rudolf Steinbach: Rudolf Schwarz zum 50.Geburtstag; in: Baukunst und Werkform, Heft 1, 1947, S.90/92
- <sup>161</sup> o.A.: Der evangelische Kirchenbau in der Groszstadt; in: Baumeister, Heft 1, 1931, S.17
- <sup>162</sup> Tillich: Gesammelte Werke, Band IX (Die religiöse Substanz der Kultur), Stuttgart 1975
- <sup>163</sup> ebenda, S.84
- <sup>164</sup> vgl. Peter Haigis: Kritik und Gestaltung. Tillichs Perspektiven zum Verhältnis von Protestantismus und Kultur; in: Burmeister (Hg.): Paul Tillichs Theologie der Kultur, Loccum 2000, S.15-51
- <sup>165</sup> ebenda, S.24f
- <sup>166</sup> ebenda, S.25
- <sup>167</sup> Tillich: Gesammelte Werke, Band IX, Stuttgart 1975, S.327
- <sup>168</sup> Distel: Protestantischer Kirchenbau seit 1900 in Deutschland, Zürich 1933
- <sup>169</sup> ebenda, S.6
- <sup>170</sup> ebenda, S.6
- <sup>171</sup> ebenda, S.9
- <sup>172</sup> Pollak: Der Baumeister Otto Bartning, Bonn 1926, S.11f

- 173 Bruno Taut: Nieder der Seriosismus!; in: Conrads (Hg.): Bruno Taut: Frühlicht 1920-1922, Frankfurt/M., 1963, S.11
- 174 Taut: Die neue Wohnung, Leipzig <sup>5</sup>1928, S.122
- 175 Julius Posener: Heinrich Tessenow II; in: arch+, Heft 53, 1980, S.23
- 176 Georg Lill: Westdeutsche Kirchenbaukunst; in: Die christliche Kunst, Heft 9/10 (Juni/Juli), 1928, S.257
- 177 Pollak: Der Baumeister Otto Bartning, Bonn 1926, S.28
- 178 ebenda, S.23
- 179 ebenda, S.33
- 180 ebenda, S.23
- 181 Rudolf Pfister: Kirchenbau - heute?; in: Baumeister, Heft 12, 1948, S.458
- 182 Schnell: Der Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in Deutschland, München 1973
- 183 ebenda, S.51
- 184 Nerdinger (Hg.): Bauen im Nationalsozialismus. Bayern 1933-1945, München 1993, S.303
- 185 Brülls: Neue Dome, Berlin 1994
- 186 ebenda (Untertitel)
- 187 Kerstin Englert: Kirchen zwischen 1933 und 1945; in: Architekten- und Ingenieur-Verein zu Berlin (Hg.): Berlin und seine Bauten. Teil VI, Berlin 1997, S.195-206
- 188 ebenda, S.195
- 189 ebenda, S.195
- 190 Deutsche ev. Kirchenkanzlei, Berlin: Rundschreiben an die evangelischen Konsistorien in Königsberg, Danzig, Stettin, Schneidemühl, Breslau, Berlin, Magdeburg, Münster, Koblenz, und die stolbergischen Konsistorien vom 17. März 1934, Aktenzeichen E.O. I 6548/3, EZA, Bestand 7, Nr.5757
- 191 ebenda
- 192 ebenda
- 193 Deutsche ev. Kirchenkanzlei, Berlin: Schreiben an die evangelischen Konsistorien des inländischen Aufsichtsbereichs - einschl. der beiden stolbergischen Konsistorien vom 8. Mai 1934 (Aktenzeichen E.O. I 6734/34), EZA, Bestand 7, Nr.5757
- 194 ebenda
- 195 ebenda
- 196 Briefe versch. evangelischer Konsistorien vom Februar und März 1939; EZA, Bestand 7, Nr.5769
- 197 Ev. Oberkirchenrat: Rundschreiben an die altpreußischen Konsistorien, EZA, Bestand 2, Nr.726
- 198 Deutsche ev. Kirchenkanzlei, Berlin: Schreiben an die evangelischen Konsistorien des inländischen Aufsichtsbereichs - einschl. der beiden stolbergischen Konsistorien vom 8. Mai 1934 (Aktenzeichen E.O. I 6734/34), EZA, Bestand 7, Nr.5757
- 199 Reichsminister für die kirchlichen Angelegenheiten: Rundschreiben an die kirchlichen Behörden vom 4.9.1939 (Aktenzeichen III 299/39), EZA, Bestand 7, Nr.5769
- 200 ebenda
- 201 ebenda
- 202 Reichsminister für die kirchlichen Angelegenheiten: Rundschreiben an die kirchlichen Behörden vom 15.12.1939 (Aktenzeichen III 3953/39,II,I), EZA, Bestand 7, Nr.5769
- 203 Otto Bartning: Brief an Gustav Hartlaub vom 13.1.1954, BATHD, Akte 501/49-3
- 204 Erica Schirmer: Brief an Bartning, o.D., BATHD, Akte 301/41-1
- 205 Interview von Dr. Erica Schirmer, Berlin mit Otto Bartning, o.D., BATHD, 301/41-1
- 206 Protokoll der Besprechung am 12.7.1940 beim Evangelischen Oberkirchenrat, EZA, Bestand 7, Nr.5769
- 207 ebenda
- 208 ebenda
- 209 ebenda
- 210 Abschrift aus „junge Kirche“, Halbmonatsschrift für reformatorisches Christentum, 8.Jg., Heft 18, Göttingen, 14.9.1940, EZA, Bestand 7, Nr.5769
- 211 ebenda
- 212 Ev. Oberkirchenrat: Rundschreiben an die ev. Konsistorien vom 17.3.1941 (Aktenzeichen E.O.I. 6388/41), EZA, Bestand 7, Nr.5769
- 213 Kunze: Evangelisches Kirchenbuch für Kriegszeit, Göttingen 1939
- 214 ebenda, S. 6
- 215 Schacht (Hg.): Bauhandbuch für den Aufbau im Osten, Berlin 1943
- 216 ebenda, S.59
- 217 ebenda, S.59
- 218 Otto Bartning: Dankschreiben an Bischof Heckel vom 28.4.1943 auf dessen Glückwunschsreiben zu Bartning's 60.Geburtstag, EZA, Bestand 7, Nr.5771
- 219 Deutsche Evangelische Kirche: Rundschreiben vom 21.4.1942, Aktenzeichen Nr.3974, AELKS, Akte 436d
- 220 o.A.: Das Schuldkonto der Luftgangster; in: Völkischer Beobachter, 30.5.1943, EZA, Bestand 7, Nr.3105
- 221 ebenda
- 222 Bernhard Hopp: Denkschrift vom Februar 1942, Abschrift zu E.O.I. 6224/42, EZA, Bestand 7/5769 (zugleich Rundschreiben des evang. OKR an die evang. Konsistorien vom 27.2.1942)
- 223 ebenda
- 224 ebenda
- 225 ebenda
- 226 ebenda
- 227 ebenda
- 228 ebenda
- 229 ebenda
- 230 ebenda
- 231 ebenda
- 232 ebenda
- 233 ebenda
- 234 Kanzlei der EKD, Schwäbisch Gmünd: Rundschreiben an Kirchenleitungen und Landesbruderräte vom 26.11.1945, EZA, Akte 2/726
- 235 Grosche: Kölner Tagebuch 1944-46, Köln <sup>2</sup>1992, S.106
- 236 Schriftwechsel (Anfragen der Landeskirchen) bezügl. einer Meldung in „Pfarramt und Theologie“, Nr.2, 1944, S.9, EZA, Akte 2/726
- 237 Deutsche Evang. Kirchenkanzlei: Briefentwurf an Albert Speer bezgl. Wahrnehmung baulicher Interessen der Deutschen Evang. Kirche bei der Planung zerstörter Städte vom Dezember 1943, EZA, Akte 2/726
- 238 ebenda
- 239 Langmaack: Wettbewerbsbeitrag zur Überarbeitung und Detaillierung der Siedlungszelle für den Wiederaufbau Hamburgs; in: Bartels: Die Architekten Langmaack, Hamburg 1998, S.52
- 240 Heesch (Arbeitsstab Wiederaufbauplanung zerstörter Städte): Notiz „Kirchen“ (mit Vermerk: „Auszug aus: v. Rechenberg: Einmaleins der Siedlung“) vom 20.12.1944, Manuskript, 1 Seite; IGMA-Archiv/Nachlaß Gutschow, Akte 2458-01: Städtebau. Gemeinschaft, Kult, Kirche
- 241 Speer: Erinnerungen, Frankfurt am Main 1969, S.327
- 242 ebenda, S.327
- 243 ebenda, S.327
- 244 ebenda, S.327f
- 245 Konstanty Gutschow: Rundschreiben an die Berater vom 20.4.1944; zit.n. Durth: Deutsche Architekten, Braunschweig 1986, S.222